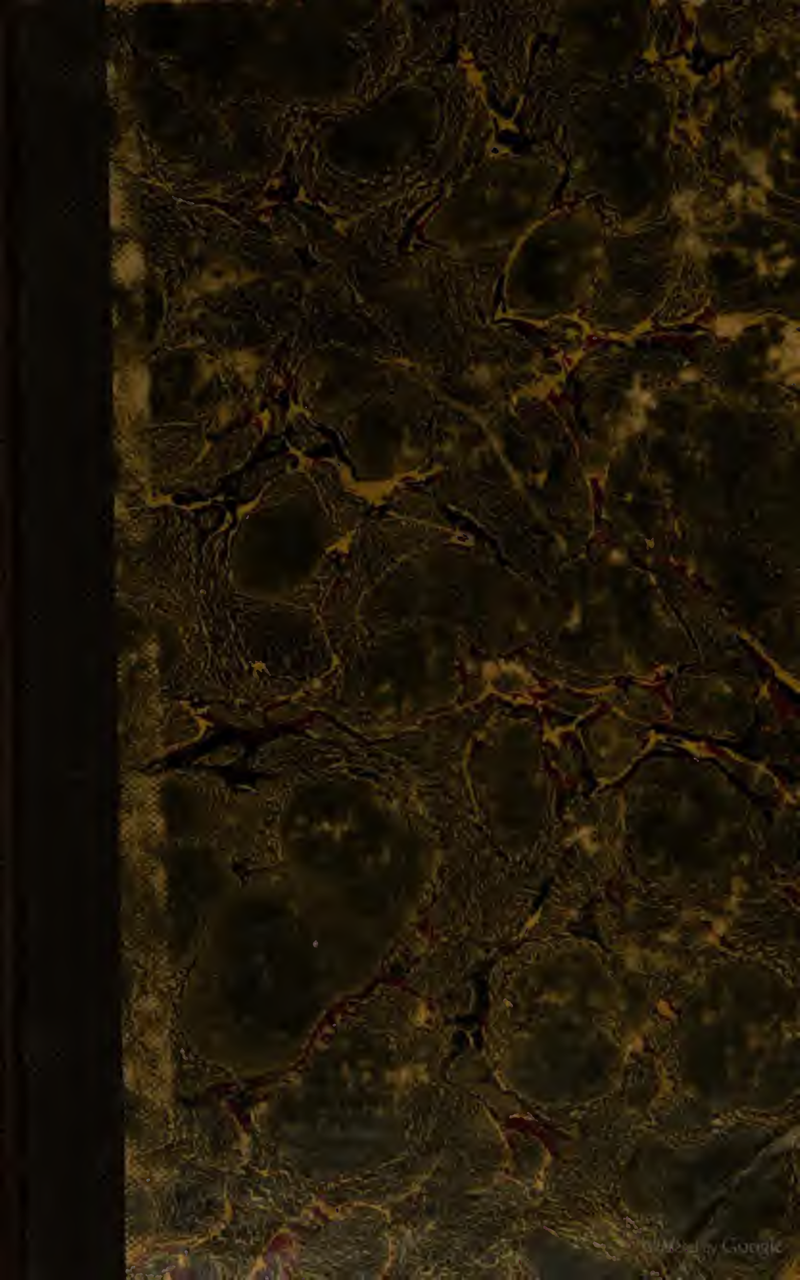




<36601668870019

Literarhistorisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

R. E. Prutz.

Sechster Jahrgang:

1848.

Mit Beiträgen von A. Bock, Th. W. Danzel, R. Haym, Th. Jacobi, K. R. Köstlin, A. Laun, K. A. Mayer, D. H. Sanders, R. Treitschke, und dem Herausgeber.

Hannover,
Verlag von C. F. Kius.

M. H. E. Meier,

Professor an der Universität zu Halle,

widmet

diesen sechsten Band

des

Literarhistorischen Taschenbuchs

der

Herausgeber.

Dem

Literarhistorischen Taschenbuch

haben ihre Theilnahme zugesagt

die Herren:

W. Alexis in Berlin.
J. A. Altenhöfer in Augsburg.
Berthold Auerbach in Heidelberg.
Agathon Benary in Berlin.
Theod. Bergk in Marburg.
Bernhardy in Halle.
Bock in Göttingen.
Brinckmeier in Halle.
Cybulski in Berlin.
Danzel in Leipzig.
Duncker in Halle.
Eckermann in Weimar.
Ellissen in Göttingen.
Feuerbach in Bruckberg bei Ansbach.
Flügel in Meissen.
Gervinus in Heidelberg.
Göttling in Jena.
J. Grimm in Berlin.
W. Grimm in Berlin.
Haarbrücker in Halle.
Hagen in Heidelberg.
Haltaus in Leipzig.
Hand in Jena.
Helbig in Dresden.
Hertzberg in Elbing.
Herwegh in Paris.
Hiecke in Merseburg.
Hoffmann von Fallersleben.
Jacobi in Breslau.
J. P. Jordan in Leipzig.
Jung in Königsberg.
Kahlert in Breslau.
Keller in Tübingen.
Klüpfel in Tübingen.
Koberstein in Pforta.
Köppen in Berlin.
K. R. Köstlin in Tübingen.
A. Laun in Bremen.
Mayer in Oldenburg.
Meyen in Berlin.
Kanzler **von Müller** in Weimar.
Müller-Strübing in Berlin.
Oppermann in Hoya.
Passow in Meiningen.
Pott in Halle.
Rapp in Tübingen.
A. von Reumont in Berlin.
Regis in Breslau.
Ritschl in Bonn.
Rödiger in Halle.
Röppell in Breslau.
Rogge in Elbing.
Rosenkranz in Königsberg.
Ruge in Leipzig.
Rupp in Königsberg.
E. Ruth in Heidelberg.
F. Sander in Altstrelitz.
Schaefer in Bremen.
Schöll in Weimar.
Schücking in Köln.
Schwarz in Halle.
A. Stahr in Oldenburg.
K. Stahr in Stettin.
Strauß in Stuttgart.
Teuffel in Tübingen.
J. Tittmann in Göttingen.
Treitschke in Leipzig.
Vischer in Tübingen.
Wellmann in Stettin.
Edm. Zoller in Stuttgart.

Inhalt.

Tasso und Leonore,

oder

welchen Stoff hatte Goethe?

Von

Theodor Jacobi.

Als Goethe aus dem Leben Tasso's ein Schauspiel zu bilden unternahm, waren genau zweihundert Jahre vergangen, seit der Ruhm Torquato Tasso's sich mit dem ersten vollständigen Abdruck des befreiten Jerusalem in weiteren Kreisen, erst Italiens, dann bald Europa's, verbreitete. Ebenso alt, kann man wohl sagen, war das Interesse für die Lebensverhältnisse des Dichters. Denn, ungleich den meisten Fällen, war gleichsam mit einem Schlage die Überzeugung erweckt worden, daß hier ein ungewöhnliches, ein furchtbar tragisches Schicksal gewaltet hatte. Sein großes Werk war von fremder Hand herausgegeben, er selbst befand sich unter den Wahnsinnigen im Hospital St. Anna in Ferrara.

Nun wußte man, in Italien wenigstens, sehr wohl, wie auf seiner einst reichen und stolzen Familie lange Zeit sehr schwer die Hand des Unglücks geruht und Torquato dieses selbst nur durch persönliche Vorzüge überwunden hatte. Sein Vater Bernardo hatte sich nämlich in Neapel an Ferrante Sanseverino, Fürsten von Salerno, angeschlossen, war bei politischen Kämpfen mit ihm aus dem Vaterlande gewichen, in Frankreich bemüht gewesen, einen Heerzug gegen dasselbe zu veranlassen und lebte dann, für einen Rebellen erklärt und seines Vermögens verlustig, in verschiedenen Städten Italiens, arm und meist mit unglücklichen Projecten beschäftigt. Torquato war schon als Knabe sein Begleiter und auch die Entziehung des mütterlichen Vermögens war darum auf ihn mit

ausgedehnt worden. Allein sein großes dichterisches Talent hatte ihm in den ersten Jünglingsjahren an dem Cardinal Luigi von Este einen hohen Gönner erworben. Durch ihn war er nach Ferrara gekommen, den Prinzessinnen Lucrezia und Leonore bekannt geworden und endlich auf ihre Verwendung in den Dienst des Herzogs getreten. Es war ihm da entgegengekommen, was immer die Phantasie eines poetischen Jünglings reizen kann: das Leben eines prächtigen, kunstliebenden Hofes, der Verkehr mit ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern, der vertraute Umgang mit hochgebildeten und hochgestellten Frauen, Gunst und Theilnahme der Machthaber. Sein bescheidenes und edles Wesen hatte ihn beliebt gemacht. Er konnte sich, schon durch seine lyrischen Gedichte und seinen Amintà berechtigt, im stolzen Bewußtsein seines Dichtertalents allen Mitbewerbern überlegen fühlen. Nun, im ersten blühenden Mannesalter, hatte er sein befreites Jerusalem beendet, mit welchem er sich den ersten epischen Dichtern des Alterthums an die Seite stellen und den dadurch unsterblich gefeierten Herzog Alfons für immer verbunden zu haben hoffen konnte. Da, gerade in dem Augenblicke, als zu dem Allen noch die wirkliche Anerkennung seines Verdienstes kommen sollte, ereilte ihn das Verhängniß und man mußte sich dieses ganze reiche Dasein zertrümmert, ja aufgehoben denken.

Zwar öffneten sich die Pforten des Irrenhauses wieder, der unglückliche Dichter trat zurück in die Welt: allein er blieb zeitlebens krank, düster und schwermüthig. Seine alten Verhältnisse stellten sich nicht wieder her. Seine Hoffnung, als Lohn für sein Epos ein freies Besitzthum zu erwerben, war vereitelt. Ohne Heimath irrte er unstät durch Italien. Mit den neuen Gönnern, die sich ihm darboten, wollte sich kein dauerndes Verhältniß bilden. Er lebte oft mondenlang als ein Gast von der Milde der Klöster. Zuweilen hat er

an dem Nothdürftigsten Mangel gelitten. Auch ist er selbst jener alte Tasso nicht mehr, der sich im Amintà so liebe- und lebelustig gezeigt, der in seinem Epos so keck die weltliche Lust mit dem andächtigen Streben verschwistert, die Regelmäßigkeit so gewandt mit der Lebendigkeit vermählt hatte. Er dient nun als ein scheuer und unsicherer Knecht der Kritik und der Andacht, zerstört das Leben seines eigenen früheren Werkes, indem er es umarbeitet, und wählt sich zu neuen Arbeiten kirchliche, matte Stoffe. Wie eine Blüthe, von einem Wurm zernagt, welkt sein Geist, und die Welt, die es früher beklagte, daß der Dichter ihr verloren gegangen war, mußte nun den noch viel größeren Jammer mit ansehen, daß der Dichter sich selbst entfremdet war und mit Bewußtsein auf den Ruin seines eigenen Glücks hinschaute.

Dabei ruhte ein gewisses Dunkel auf der siebenjährigen Einsperrung Tasso's, welches zu dem bekannten noch verborgenes, herberes Leid anzudeuten schien. Es wurden Umstände bekannt, welche es zweifelhaft machten, ob es sich hier um eine bloße Krankheit des Geistes, ja ob es sich überhaupt um eine solche gehandelt habe.

Tasso war **1579** in das Hospital gebracht worden, als er sich, eben zurückgekehrt nach Ferrara und bei dem Wirrwarr, den die Hochzeitsfeier Alfonso's veranlaßte, schlecht oder gar nicht versorgt und aufgenommen, öffentlich in Schmähungen über den Herzog und sein Haus ergossen hatte. Er dichtete schon nach drei Tagen ein Sonett der künstlichsten Art, schrieb in seinem Gewahrsam dann Briefe und Gedichte in großer Zahl, einige philosophische Dialoge und eine Apologie seines befreiten Jerusalem: und diese Sachen alle zeigen keine Spur einer Geistesverwirrung oder Schwäche. Auch betrachtete er sich selbst immer als einen Gefangenen und bat schriftlich die ihm bekannten Fürsten und sogar den Kaiser, für seine

Befreiung zu wirken. Und in der That seine Entlassung erfolgte nicht auf eine Erklärung des Arztes, daß er genesen sei, sondern auf die Bitte des Herzogs von Mantua, der ihn dann mit sich nahm. Er galt noch für geisteskrank. Allein er bewegt sich sofort wie ein geistig völlig Gesunder mit aller Schicklichkeit, beginnt wieder größere poetische Arbeiten und wird an Höfen und in gelehrten Kreisen gern gesehen und eifrig aufgesucht. Nur die Erlaubniß, nach Ferrara zurückzukehren, erhielt er nicht wieder und von da kam ihm ferner auch kein Zeichen der Anerkennung und der Theilnahme zu. Sah das nicht aus, als ob Alfons ungnädig und erzürnt gegen Tasso gewesen sei und den Vorwand des Wahnsinns nur benutzt habe, ihn ohne Aufsehen zu bestrafen? War das wirklich geschehen, waren seine späteren körperlichen und Gemüthszustände nur durch die Leiden des Kerkers entstanden, hatte er nie anders gerast, als in der Wuth des Zornes, hatte ihn nie ein anderer Wahnsinn überwältigt, als der der Verzweiflung, wie viel furchtbarer erschien dann noch sein Geschick?! Und welche Verwicklung der Verhältnisse mußte man voraussetzen, um eine solche Grausamkeit bei Alfonso zu erklären, von dem Tasso gelegentlich erwähnt, er habe ihm bei einer früheren Krankheit nicht bloß die Liebe eines Patrons, sondern die eines Vaters oder Bruders bewiesen. Indeß man lebte freilich in Italien und in jenem sechzehnten Jahrhundert, welches zwischen den Blüthen der Kunst so oft die Furien der Leidenschaften entfesselt gesehen, unglaubliche Gewaltthaten innerhalb fürstlicher Familien erlebt hatte und schrak deßhalb nicht so leicht vor finsterem Argwohne zurück.

Eine Stimme erhob sich wohl, die behauptete, Tasso habe, gesunden Geistes, freiwillig die Maske des Wahnsinns vorgenommen, der Welt das Schauspiel des Undanks zu ent-

ziehen, den er vom Herzog und von Seiten des neidischen und gegen ihn intriguirenden Hofes erfahren habe. Es war das Alessandro Guarini, dessen Vater Baptista selbst mit bitteren Klagen über die Kargheit Alfonso's aus Ferrara geschieden war. Er stellte (i. J. 1600) Tasso in einem Dialoge als einen philosophischen Menschenfreund dar, der sich, tief betrübt über seine Zeit, selbst zum Opfer gebracht, um nicht der Nachwelt den Glauben an die Belohnung der Tugend unter den Menschen zu Grunde gehen zu lassen. Allein es lag in dieser Behauptung doch gar zu wenig Wahrscheinlichkeit. Sie ward also überhört und nur darin neigte sich die allgemeine Meinung ihr zu, daß man an dem Wahnsinn Tasso's zweifelte und ihn sich gern vom Neide des Hofes umlagert vorstellte. Sonst hielt man für nöthig, sich den Herzog irgendwie beleidigt zu denken und da die oben erwähnten hitzigen Äußerungen mit der Grausamkeit der Strafe in keinem rechten Verhältnisse zu stehen schienen: so griff man bald tiefer und suchte den letzten Grund in einer geheimen leidenschaftlichen Liebe des Dichters.

Es lag das sehr nahe. Denn den modernen Dichter denkt das Publicum sich unwillkürlich in romantischen Liebesverhältnissen und keine Leidenschaft ist so, wie die zu einem weiblichen Wesen, geeignet, in ihren Ausbrüchen zu empfindlichen Kränkungen auch des Herrn, des Wohlthäters, des Freundes zu führen und ihn in einen Feind zu verwandeln. Die kühnste Vermuthung mußte hier offenbar das größte Glück machen.

So ist es denn wohl gekommen, daß man an eine leidenschaftliche Neigung Tasso's für die jüngste Schwester des Herzogs, Leonore, zu glauben anfing. Alter und Charakter der Prinzessin waren freilich einer solchen Annahme nicht

günstig. Denn sie war neun Jahre älter als Tasso *) und zur Zeit seiner Einsperrung bereits vier und vierzig Jahre. Sie soll wohl einst schön gewesen sein. Allein sie war von Jugend auf kränklich gewesen und galt für spröde und zurückhaltend. Unverheirathet, wie sie blieb, führte sie ein fast klösterliches, der Andacht und den Studien gewidmetes Leben. Selten erschien sie öffentlich und wenn ihre Gemächer sich aufthaten, so geschah es, um sich an den Unterhaltungen der Gelehrten zu erfreuen. Das Volk verehrte sie wie eine Heilige und traute ihrem Gebete eine besondere Kraft zu. — Aber einmal verschwand im Publicum bald die genauere Kenntniß dieser Umstände und im Übrigen ließ sich nicht ableugnen, daß eben in jenem Wesen der Prinzessin doch auch wieder der Grund lag zu einem tief gemüthlichen Verhältnisse mit dem jungen Dichter. Tasso war in der That bald nach seiner Ankunft in Ferrara ihr besonderer Liebling geworden. Seine gedankenreichen, oft auf platonischem Boden wurzelnden Poesieen, seine gelehrten Studien, seine kirchliche Richtung mußten sie besonders ansprechen. Wenn er seine Verehrung auch gleich zwischen Lucrezia und Leonore theilte und beide Schwestern ihn in derselben Weise, bald im Verein, bald abwechselnd einzeln, zu ihrem Begleiter und Gesellschafter wählten, oder sonst durch ihre Gunst auszeichneten: so begründete doch die Verschiedenheit der Charaktere und der Umstand, daß Lucrezia, an den Herzog von Urbino verheirathet, lange von Ferrara abwesend lebte, einen Unterschied, der ein innigeres Anschließen Tasso's an die zurückgebliebene Schwester glaublich machte und ihre Gunst bedeutsamer erscheinen ließ. Nach einzelnen Anzeichen zu schließen, waren die Verhältnisse in der

*) Auch Goethe hat sich die Prinzessin offenbar älter gedacht als Tasso. Sie nennt ihn stets einen Jüngling. Das thut auch der ältliche Antonio. Die jugendliche Sanvitale nennt ihn einen Mann.

That so, daß Lucrezia, einflußreich und gewandt, die äußere Lage Tasso's durch ihre Brüder Luigi und Alfonso zu verbessern wußte und ihm selbst mit lebensklugem Rath beistand: während Leonore ihn besänftigend und vermittelnd in freundliche Verhältnisse zu bringen bemüht war und ihn, wo es noth that, aus eigenen Mitteln unterstützte. Tasso auf der anderen Seite hat mit viel größerem Eifer die ältere Schwester in einzelnen Gedichten gefeiert: allein der jüngeren hat er dafür in seinem großen Epos, wie man wohl mit Recht glaubt, versteckt unter dem Bilde der Sophronia, ein Denkmal gesetzt *), welches sie neben Alfonso stellt und so als die Pflegerin der darin waltenden frommen Gefühle erscheinen läßt, wie der Herzog selbst alles Militairische und Ritterliche durch Rath und Theilnahme gefördert hatte. Die Ansichten der Zeit über romantische und platonische Liebe ließen die Kluft zwischen einem auf Freundschaft und Verehrung begründeten Verhältnisse, wie es sich hier zeigt, und einer den ganzen Geist eines Dichters beherrschenden Neigung nur gering erscheinen. Bald ward der Versuch gemacht, die wichtigsten Ereignisse im Leben Tasso's mit seiner geheimen Liebe in Verbindung zu bringen und es gestaltete sich dadurch nach und nach eine Sage, oder, wenn man lieber will, eine sagen-

*) Auch Goethe deutet darauf Act. II. Auftr. 1. in den Versen:

> Was auch in meinem Liede wiederklingt,
> Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig —
> u. s. w. bis:
> Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
> Dem holden Lied bescheiden anvertraut.

Denn wenn er darin besonders namhaft Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden, Erminiens stille nicht bemerkte Treue, Sophroniens Großheit und Olindens Noth anführt: so ist klar, daß er Tancreds trauriges Geschick die Geliebte wider Willen zu verletzen, die unbemerkte Treue Erminia's und die Noth Olind's an sich selbst erfahren hat, und als das Abbild der Geliebten bleibt eben nur Sophronia übrig.

hafte Geschichte, welche sich trotz aller skeptischen Kritik, ja oft unter dem Deckmantel derselben, zu einem tragischen Stoffe abgerundet hat, der nothwendig einmal einen Dichter für sich einnehmen mußte und, einmal dargestellt, nicht wieder aufhören wird, productive Geister zu beschäftigen.

Wir wollen es versuchen, nachzuweisen, auf welche Weise diese Bildung geschah und wie weit für den Gebrauch der Poesie vorbereitet das Leben Tasso's war, als Goethe ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Zu dem Zwecke möge hier zunächst eine kurze Zusammenstellung derjenigen historisch beglaubigten Thatsachen aus dem Leben des Tasso Platz finden, welche zwischen sein erstes Auftreten in Ferrara und seine Einsperrung in St. Anna fallen. Denn das ist gerade die Zeit, deren Betrachtung von Wichtigkeit ist, indem hier die sagenhafte Ergänzung und Umgestaltung eingetreten ist, welche uns demnächst beschäftigen wird.

Tasso hatte sich durch ein Jugendgedicht, Rinaldo, dem Cardinal Luigi von Este empfohlen und kam, in seine Dienste berufen, als ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren nach Ferrara; es war das im Jahre 1565. Die ersten Scenen, die sich ihm hier darboten, waren die in den Annalen des Hoflebens und des Ritterwesens gleich berühmten Feste, welche zum Empfange der neuvermählten Herzogin, Barbara von Österreich, veranstaltet wurden. Unter dem prächtigen Titel der Cavallerie della Città di Ferrara wurden sie in einer besonderen Druckschrift der Mit- und Nachwelt geschildert, worin besonders das Turnier vom 11. December ausführlich behandelt ist. Hundert Ritter nahmen daran Theil; der Schauplatz dazu war eine Art von Bühne, welche, wunderbar mit zauberhaften Decorationen und Maschinen ausgeschmückt, das Ganze wie einen dramatisirten Ritterroman er-

scheinen ließ. Auf Tasso machten diese Dinge einen so mächtigen Eindruck, daß er sich noch in späten Jahren bewogen fühlte, ihn in einem seiner Dialoge (Il Gianluca ovvero delle Maschere) zu schildern *). Die Prinzessin Leonore war damals krank und erschien nicht am Hofe. Er lernte daher anfangs nur Lucrezien kennen **). Doch bald war er bei beiden Schwestern gleich in Gunst und wir finden ihn, da der Cardinal viel auf Reisen war und seine Begleitung nicht verlangte, größtentheils im freiwilligen Dienste der Damen. So vergingen mehre Jahre, in denen er den früher schon entworfenen Plan zum befreiten Jerusalem erweitert auszuführen begann und sich an dem von Galanterie und Gelehrsamkeit gleich beherrschten Hofe sehr wohl geltend zu machen verstand. So disputirte er (um Einzelnes anzuführen) einmal drei Tage lang mit Herren und Damen in der Akademie. Es geschah das ächt mittelalterlich zu Ehren seiner Dame, welche eine gewisse Lucrezia Bendidio gewesen zu

---

*) Vgl. b. Goethe: Act. I. Auftr. I.

Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen schien.

**) Vgl. eben da:

Die Feste, die du rühmst, die hundert Zungen
Mir damals priesen und mir manches Jahr
Nachher gepriesen haben, sah ich nicht.
Am stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude sich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.

und dann:

Zum erstenmal trat ich, noch unterstützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucrezia voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.

sein scheint, und auch das erwählte Thema: über das Wesen der Liebe, erinnert an die alten cours d'amour Aber seine fünfzig Thesen waren aus der platonischen Philosophie entnommen, und wie es scheint, führte er sich durch ihre Vertheidigung alles Ernstes bei der gelehrten Corporation ein*).

Im Jahre 1570 fand die Vermählung Lucrezia's mit dem Fürsten von Urbino Statt **) und den Cardinal Luigi, der das Erzbisthum Auch in Frankreich besaß, riefen die Angelegenheiten der Hugenotten nach Paris. Tasso konnte diesmal nicht zurückbleiben, da es auf einen längeren Aufenthalt abgesehen war. Er begleitete seinen Herrn ***) und ward bei der Gelegenheit dem Könige Carl IX. vorgestellt und mit Ronsard und anderen französischen Dichtern und Gelehrten bekannt, die ihn mit vieler Auszeichnung behandelten. Indessen fand er in Frankreich keinen Ersatz für das, was ihm Italien bot und es ist wohl bezeichnend, daß er in einem Briefe beklagt, die Wissenschaft und die Literatur wären da, von den Edeln aufgegeben, in die Hände der Plebs gefallen;

---

*) An den Eifer, mit dem man das Thema der platonischen Liebe damals auch am Hofe behandelte, erinnert bei G. das Gespräch zwischen den beiden Leonoren über die Liebe des Tasso, besonders durch folgende Wendung:

Prinzessin: Du hast dich sehr in diese Wissenschaft
Vertieft, Eleonore, sagst mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehen.
Leonore: Du? Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt.

**) G. Act II. Auftr. 1.
Es fingen schöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schwester weggeführt, uns wären Jahre
Im schönen ungetrübten Glück verschwunden.

***) G. Act II. Auftr. 4.
Hier nimm den Degen erst, den du mir gabst,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte.

die Philosophie, die eine Königin der Seelen sein solle, sei zu einer Dienstmagd der Habgier und schmutziger Gewerbe herabgesunken. Dazu kam, daß das Verhältniß Tasso's zu dem Cardinal nach und nach kühl geworden war. Der längere Aufenthalt in der Fremde ward dem ungeduldigen Dichter unerträglich. Er verlangte nach Verlauf eines Jahres seinen Abschied und kehrte allein nach Ferrara zurück, wo er nun in den Dienst Alfonso's trat (Mai 1572). Glücklich über die ungestörte Muße, die dieser ihm gewährte, sang er bald nach Virgil begeistert: O Dafne, a me quest' ozio ha fatto dio. Er aß an der Tafel seines neuen von ihm hochverehrten Patrons, er las ihm oft seine Gedichte vor. Keine Gunst, die er verlangte, ward ihm abgeschlagen. Es war eine glückliche Zeit, in der sein Geist sich auf das Freiste entfalten konnte. Auch die äußeren Verhältnisse blieben anregend. Starb auch im September 1572 die Herzogin Barbara, so hemmte die Trauer doch nur kurze Zeit die Freuden des Hoflebens. Alfonso liebte auch als Witwer Pracht und Glanz, mittelalterliche Ritterspiele, allegorische Maskenzüge und dramatische Darstellungen. Ferrara kann als die Wiege des italienischen Theaters gelten. Hier war auch das eigentliche Schäferdrama entstanden, eine weitere Ausbildung der antiken dialogischen Idylle, welche sich mit ihren lyrischen Bestandtheilen und der überschwänglichen Behandlung der Liebe, unterstützt von Musik, Malerei, idealer Kleidung, bald die besondere Gunst der Zeit erwarb. Tasso nun, mitten in dem freudigen Leben des Hofes, nahm diese Form auf und gab ihr in seinem Waldgedicht Amintà die höchste, mögliche Vollendung, indem er darin die blühendste Lyrik entfaltete und zugleich allen Anforderungen genug zu thun strebte, welche Aristoteles an ein Schauspiel gemacht hatte.

In den ersten Monaten des Jahrs 1573 war das Stück geschrieben worden. Zu Ostern, während der Anwesenheit des Cardinals Luigi, ward es aufgeführt und erwarb so großen Beifall *), daß die Fürstin Lucrezia von Urbino, welche nicht zugegen sein konnte, den Autor zu sich nach Pesaro einlud, um es ihr besonders vorzulesen. Er begab sich im Anfange des Sommers zu ihr und sie freute sich über seine Gegenwart so sehr, daß sie ihn bei der steigenden Hitze mit sich nach Castel Durante nahm und erst im Herbst wieder nach Ferrara entließ.

Hier sehen wir nun Tasso, begierig alle Gebiete der Kunst zu durchmessen, seine Hand auch nach dem Kranze des tragischen Dichters ausstrecken. Allein Alfonso's Wunsch bringt ihn davon ab. Er läßt seinen König Galealto von Norwegen, noch ehe der zweite Act beendigt ist, liegen und wirft sich wieder mit Hast auf seinen lange vernachlässigten Gottfried von Bouillon. Nichts soll ihn jetzt an der unmittelbaren Beendigung dieses seit zehn Jahren begonnenen Werkes hindern. So kommt der Sommer 1574 heran. Da

---

*) In den Umgebungen eines Dichters klingt lange der Ton seines letzten erschienenen Werkes nach. Goethe hatte dies wiederholt selbst erfahren. In der ersten Scene des Tasso läßt er die Damen gleichsam noch in der geistigen Atmosphäre des Amintà leben. Sie haben sich als Schäferinnen gekleidet, träumen sich in die goldne Zeit der Dichter und verrathen selbst in einzelnen Wendungen die Rückwirkung der Poesieen Tasso's auf das Leben. Wenn die Gräfin Sanvitale z. B. sagt:

Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind,

so bin ich geneigt, diesen hier durch nichts gerechtfertigten Ausdruck für eine absichtliche Erinnerung an einen Chorgesang des Amintà zu halten, der mit den Worten beginnt:

O Liebe, in welcher Schule,
Von welchem Meister lernt man
Deine lange und schwierige Kunst zu lieben

und dann damit schließt, daß Amor selbst der eigene Lehrmeister sei und nur von sich selbst belehrt werde.

verläßt Heinrich III. seinen Thron in Polen und reist durch Italien nach Frankreich. Alfonso, der gern den leer gewordenen Königssitz eingenommen hätte, geht ihm mit seinem ganzen Gefolge bis Venedig entgegen und bewirthet ihn dann prächtig in Ferrara. Und der arme ungeduldige Dichter muß nicht bloß in der Sommerhitze die weite Reise mitmachen und dann am Hofe erscheinen, nein, zu dieser Verzögerung gesellt sich noch eine weit schlimmere: er hat sich ein heftiges Quartanfieber zugezogen, welches ihn lange martert und dann eine noch länger dauernde Schwäche hinterläßt, die ihm das Arbeiten unmöglich macht. Erst im Frühjahr 1575 erholt er sich wieder und schließt nun, im April, sein Gedicht ab *). Noch einmal wollte er es durchsehen und dabei den Rath gelehrter Freunde benutzen; dann sollte im September der Druck beginnen. Welche große Hoffnungen knüpfte er an den Moment, wo er es gedruckt dem Herzog überreichen würde! Doch statt ihn herankommen zu sehen, begann sich bald der ganze Horizont seines Lebens zu trüben.

Er ward im Juni aufs Neue von einer zwar kurzen, aber heftigen Krankheit befallen. Eine unnatürliche Reizbarkeit blieb zurück, während seine Umstände doch gerade jetzt die größte Fassung, Ruhe und Besonnenheit erforderten. Die Zeit der ersten Freude und Überraschung über das schöne Geschenk, welches er der Welt in seiner Arbeit gemacht hatte, war vorüber; der Neid ward laut und die Kritiken, welche Tasso selbst absichtlich veranlaßte, wurden immer zahlreicher, beunruhigender und sich selbst widersprechender. Wie viel in Ferrara selbst disputirt worden, läßt sich denken. Den Rath

*) Hier beginnt Goethe's Stück. Der italienische April wird in der ersten Scene geschildert:

Der Schatten dieser immergrünen Bäume
Wird schon erfreulich u. s. w.

der Freunde in Padua und Bologna hatte Tasso persönlich eingeholt. Nach Rom, an Scipio Gonzaga, der Tasso's Jugendfreund und damals noch Prälat, bald darauf aber Cardinal war, ging eine Abschrift und es versammelten sich um ihn einige Gelehrte, welche methodisch Punkt für Punkt beriethen und bald in Gemeinschaft, bald von einander abweichend ihre Gutachten abgaben. Es waren, wie wir aus ihren noch erhaltenen Briefen ersehen, Pier Angelio da Barga, Flaminio de Nobili, Silvio Antoniano und Sperone Speroni, lauter bedeutende Männer, deren Urtheil für Tasso vom größten Gewichte war *). In vielen Fällen fügte er sich ihrem Rathe; statt Einzelnheiten zu verbessern, begann er bald ganze Theile seines Werkes umzuschmelzen und schob den Druck darum auf. In anderen Fällen dagegen blieb er hartnäckig bei seiner eigenen Ansicht. Eine Verständigung schien nur durch eine Reise nach Rom herbeizuführen **). Nun hatte

*) Vgl. Act. IV. Auftr. 4.

Gar viele meiner Freunde find' ich jetzt
In Rom versammelt; einzeln haben sie
Mir über manche Stelle ihre Meinung
In Briefen schon eröffnet ꝛc.

und dann weiter unten:

Gonzaga hat
Mir ein Gericht versammelt, dem ich erst
Mich stellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Sperre Speroni!
Du wirst sie kennen. — Welche Namen sinds!
Vertraun und Sorge flößen sie zugleich
In meinen Geist, der gern sich unterwirft.

**) Vgl. eben da: Vieles hab' ich
Benutzen können, Manches scheint mir noch
Zu überlegen; und verschiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geschehn ist, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löst diese Knoten bald.

sich inzwischen Lucrezia von ihrem Gemahl getrennt, dem sie, an Jahren schon vorgerückt, keine Erben gebracht hatte *); sie war nach Ferrara zurückgekehrt. Wie ihr Tasso seinen Wunsch, nach Rom zu gehen, mittheilte, hatte sie nicht unterlassen, ihm davon abzurathen **); wolle er Ferrara vor dem Druck seines Goffredo noch einmal verlassen, so möge er mit ihr nach Pesaro kommen ***). Die Gunst Alfonso's gegen Tasso hatte sich freilich seit dem Abschluß seines Werkes noch gesteigert. Er nahm an einer jeden kleinen Veränderung desselben den lebhaftesten Antheil und ungern nur sah er es, wenn Lucrezia den Dichter abhielt, ihn nach seinem schattenreichen Sommeraufenthalte in Belriguardo zu begleiten.

---

*) Vgl. G. Act III. Sc. 2.

"Ist meine Schwester von Urbino glücklich?
Das schöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet sie, und läßt sie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.

Man beachte: Goethe hat, wie das in einem Schauspiele mit strenger Einheit der Zeit gewöhnlich ist, Ereignisse, die um Jahre aus einander liegen, in einen Tag zusammengedrängt. Aber bei Schilderung der allgemeinen Verhältnisse hat er sich an den Stand der Dinge im Frühjahr 1575 gehalten. So droht bei ihm die Trennung Lucrezia's von ihrem Gemahl, aber sie ist noch nicht eingetreten.

**) In ähnlicher Weise redet Antonio bei Goethe dem Tasso ab den Hof zu verlassen. Act. IV. Sc. 4.:

Du denkst nur dich, und denkst den Fürsten nicht.
Ich sage dir, er wird dich nicht entlassen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.

***) Vielleicht hat der Versuch Lucrezia's, Tasso mit sich nach Pesaro zu entführen, während der Herzog ihn in Ferrara behalten wollte und er selbst nach Rom verlangte, die Veranlassung dazu gegeben, daß Goethe die Sanvitale, (welche in mancher Beziehung an die Stelle Lucreziens getreten ist) unter ähnlichen Umständen den Tasso nach Florenz einladen läßt, wo sie ihn später selbst zu treffen hofft.

Aber freilich wußte sie wohl, daß er ihn, auch wenn es die Vollendung seines Gedichts betraf, nur mit Widerstreben in fremde Kreise kommen ließ. Hatte nicht sein Vater Bernardo Tasso seinen Amadigi auf die Verherrlichung des Königs von Frankreich angelegt und ihn, als er druckfertig war, von der Gegenpartei gewonnen, nochmals umgearbeitet und dem Könige von Spanien gewidmet? Auch traute vielleicht Lucrezia selbst unserm Tasso nicht ganz. Denn in der That, sei es, daß er wirklich von den Intriguen der Hofleute zu leiden hatte, sei es, daß er nur mißtrauisch geworden war oder die schlechten Vermögensumstände des Herzogs jetzt genauer ins Auge faßte: es ist sichtbar, daß er jetzt nicht bloß an dem Willen des Herzogs, sondern selbst an seiner Fähigkeit zweifelte, ihm einen angemessenen Lohn für sein Epos zu gewähren und daß er daran dachte, sich nach der Veröffentlichung des befreiten Jerusalem vom Hofe zu entfernen. Davon konnte seine fürstliche Freundin wohl unterrichtet sein. Aber Tasso ließ sich nicht halten; er ruhte nicht, bis er vom Herzoge die Erlaubniß zur Reise nach Rom erhalten hatte. Das Jubiläum, welches dort gerade gefeiert wurde, diente ihm endlich als Vorwand, allen ferneren Widerstand zu beseitigen *). Er brachte den größten Theil der Monate November und December in der alten Hauptstadt der Welt zu, getheilt, wie uns berichtet wird, zwischen den Andachtsübungen, welche zur Erlangung der großen Indulgenz in allen Kirchen begangen wurden, und

*) Auch bei Goethe erlangt Tasso den Urlaub vom Herzoge durch einen Vorwand, doch ist da die vorgebliche Veranlassung zur Reise eben das, was in der Wirklichkeit der wahre Grund dazu war. Übrigens ist hier zu bemerken, daß wenn man annimmt, Goethe habe die historischen Ereignisse im Auge behalten, sein ganzes Stück mit dieser Abreise Tasso's im November schließt. Doch wird man bald sehen, daß die Benutzung historischer Thatsachen noch viel weiter reicht, und unten wird mancherlei vorkommen, wodurch es zweifelhaft wird, ob Goethe sich das selbst so genau vorgestellt hat.

den eifrigsten Besprechungen mit den Revisoren seines befreiten Jerusalem. Über Florenz kehrte er im Januar 1576 nach Ferrara zurück. Wir lassen dahin gestellt sein, welche Belehrung er gewonnen hatte. Gewiß ist, daß, als die Osterzeit heranrückte und der Druck in Venedig beginnen sollte, den Dichter nicht bloß die Pest, die dort ausgebrochen war, von der nöthigen Besprechung mit dem Buchdrucker abhielt: sondern noch mehr die nöthig befundenen Umänderungen, welche noch immer nicht beendigt waren. Hatte er ein Jahr vorher auf größere Verständlichkeit und Popularität hingearbeitet, so ist er jetzt, den Ausdruck der Zeit zu brauchen, die Allegorie des Gedichtes zu verbessern bedacht. Er gestaltet Zaubereien und Liebesgeschichten so, daß der grübelnde Leser darin auch eine moralische und religiöse Belehrung zu suchen veranlaßt wird. Und diese Arbeit, die er selbst mit Ironie begonnen hatte, fesselt ihn nach und nach so, daß er sich zuletzt in allem Ernst entschließt, dem Publicum selbst eine philosophische Interpretation seines eigenen Werkes als Einleitung in die Hand zu geben, so unglücklich und verstimmt ihn auch die neue Verzögerung und die immer dringender werdenden Mahnungen der Freunde machten. Außerdem hatte jener Aufenthalt in Rom einen noch weit schlimmeren inneren Zwiespalt bei ihm veranlaßt. Sein Freund Gonzaga hatte ihn dem Cardinal Ferdinando von Medici vorgestellt und dieser versuchte, ihn für seinen Bruder, den Großherzog von Toscana, zu gewinnen *). Gonzaga betrieb die Sache mit großem Eifer und überschickte bald die lockendsten Anerbietungen nach Ferrara. Nun hatte unserm Tasso das

*) Goethe läßt den Herzog Alfonso eben das vorher fürchten: Aufz. V. Sc. 1.
Er will hinweg, er will nach Rom; es sei!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende.

schöne und glänzende Florenz, welches er bei seiner Rückreise zum ersten Male sah, außerordentlich wohlgefallen. Auch war er gegen eine Verbesserung seiner äußeren Lage nicht gleichgiltig; eifersüchtig auf den Adel seiner Geburt, konnte er den Verlust seines Familienerbes nicht verschmerzen. Er denkt auf Erwerb, jenem äußerlich genug zu thun und dieses zu ersetzen. Er will darum, wie ein Ritter, eine Zeit zu Hofe gehen, sich ein Lehen zu verdienen und dann der Unabhängigkeit genießen. Und dazu schien ihm in Ferrara die Aussicht nicht günstig. Allein eben dieses Dienstverhältniß, in dem er jetzt zu Alfonso stand, ließ ihn jene Unterhandlung schon wie eine Felonie betrachten. Die Häuser Medici und Este lebten in einer Spannung, welche der Wetteifer der Macht, des Glanzes und des äußeren Einflusses immer wieder erneuerte, so oft sie auch beseitigt schien. Gegenwärtig erregte ein seit **1562** mit dem größten Eifer betriebener Rang- und und Titelstreit in Ferrara den lebhaftesten Haß gegen Florenz; jetzt dorthin zu gehen, galt für offenen Abfall, für erklärte Feindschaft *). Tasso wußte nicht, wie er sich mit Ehren loslösen sollte und ergriff die ungeeignetsten Mittel. Mit feiner Perfidie meint er den Vorwurf der Undankbarkeit von

*) Goethe macht die Sanvitale zur Versucherin. Sie lockt Tasso nach Florenz Indessen dieser widersteht, indem er sich die Folgen ausmalt: (Act. IV. Sc. 3.)

Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl:
Dort herrscht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindschaft mit Ferrara,
Doch hält der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther auseinander.
Empfang ich dort von jenen edlen Fürsten
Erhabne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht geläng' es ihm.

sich ab auf den Herzog von Ferrara werfen zu können, indem er um den Posten eines Historiographen bittet, den dieser ihm, sagt er gegen Gonzaga, ganz gewiß nicht anzuvertrauen geneigt sein werde. Aber er erhält ihn doch und hat nun keine andere Aussicht, als die Publication seines Goffredo abzuwarten. Dann, glaubt er, werde sich die Unfähigkeit des Herzogs, ihn würdig zu belohnen, zeigen und er dadurch frei werden. Indessen bald muß er selbst zugeben, daß es ihm damit kein rechter Ernst ist. Er umgiebt sich mit den Chroniken und Urkunden zur Geschichte des Hauses Este und gesteht wehmüthig seinem erzürnten Freunde in Rom: er sei ein Mensch ohne Festigkeit; ob er bleiben, ob er gehen solle, darüber könne er zu keinem Entschlusse kommen: und fasse er auch einen, so wisse er ihn nicht durchzuführen. In Wahrheit ist er mit allen Fasern seines Gemüthes mit der herzoglichen Familie, dem Hofe von Ferrara verwachsen. Sein Verstand, sein Ehrgeiz mag ihn forttreiben, sein Herz hat hier seine Heimath. Wie ist man aber auch bemüht, ihn zu ermuntern, ihn zu erheitern, wenn der finstre Gram ihn übermannt! Da nimmt ihn einmal die Prinzessin Leonore auf elf Tage mit nach Consandoli und genesen von aller übeln Laune kehrt er heim; da ist der Herzog bereitwillig, jede Beeinträchtigung zu ahnden, die er erfahren; da schreibt ihm ein anderes Mal die Herzogin von Urbino einen langen Brief und erbietet sich unaufgefordert, für ihn bei ihrem Bruder zu wirken, und den Tag darauf sagt ihm dann Leonore im Vertrauen, bis jetzt habe sie sich selbst nicht in einer bequemen Lage befunden; nun aber, da sie die mütterliche Erbschaft erhalten, beginne es ihr besser zu gehen und da wolle sie auch ihm eine Unterstützung zukommen lassen *). Solche

*) Für Goethe war die Verschiedenheit der Anerbietungen beider Schwe-

Zeichen des Wohlwollens machen ihn dann plötzlich ruhig, geduldig und aller Vorsätze vergessen*). — Und nun zu den alten Banden waren noch neue hinzugekommen. Im Februar 1576, während der Carnevalszeit, kamen zwei schöne Frauen nach Ferrara, welche nicht weniger durch Rang und Geist, als durch ihre körperlichen Vorzüge Aufsehen erregten: Leonore Sanvitali, neuvermählte Gräfin von Scandiano, und ihre Stiefmutter Barbara Sanseverino, Gräfin von Sala. Beide wurden von allen Hofleuten umschwärmt, von allen Dichtern in Liedern gefeiert. Auch Tasso brachte ihnen in reichem Maße seine Huldigungen dar, erhielt durch seine schönen Sonette Zutritt und ward bald von beiden ganz besonders bevorzugt **). Er feierte einen glänzenden Triumph über

stern, die Tasso in einem Briefe erwähnt, offenbar der Anlaß zu der Äußerung Leonorens: (Act III. Sc. 2.)

Ich kann, du weißt es, meine Freundin, nicht,
Wie's meine Schwester von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern so stille für mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will
. . . .
Um desto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbschaft zu,
Und gerne will ich für ihn sorgen helfen.

*) Goethe hat nicht blos den Vorsatz Tasso's, sich von Ferrara ganz abzulösen, aufgenommen, sondern auch (Act V. Sc. 4) eine solche plötzliche Umwandlung desselben dargestellt.

**) Bei Goethe hat Tasso kein Zutrauen zu der Gräfin Sanvitale (Act. II. Sc. 1). Allein, daß er ihr seine Huldigungen dargebracht, wird dadurch nicht abgeleugnet. Sie sagt selbst (Act III. Sc. 3):

Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?

Und Antonio (Act III. Sc. 4) bezieht die Worte: „Er rühmt sich zweier Flammen" offenbar auf die Prinzessin und die Gräfin.

alle Nebenbuhler und erfreute sich während des ganzen Sommers der Nähe seiner neu erworbenen schönen Freundinnen.

Aber wie bei gewissen Körperzuständen auch gesunde Nahrung wie Gift wirkt, so war das Alles, was ihm sonst ein reines Glück gewährt hätte, jetzt nur geeignet, sein Gemüth noch tiefer zu beunruhigen. Daß er Nebenbuhler um die Gunst des Fürsten, wie der Damen hatte, daß er beneidet wurde, der Neid sich in die Kritik seines befreiten Jerusalem mischte und ihm so sein Dichterruhm vielfach geschmälert wurde, liegt in der Sache. Ob die Gehässigkeit gegen ihn seine Feinde in eine geschlossene Partei vereinigte und von da aus Ränke gegen ihn geschmiedet wurden, wie er unermüdlich in seinen Briefen versichert, mag dahingestellt bleiben. Schlimm genug, daß er selbst es glaubte, die Namen nannte, sich überall von Verräthern umgeben wähnte und jedes Gute, was ihm widerfuhr, als einen Grund zu neuen Nachstellungen ansah *). Mit Angst bewacht er seine Papiere, mit Schrecken denkt er an jede Blöße, die er sich selbst gegeben oder ein Freund an seinen Arbeiten aufgedeckt hat. Und gerade das führt dann wieder zu Ereignissen, die seiner immer steigenden Hypochondrie neue Nahrung zu geben geeignet waren.

Während der Osterfeiertage (1576) war er bei dem Grafen Tassoni, Gouverneur von Modena, zum Besuch gewesen und hatte seine Wohnung einem Freunde überlassen; nur den Schlüssel einer Kammer, in welche er seine Papiere gebracht, hatte er mit sich genommen. Als er zurückkam, glaubte er auch diese durch einen Schlosser heimlich geöffnet,

*) Vgl. G. Act V. Sc. 1.
Wohin er tritt glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann niemand sehen,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.

seine Briefe schienen ihm von fremder Hand durchwühlt. Er war nur mit größter Mühe zu beruhigen. Man habe, meinte er, die Einwendungen der römischen Gelehrten gegen sein Gedicht herausgesucht um sie gegen ihn beim Herzoge zu gebrauchen. *)

Einige Monate später traf er im Schloßhofe mit, wir wissen nicht recht, ob demselben oder einem andern Freunde zusammen, der nach mancherlei Anzeichen Geheimnisse in einer sehr peinlichen Sache verrathen haben sollte. Nach seiner sanften und fein gesitteten Weise begann Tasso sich freundschaftlich gegen ihn zu beklagen und ihn methodisch auf die möglichen Folgen seiner Unbesonnenheit aufmerksam zu machen. Als aber der Angeklagte, statt sich zu entschuldigen, heftig ward, alles ausstritt und Tasso selbst lügen strafte; da erfaßte diesen ein solcher Zorn, daß er ihm einen Schlag ins Gesicht gab. Scheu zog sich der Geschlagene zurück: **) allein einige Tage darauf machte er mit seinen Brüdern hinterrücks einen bewaffneten Anfall auf Tasso, wobei dieser nur durch die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, mit der er sein Schwert zog und sich zur Wehr setzte, sein Leben rettete. Die Meuchelmörder flohen und der Herzog verbannte sie aus der Stadt. Die Sache hatte an sich keine weiteren Folgen. Allein bei Tasso bemerken wir bald, daß er von nun

*) Vgl. G. Act I. Sc. 2.

Alfonso: .... Beklagt
Er sich bei mir, so lass' ich's untersuchen,
Wie ich es that, als er sein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt sich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelassen, wie ich's sehe.

**) Diese Geschichte hat wohl den Anlaß zur Erfindung des feindlichen Zusammentreffens zwischen Tasso und Antonio bei Goethe (Act II. Sc. 4) gegeben. Da ausdrücklich der Schloßhof genannt ist, lag es nahe, zu vermuthen, daß der Angegriffene eben dieses Orts wegen nicht gewagt habe sein Schwert zu ziehen.

an beständig für sein Leben besorgt ist. Er wähnt sich von Gift bedroht und traut seinen eigenen Leuten nicht mehr. Es macht einen ungemein traurigen Eindruck, wie er sie im Anfange des folgenden Jahres den Gerichten übergiebt und dann über die Schlechtigkeit der Richter klagt, welche ihre Verrätheréien mehr versteckt als enthüllt hätten. Er will nun keinen Ferraresen mehr in seinem Dienste, sondern bittet den Marchese del Monte ihm einen Diener zu schicken, den der Herzog von Urbino, ehe er abreist, bei schweren Strafen zur besonderen Treue gegen ihn verpflichten solle. *)

Inzwischen war die Ungeduld und Erwartung des Publicums aufs Höchste gestiegen, ohne daß Tasso dazu kommen konnte sie durch eine endliche Publication seines befreiten Jerusalem zu befriedigen. Nach einer jeden, noch so kurzen Entfernung von Ferrara sehen wir zwar seine Kraft und Thätigkeit neu belebt, er greift wieder rüstig an und bald hören wir, daß er wieder irgend eine Episode vollendet habe. Allein dabei bliebt es dann auch, von dem Abschluß des Ganzen ist kaum mehr die Rede. **) Die anfänglich davon ge-

*) Vgl. G. Act I. Sc. 2. Begegnet ja,
Daß sich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus seinem Dienst in einen andern geht,
Daß ein Papier aus seinen Händen kommt,
Gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherei
Und Tücke, die sein Schicksal untergräbt.
Und dann Act V. Sc. 1.
So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!
Du hast es untersuchen lassen, untersucht,
Und hast du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürsten macht ihn sicher,
Der Busen keines Freundes kann ihn laben.

**) Goethe läßt den Tasso diese Unfähigkeit, seinem Werke eine befriedigende Form zu geben, vorher ahnen. Er sagt (Act V. Sc. 4):

nommenen Abschriften mochten sich indeß schnell vermehrt haben; schon im Herbst 1576 tauchte das Gerücht auf, es werde nach einer solchen in irgend einer Stadt Italiens ein Abdruck veranstaltet. Das war ein neues herbes Leid, von dessen eigenthümlichem Charakter wir heute kaum eine richtige Vorstellung haben. Es ist dabei zunächst an einen pecuniären Nachtheil so gut wie gar nicht zu denken, da auf ein bedeutendes Honorar von einem Drucker nicht zu rechnen war. Es galt das aber auch nicht blos als eine Verdrießlichkeit, die durch eine spätere vollendetere Ausgabe abgethan war. Der Ehrgeiz der gelehrten Dichter jener Zeit, welche immer die alten unter dem Gesichtspunkt der Mustergiltigkeit zu betrachten gewohnt waren und die sich am Liebsten nach Jahrtausenden in ähnlicher Weise commentirt und zergliedert dachten, ging nämlich entschieden auf Fehlerlosigkeit; sich mit Fehlern der Welt zu zeigen, erschien als eine Schmach, die sich auch durch ein späteres Verbessern nicht wieder gut machen ließ. Diese ihm drohende Gefahr nun von sich abzuwehren, setzte Tasso Alles in Bewegung. Beim Papste und bei allen Fürsten Italiens suchte er Verbote gegen den unrechtmäßigen Druck seines Manuscriptes zu erwirken; auch Alfonso machte seinen ganzen Einfluß für ihn geltend. Wirklich erließ Gregor XIII. am 8. December ein Breve und mehre Fürsten versprachen ihren Schutz. Aber freilich für alle Gebiete des vielgetheilten Landes war dadurch keine Sicherheit gewonnen: so daß die Unruhe also blieb.

Zu dem allen kam noch hinzu, daß seine philosophischen Studien ihn in seinen religiösen Anschauungen störten. Er war nie ein geistig freier Mensch gewesen. Die Jesuiten hat-

---

Leider, ach, schon fühl ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.

ten ihn erzogen und seiner Phantasie die kirchlichen Ideen bleibend eingebildet. Ihnen gegenüber stand fremd, unvereinbar, was Plato und Aristoteles ihm an Gedanken gaben. Doch schien es ihm in seiner Art ebenso fest stehend. Nun war die Zeit der Unbefangenheit längst vorüber, in der man einem Laien ketzerische Ansichten nachsah, so lange er sich äußerlich zur Kirche hielt. Der Katholicismus hatte bei seiner Restauration das Princip der Strenge im Glauben vom Protestantismus aufgenommen und führte es seiner Natur gemäß mit kirchlicher Gewalt in der Inquisition durch. Eine Knechtschaft der Gemüther ward hergestellt, welche geradezu unmöglich gewesen wäre, wenn nicht die Jesuiten gleichzeitig die Heuchelei gegen sich selbst methodisch gelehrt hätten. Nun kannte auch Tasso wohl ihre Kunstgriffe sich in der Sünde gleichsam ohne Sünde zu bewegen. Aber es fehlte ihm dazu an der nöthigen Besonnenheit. Studirte er, so ergriff ihn die Gluth, er lebte und ging auf in den Ideen, zu welchen die Speculation ihn führte; reflectirte er dann, so wurde er gewahr, daß er sich ohne Rückhalt in ketzerischen Ansichten ergangen hatte. Versagte er ihnen nun auch nach den Lehren seiner Patres die Zustimmung, so konnte er sich doch nicht rühmen es immer gethan zu haben. Er hatte sich deshalb schon im Jahre 1575 einmal freiwillig vor dem heiligen Officium gestellt. Doch daß er hier auf seine Versicherung, daß die Zweifel nie die Oberhand bei ihm gewonnen hätten, völlig freigesprochen worden, hatte ihn nur noch bedenklicher gemacht. Es konnte eine blos äußerliche Rücksicht sein, die hier obgewaltet hatte; er konnte auch in seiner Beichte nicht deutlich genug den Zustand seiner Seele bezeichnet haben. Kurz, die Sorge für sein zukünftiges Heil ward nun bei ihm eine stehende: und zwischendurch erfaßt ihn dann die irdische Angst, daß seine Gegner von ketzerischen Meinungen, die er geäußert hätte, Anlaß

b†

nehmen würden, ihn einst der ganzen Strenge des geistlichen Gerichtes zu überliefern.

Zwischen diesen so verschiedenartigen, doch gleich quälenden Gedanken hin und her getrieben, müssen wir uns nun einen Mann vorstellen, der von Natur ein melancholisches und reizbares Temperament besaß und der bei stets zunehmendem körperlichem Mißbehagen auf das, was seinen Zuständen gemäß war, dennoch nie die mindeste Rücksicht nahm. Tasso wird uns geschildert als mäßig im Essen, aber er liebte süße und hitzige Weine, aß gern eingemachte Früchte, Mazzipan und andere Süßigkeiten und mochte nichts Herbes oder was irgend wie Medicin schmeckte, genießen. Später ward ihm wiederholt das Wassertrinken als Kur empfohlen; allein er verwarf es immer, eine natürliche Abneigung dagegen vorschützend. Er war überhaupt, selbst in den Zeiten der härtesten Leiden, schwer zu bewegen, sich einem Arzte zu fügen. Einmal hatte er in der größten Noth (1583) einen kläglichen Brief an den berühmten Doctor Mercuriale geschrieben. Er erhielt umgehend die gewünschten Rathschläge und das Versprechen, noch ein Recept nachzuschicken. Darauf antwortet der Patient: einige der Verordnungen werde er befolgen; aber was die Fontanelle am Bein und die Enthaltsamkeit vom Weintrinken betreffe, das seien ihm unerträgliche Dinge. Die versprochene Medicin werde um so viel willkommener sein, je besser sie schmecke. Er hoffe, daß dem gelehrten Herrn bekannt sei, wie die Vortrefflichkeit eines Arztes zum guten Theil darin bestehe, daß er nicht blos heilsame, sondern auch angenehme Mittel verordne. *) Man kann daraus leicht

*) Vgl. damit Antonio's Anklage gegen Tasso bei Goethe Act V. Sc. 1:
Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur so eng'
Nicht als das Thier beschränkt, erfüllt er die?

schließen, wie Tasso in den Zeiten, wo er eine Krankheit bei sich gar nicht anerkennen wollte und die ihm angerathenen Reinigungskuren als unnöthig verwarf, unbewußt gegen sich selbst wüthete und die Hitze seines zu trüben Phantasien geneigten Kopfes vermehrte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn alle schreckenden Gedanken sich nach und nach um ihn zu einem Kreise abschließen, er sich in diesem ausschließlich bewegt ohne einen Ausweg finden zu können, und dann oft wie ein halbtodt gehetztes Wild ermattet und verzweifelnd hinsinkt.

In einem solchen Zustande sehen wir ihn schon zu Anfang des Jahrs 1577. Er war seit Weihnachten bei seinem Freunde Ferrante Tassoni in Modena. Fest hatte sich da an Fest gereiht, er hatte die berühmte Dichterin Tarquinia Molza

---

Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein.
. . . .
Wie bitter und wie thöricht hab ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn:
. . . .
„Ich fühle dieses Übel“, sagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt ihr eure Kunst?
„Schafft mir Genesung!“ Gut! versetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht.“
So nehmet diesen Trank. — „O nein! der schmeckt
„Abscheulich, er empört mir die Natur.“ —
So trinkt denn Wasser. — „Wasser? Nimmermehr!
„Ich bin so wasserscheu als ein Gebissener.“
So ist euch nicht zu helfen . . . .
. . . . „Schön!
„Wofür seid ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Übel:
„Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
„Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst
„Der Leiden los zu sein, recht leiden müsse.“

kennen gelernt und erfreute sich dieser neuen bedeutenden Frauengestalt sehr; sein Freund hatte ihm sehr verständig und liebevoll zugeredet. Aber das alles konnte ihm keine Heiterkeit geben. Er schreibt vielmehr von da, es stehe mit ihm schlimmer als je. Doch sei er entschlossen, alle Verfolgungen zu ertragen und Ferrara nicht zu verlassen. Denn das wisse er wohl, diese würden ihm auch an jedem andern Orte zu Theil werden und dem Herzoge Alfons sei er so vielen Dank schuldig, daß er ihn auch mit der Aufopferung seines Lebens selbst nicht abtragen könne. Der Wunsch, seine äußere Lage zu verbessern, habe ihn sonst wohl bewegt, jetzt könne er ihn zu nichts mehr bestimmen. *)

Indeß erwacht bei Tasso nach seiner Rückkehr doch wie gewöhnlich wieder die Lust zur Poesie. Er nimmt seinen Goffredo wieder vor und schreibt ein von den Italienern sehr gerühmtes Sonett auf das eben geborne Töchterchen der Gräfin von Scandiano. **) Aber das ist nur ein vorübergehendes Aufleuchten. Im Allgemeinen nehmen gerade in den folgenden Monaten seine Phantasien einen ganz entschieden krankhaften Charakter an und wir bemerken leicht, daß der Herzog darauf sinnt ihn zu beruhigen und heilen zu lassen. Unglücklicher Weise verfiel er auf den Gedanken, hier einen Zwang anzuwenden und ergriff, zu hastig, den unglücklichsten Moment.

Im Juni (1577) vergaß sich Tasso so weit, daß er

---

*) Wie Tasso sich hier von Tassoni leicht umstimmen läßt und verzweifelnd seinem Rathe folgt: so steht er bei Goethe (Act V. Sc. 5) nach kurzem verständigen Zureden von seinen Einbildungen ab und überläßt sich willenlos, aber auch ohne alle Hoffnung der Leitung des verständigen Antonio. Hier wie da tritt nach heftiger Anspannung ein ähnlicher trostloser Zustand ein.

**) Warum hat Goethe sie Act I. Sc. 1 zur Mutter eines schon mehre Jahre alten Sohns gemacht?

eines Abends in den Zimmern der Herzogin von Urbino ein Messer ergriff und nach einem ihrer Diener stach. Da ließ ihn Alfonso verhaften, in eine Kammer des Schlosses bringen und zwang ihn, sich der Kur eines Arztes zu unterwerfen. Äußerlich erreichte er seinen Zweck; demüthig versprach Tasso die verhaßten Purganzen einzunehmen. Allein der kurze Arrest hatte innerlich den armen Dichter vollends gebrochen. Die Gunst des Herzogs schien ihm unwiederbringlich verloren, nichts war im Stande ihm das alte Zutrauen wiederzugeben, sein Untergang, an dem so lange gearbeitet worden, war, meinte er, nun entschieden. Wie der Herzog das merkte, *) gab er ihm seine Freiheit wieder und bemühte sich aufs Eifrigste ihm wieder Muth einzuflößen. Er bewog ihn, sich nochmals vor dem Inquisitor zu stellen, der ihn sehr genau prüfte und seine Zweifel für bloße Wirkungen der erhitzten Einbildungskraft erklärte. Er selbst verzieh ihm, was eben geschehen war und gelobte, es nicht zu ahnden, wenn Tasso je treulos gegen ihn gehandelt hätte. Dann nahm er ihn mit sich nach Belriguardo. **) Der Aufenthalt auf dem Lande hatte sonst immer wohlthätig auf Tasso gewirkt. Diesmal mußte die Erlaubniß, die herzogliche Familie begleiten zu dürfen, als eine besondere Milde und Freundlichkeit erscheinen. Aber Tasso war nicht aufzurichten. Die Vergebung

*) Goethe läßt Tasso durch den bei ihm allerdings anders herbeigeführten Arrest ebenfalls auf das Heftigste aufgeregt und innerlich verwirrt werden. Ebenso bemerkt es sogleich Alfonso (Act II. Sc. 5):

„Er ist gestraft, ich fürchte, nur zu viel"

und ist bedacht ihn wieder freizulassen und sein Gemüth zu beruhigen. Allein Tasso hat das Zutraun zu seinem Fürsten unwiederbringlich verloren und glaubt, seine Feinde hätten nun den Sieg über ihn errungen.

**) Dieser Aufenthalt in Belriguardo, während dessen, wie wir weiter unten sehen werden, die letzten Thatsachen aus Tasso's Leben fallen, welche von Goethe für den Bau seiner Fabel benutzt worden sind, hat ihn wahrscheinlich veranlaßt, sein ganzes Stück eben da spielen zu lassen.

des Herzogs dünkte ihn unmöglich; die Absolution des Inquisitors schien ihm der gehörigen Form zu entbehren. Er konnte nicht aufhören zu klagen und äußerte sich dabei in einer so wahnsinnigen Weise, daß Alfonso es für nöthig fand, ihn nach einigen Tagen schon in die Stadt zurückzuschicken. Es geschah das am 11. Juli. Zwei Franziscaner mußten herauskommen und ihn mit sich in ihr Kloster nehmen. Er hatte selbst den Wunsch geäußert sich dorthin zurückzuziehen. Die Briefe, welche ihn begleiteten, empfahlen ihn dem Abt als einen Patienten, der wegen seines Verlangens, jede Kleinigkeit zu beichten, eines steten geistlichen Zuspruches bedürfe und wegen seines Widerwillens gegen die durchaus nöthige ärztliche Behandlung unter steter Aufsicht gehalten werden müsse. Es war dabei bestimmt ausgedrückt, daß er geisteskrank, ja zuweilen wahnsinnig sei.

Der neue Aufenthalt gefiel dem unglücklichen Dichter am ersten Tage sehr wohl. Es schien ihm wünschenswerth, für immer das stille Leben der Fratres zu theilen. Aber sobald er Medicin einnehmen mußte, erwachte die alte Furcht vor der Vergiftung. Als er bemerkte, daß man ihn nicht frei ausgehen ließ, war er außer sich, schrieb Brief auf Brief an Alfonso und die Herzogin von Urbino, bekannte sich schuldig, bat um Verzeihung, flehte, ihn nach Rom reisen zu lassen *) und nicht länger gefangen zu halten. In einem derselben heißt es, er wisse wohl, daß er melancholisch sei und einer Reinigungskur bedürfe: allein, wenn er unter mancherlei Einbildungen leide, so sei er doch gewiß, Seiner Hoheit ergehe es nicht besser. Sie glaube nicht, daß er in ihrem Dienst verfolgt worden sei: und doch habe er die grausamsten, tödtlichsten

*) Auch hier kann man noch einmal an Tasso's gleiches Verlangen bei Goethe Act IV. Sc. 4 denken, obgleich wir oben bereits andere historische Anknüpfungen dafür hatten.

Nachstellungen erfahren. Bei den Eingeweiden Christi beschwöre er zu glauben, daß in vielen Beziehungen er nicht sowohl thöricht, als sein gnädiger Fürst getäuscht und betrogen sei. *) Diese Ausdrücke mögen den Herzog verdrossen haben. Er verbat sich alle weiteren Briefe: worauf Tasso die erste Gelegenheit benutzte und am 20. Juli (1577) aus dem Kloster entfloh.

Es lebte damals noch eine Schwester Tasso's, Cornelia mit Namen, die er seit seinen Kinderjahren nicht mehr gesehen hatte. Sie war in Neapel zurückgeblieben, als Torquato mit dem Vater außer Landes ging. Nach dem Tode der Mutter war sie von ihrem Oheim nach Sorrent an Marcio Sersale verheirathet worden und lebte jetzt dort als Wittwe mit mehren Kindern. An sie dachte Tasso, als sich Alles, was er in späteren Jahren lieb gewonnen hatte, von ihm

*) An diesen Brief erinnert sehr die Rede Tasso's bei Goethe Act IV. Sc. 3:

Ich soll erkennen daß mich Niemand haßt,
Daß Niemand mich verfolgt, daß alle List
Und alles heimliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt!
Bekennen soll ich daß ich Unrecht habe,
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angesicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.
Ich soll es tief empfinden wie der Fürst
Mit offner Brust mir seine Gunst gewährt,
Mit reichem Maaß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Feinden sich das Auge trüben
Und seine Hand gewiß auch fesseln läßt.
Daß er betrogen ist, kann er nicht sehen,
Daß sie Betrüger sind, kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig sich betrüge,
Daß sie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich stille halten, weichen gar.

ablöste. Zu Fuß, fast ohne Geld und ohne den Muth sich auf der offenen Landstraße sehen zu lassen, strebte er durch unwirthliche Gegenden an Rom vorbei dem Süden Italiens zu. Fürchtete er Anfangs die Nachstellungen Alfonso's, so glaubte er sich nun an der Grenze Neapels doppelt vor den Schergen einer Regierung verbergen zu müssen, die seinen Vater geächtet und ihn selbst seines Erbes beraubt hatte. In den Abruzzen vertauschte er darum sein höfisches Gewand mit dem Kleide eines Hirten, bei dem er eine Nacht zugebracht hatte. Unbeachtet gelangte er so nach Gaeta, von wo aus ihn eine Barke nach Sorrent brachte. Es mag ein eigenthümlicher Moment gewesen sein, wie er in die Stadt kam und sich das Haus der Schwester zeigen ließ. In dem Bericht, welchen wir über die darauf folgende Erkennungsscene besitzen, glauben wir den Nachklang von Tasso's eigenen späteren Erzählungen zu hören. Wir fühlen den starken Pulsschlag der Erwartung mit, wenn er Schritt vor Schritt verfolgt, wie Tasso zu Cornelien ins Haus tritt, sie allein bei ihren jüngsten Kindern antrifft, sich für einen Boten ausgiebt, von dem Bruder Torquato zu erzählen beginnt, erst durch traurige Berichte ihre Liebe auf die Probe stellen will, dann durch den gewaltsamen Ausdruck ihres Schmerzes und Mitgefühls erschreckt, einlenkt, sie zu trösten anfängt, endlich sich enthüllt und nun erstaunt sieht, wie in einem Augenblick der Freude alles Leid und aller Schmerz vergessen wird. *) Die Liebe seiner Schwester wirkte auf Tasso sichtbar wohlthätig. Seine Melancholie verlor sich, die Kur, der er sich auf ihr

*) Goethe läßt den Tasso auch (Act V. Sc. 4) den Plan zur Reise nach Neapel machen und als Leonore ihn vor dem Banne warnt, erzählt er fast prophetisch seine Verkleidung und seinen Einzug in Sorrent bis zu dem Augenblicke, wo er die Schwelle des Hauses seiner Schwester betritt. Da unterbricht ihn Leonore.

Zureden freiwillig unterwarf, verbesserte seinen körperlichen Zustand und er begann nun seine eigene Vergangenheit mit ganz anderen Augen zu betrachten.

Als er so einige Zeit in Sorrent gelebt hatte, bemühte er sich, seine Verbindungen mit Ferrara wieder anzuknüpfen*). Die ersten Briefe, welche er an Alfonso und Lucrezien schrieb, blieben ganz ohne Antwort. Was ihm Leonore erwiederte, gab ihm keine Hoffnung. Der Herzog war nun wirklich erzürnt und verlangte seine Rückkehr nicht. Da erwachte in Tasso ganz die alte unbegrenzte Verehrung für seinen Patron, die er selbst eine Idolatrie nennt. Er wollte ihm zeigen, wie alles Mißtrauen dem vollsten Vertrauen auf seine Großmuth gewichen, ja wie er von ihm jede Strafe zu ertragen bereit sei. Deshalb begab er sich im November nach Rom unter die Gewalt des herzoglichen Agenten, Gualengo, den er nun an seinem Hofe für ihn zu unterhandeln bat. **) Gleichzeitig verwandten sich auch seine römischen Gön-

---

*) Goethe läßt den Antonio (Act IV. Sc. 4) vorhersagen, wie es dem Tasso wirklich erging:

> Du willst hinweg! Ich sag' es dir zuvor:
> Du wendest diesem Hause kaum den Rücken,
> So wird dein Herz zurückverlangen, wird
> Dein Eigensinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
> Verwirrung, Trübsinn harrt in Rom auf dich,
> Und du verfehlest hier und dort den Zweck.

**) Goethe läßt den Herzog beim Abschiede zu Tasso sagen:

> Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
> An Freunde dir nach Rom, und wünsche sehr,
> Daß du dich zu den Meinen überall
> Zutraulich halten mögest, wie ich dich
> Als m e i n, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Es bezeichnet das ungefähr ein Verhältniß, wie das, in welches sich Tasso hier begab. Es ist das an sich etwas geringfügiges. Bedeutend scheint mir dabei nur, daß man deutlich bemerke, wie Goethe, auch wo er allgemeine Ausdrücke braucht, doch immer ganz bestimmte Verhältnisse im Auge hat

ner und Freunde für ihn, obgleich sie seine Rückkehr nach Ferrara nicht billigten. Wir finden unter den verschiedenen Briefen, die noch erhalten sind, einen, worin der Cardinal Albano unter bestimmter Hinweisung auf den geisteskranken Zustand des Dichters für ihn um eine formelle urkundliche Verzeihung bittet, weil er sonst seines Lebens nicht sicher zu sein glaube. Außerdem sucht er um Auslieferung der Papiere Tasso's nach. Diese letztere versprach der Herzog von Ferrara sogleich: allein sie erfolgte nie. Vielleicht, bemerkt der gründlichste Biograph des Dichters, weil es dem Herzoge und den Prinzessinnen verdrießlich war, nachdem sie den Autor in Person verloren hatten nun auch noch seine hochgefeierten Werke aufgeben zu sollen. *) Die gewünschte Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr ward ihm nach langem Zögern endlich am 22. März 1578 ausgestellt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sein melancholisches Temperament

---

und die Allgemeinheit keine Unbestimmtheit in der Anschauung bezeichnet. So liegt, beiläufig bemerkt, auch den Äußerungen Antonio's (Act V. Sc. 1):

Ein armer Edelmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will u. s. w.

eine sehr bestimmte Anschauung von dem abhängigen Verhältnissen zum Grunde, in denen die meisten Dichter der Zeit an den Höfen lebten, wenn sie nicht zugleich Staatsmänner waren.

*) Goethe hat auch dieses Motiv benutzt. Tasso verlangt (Act V. Sc. 2) sein befreites Jerusalem. Der Herzog giebt es ihm aber nicht wieder, weil er erst eine Abschrift davon machen lassen will. Dann sagt Tasso (Act V. Sc. V):

So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten.

selbst anerkenne, einsehe, wie nur auf ihm und auf nichts Anderem seine argwöhnischen Vermuthungen von Haß und Verfolgungen beruht hätten, und sich deshalb willig den Verordnungen des Arztes füge. *) Thue er das nicht, und spreche er, wie früher, noch einmal von Vergiftungen, so werde der Herzog nicht blos keine Untersuchung deshalb einleiten, sondern ihn augenblicklich aus seinem Staate entfernen und nie wieder dahin zurückkommen lassen. Daß Tasso, wie beiläufig erwähnt wird, auch von Alfonso selbst Angriffe auf sein Leben befürchtet hatte, mag die etwas herbe Fassung des herzoglichen Schreibens veranlaßt haben. Doch ist es wohl auch möglich, daß der Herzog, der lange ohne Erfolg Geduld und Nachsicht gegen ihn geübt hatte, nun ohne persönliche Gereiztheit die Wirkung der Strenge versuchen wollte. Seine Art mit dem Dichter nach seiner Ankunft umzugehen, scheint für ein solches grundsätzliches Verfahren zu sprechen. Er war sehr freundlich und gnädig und bereit, ihm eine angesehene und einträgliche Stelle am Hofe zu verleihen. Daneben jedoch übt er eine Art von Vormundschaft über ihn aus, hütet sich, ihn wie sonst zu verwöhnen und in seinen idealistischen Neigungen zu bestärken. Er stellt ihm vielmehr als seine einzige Aufgabe unabänderlich fest, seine Gesundheit wieder herzustellen. Es war daran nicht zu denken, daß Tasso sein befreites Jerusalem und seine älteren Papiere wieder in die Hände bekommen hätte. Wir finden bald, wie der arme Dichter sich in Briefen beschwert, Alfonso habe alle Theilnahme für seine Productionen verloren und muthe ihm zu, jede Bemühung um literarischen Ruhm, jeden Anspruch auf ein besonderes geistiges Talent aufzugeben und zwischen Vergnügungen und Müs-

*) Hierin liegt gleichsam der Text zur andern Hälfte der oben p. 33 Anm. *) angeführten Stelle aus Goethe.

ßiggang ein üppiges und träges Leben zu führen. Die Ausdrücke, deren er sich dabei bedient, sind so bitter, daß man ihm danach den gemeinsten Versuchungen ausgesetzt geglaubt hat. Indessen wer mit seiner oft bombastischen Redeweise vertraut ist, wird unter einer »Flucht vom Parnaß zu den Herbergen Epikur's«, wo keiner der großen Dichter des Alterthums gehaust habe, eben nichts Anderes verstehen, als was ihm für eine Zeitlang gewiß heilsam gewesen wäre. *) Allein der Gemüthsart Tasso's war freilich jeder Zwang unerträglich und es gab bei seinem Argwohn kein Mittel unbemerkt auf ihn zu wirken. So schlugen alle Bemühungen fehl. Kaum waren einige Monate vergangen, so erklärte Tasso — ohnehin durch das Erwachen alter Antipathien am Hofe gereizt — ganz offen, er wolle viel lieber bei einem dem Herzoge feindlichen Fürsten Dienste nehmen, als eine solche unwürdige Behandlung länger ertragen, und brach somit aufs Neue. Unordnungen im Essen und Trinken, die Tasso beging, mochten den Herzog bereits früher erzürnt ha-

---

*) Ganz demgemäß ist was bei Goethe Alfonso dem Tasso schon vor der Abreise sagt (Act V. Sc. 2):

Doch, guter Tasso, wenn es möglich wäre,
So solltest du erst eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, dich zerstreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbessern. Dir
Gewährte dann die schöne Harmonie
Der hergestellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens suchst. —

Und ganz ähnlich die Aufnahme, welche diese Worte dort bei Tasso finden, vgl. Act V. Sc. 5:

Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergesse,
Darum soll ich mich zum Müssiggang gewöhnen,
Darum soll ich mich und meine Sinne schonen.

ben. Jetzt war seine Ungnade entschieden. Vergebens suchte Tasso die Vermittlung der Herzogin von Urbino und der Prinzessin Leonore zu erlangen. Er erhielt keine Audienz bei ihnen und sah sich nun wohl fast genöthigt, seine Drohung auszuführen und Ferrara aufs Neue zu verlassen. Heimlich, ohne Urlaub und ohne von seinen Büchern etwas mit sich zu nehmen, entfernte er sich auch diesesmal.

Diese zweite Entfernung Tasso's von Ferrara hat nicht viel länger als die erste gedauert und endigte in ähnlicher Weise. Doch zeichnet sie sich durch eine größere Mannigfaltigkeit der Erlebnisse aus. — Tasso ging zunächst nach Mantua und von da nach Venedig. An beiden Orten war er mit der Aufnahme, die er fand, unzufrieden. Doch fesselte ihn an die berühmte Seestadt einige Zeit der toscanische Gesandte Veniero, durch den er in den Dienst des Großherzogs, seines Herrn, zu gelangen hoffte. Veniero berichtete über ihn und sein Begehren am 12. Juli 1578 nach Florenz. Er bediente sich dabei folgender Ausdrücke: »Tasso ist hier und sehr beunruhigten Gemüthes. Man kann von ihm nicht sagen, daß er gesund am Geiste sei, doch giebt er vielmehr Zeichen der Betrübniß als der Verrücktheit von sich.« Im Übrigen aber behandelte er sein Verlangen, in den Dienst des Herzogs zu treten, nur als eine fixe Idee, von der der kranke Dichter ohne Unterlaß spreche und phantasire. Natürlich erfolgte darauf nichts und Tasso setzte, als er eine zeitlang vergebens auf günstigen Bescheid gewartet hatte, seinen Wanderstab weiter nach Urbino. Hier begann er, den Herzog für sich zu gewinnen, eine berühmte Canzone an den Fluß Metaurus, in der er auf eine rührende Weise das Unglück anklagt, das ihn von frühester Kindheit an verfolgt habe. Sie möchte in deutscher Sprache etwa so lauten:

Der Apenino's Höhe
Du zwerghaft zwar, doch ruhmeswerth entsprossen!
Erlaucht an Namen mehr, als klar an Fluthen!
Als Flüchtling komm mit Wehen
Zu deinem Ufer ich, dem sanften, guten,
Drob Ruh und Frieden scheinen ausgegossen!
Die mächt'ge Eiche, welche so umfluthen
Die süßen Wässer dein, daß Äste ragen
Weit über Seen und Bergesspitzen,
Wird mich im Dunkel schützen.
Es pflegt ihr heil'ger Schatten zu versagen
Nicht kühle Ruhe je auf weichem Moose;
So mög' er mich in tiefste Nacht verhüllen,
Daß ich verborgen bleib' dem bösen Willen
Der Göttin, welche blind vertheilt die Loose,
Doch sehend mich verfolgt, ob an Gestaden,
Ob ich auf öden Pfaden
Den Fuß beweg' in nächt'ger Thäler Schoose
Und so mich trifft, daß zweifelnd ich am Heile
Wohl seh', sie hat noch Augen mehr als Pfeile!

* * *

Ach! seit ich eingesogen
Des Lebens Hauch, die Augen aufgeschlagen
Dem Tageslicht, das nimmer froh mir lachte,
Wählt' bös und ungezogen
Sie mich zum Ziel, und Wunden mußt' ich tragen,
Die wohl kein Alter je vernarben machte.
Sei Zeugin Du, Syrene, hochgeachte,
An deren Grab die Wiege mir gestanden!
Ach, hätte dort auch ich mein Grab, erlegen
Des Unglücks ersten Schlägen,
Da frech Fortuna's Hände mich entwanden
Als Kind, der Mutter Schooße und den Küssen,
Die schmerzlich sie mit heißen Thränen tränkte.
Ich seh' es noch, wie da sie aufwärts lenkte

Den Blick und bat: doch taub hat fortgerissen
Der Wind ihr Wort; nicht sollte Wang' an Wangen
An ihr ich ferner hangen
Und stets der treuen Arme Druck vermissen!
Ich folgte bang mit ungewissen Tritten,
Ascanio gleich, des Vaters irren Schritten.

* * *

In herber Acht und harter
Armuth erwuchs ich so auf trüben Wegen;
Unzeitig, schien's, an Geist, daß ich gewahre
Der Leiden tiefste Marter;
Doch lernt' ich unter Schmerzen, bittern Schlägen
Gar früh die Bitterkeit der reifen Jahre.
Was krank, entblößt, der Mann mit weißem Haare
Erlitt, erzähl' ich euch — doch, bin ich heute
Nicht reich genug mir selbst, auch ganz alleine,
Als Stoff, darob ich weine?
Was hilft's, daß Andern ich die Klag' bestreite,
Da karg, nach Willen nicht, die Seufzer bringen
Und diese Augen, diese quellengleichen,
Mit Zähren für den eignen Schmerz nicht reichen?
O, Vater! den die Himmel froh umsingen,
Du weißt, wie schmerzlich ich um dich mich härmte
Und seufzend wärmte
Dir Grab und Lager! — Seit auf Sternenringen
Du thronst, verehr' ich dich, die Trauer endet
Und auf mich selbst wird all mein Schmerz gewendet.

Wer fühlt nicht, wie hier aus dem akademischen Prunke ein Strom des tiefsten Gefühls hervordringt und der höfisch schmeichelnde Ton nach und nach in die reine Elegie übergeht. Wer ist nicht gespannt, wie der Dichter seine neue Strophe anheben wird? *) Allein er hat nie weiter geschrieben. Man

*) Die Worte mit denen bei Goethe Act I. Sc. 3 Tasso dem Herzoge sein Gedicht übergiebt, erinnern sehr an diese Canzone, besonders:

sagt, die Ankunft des Herzogs von Urbino aus Castel Durante habe ihn hier unterbrochen: und aufzunehmen war dieser Gedankengang freilich nicht wieder. Der Empfang, der ihm zu Theil ward, entsprach übrigens ganz seinen Wünschen. Er begleitete den Herzog von Urbino nach Pesaro und begann dort ungemein eifrig poetische und andere Arbeiten zu treiben. Einiges davon schickt er am 25. September seiner Schwester und bittet sie, nicht den Verläumdungen zu glauben, die von Ferrara aus verbreitet würden. Er sei weder trübsinnig, noch geistesschwach, noch wahnsinnig. Indessen hielt er doch auch in dieser neuen Lage nicht aus. Die Einbildung, daß er vor Verfolgungen aus Ferrara nicht sicher sei, trieb ihn auch von Pesaro heimlich zu entfliehen. Er

---

Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkühr freundlich mir geschenkt,
So hatte mich das eigensinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen;
Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuren Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.

Die Fortsetzung dann, die gleichsam auch als eine solche für die Canzone gelten könnten, klingt an die Dedicationsverse des befreiten Jerusalem an. In diesen sagt Tasso (canto I. st. 4.): der Herzog habe ihn der Wuth Fortunens entrissen und in sichern Hafen gebracht, darum möge er sein Gedicht als durch ein Gelübde ihm bestimmt annehmen. Hier Goethe:

Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn euch gehört es zu.

wandte sich nun nach Piemont, wo er wie gewöhnlich zu Fuß und nach mancherlei Abenteuern ankam. Eines derselben hat er selbst später in der Form eines Dialogs beschrieben, der unter dem Titel des Familienvaters bekannt ist. Wir erfahren darin, wie der tiefsinnige Dichter dazu kam, einmal die Gastfreundschaft eines biedern alten Landedelmanns anzunehmen, beide sich wohlgefielen, und wie nun während eines gemeinschaftlich verlebten Tages Gelehrsamkeit gegen schlichte Lebensweisheit ausgetauscht ward. Es ist das eine ganz hübsche Idylle. — In Turin zeigte sich bei Tasso dieselbe Lust und Kraft zu arbeiten, wie in Urbino. So entstand dort unter Anderm im Monat December sein Dialog über den Adel. Der Fürst des Landes, Carl Emanuel, freute sich sehr über seine Anwesenheit und wünschte ihn in seinen Dienst zu nehmen. Aber Tasso lehnte es ab und bat ihn nur um seine Vermittlung bei dem Herzoge von Ferrara, an dessen Hof zurückzukehren der arme Dichter immer wieder Verlangen trug. Auch andere Gönner Tasso's, namentlich der Cardinal Albano, hatten schon für ihn unterhandelt. So erhielt er denn wirklich im Februar des Jahrs 1579 die verhängnißvolle Erlaubniß, wieder nach Ferrara zu kommen. Der Herzog stellte ihm keine anderen Bedingungen, als daß er sich jetzt in allem Ernst ärztlich behandeln lasse und sich mit seinen Umgebungen zu vertragen suche. Nun hatte Alfonso sich während Tasso's Abwesenheit zu einer zweiten Ehe entschlossen und seine Vermählung mit Margaretha Gonzaga stand nahe bevor. Gute Freunde riethen unserm Tasso, den Hoffestlichkeiten auszuweichen und seine Reise aufzuschieben, weil sie für seine Gesundheit besorgt waren. Allein er freute sich gerade darauf diese Feste noch mitzumachen und reiste so eilig ab, daß er noch am 21. Februar, am Tage vor dem Einzuge der Braut in Ferrara ankam, als ihn noch Niemand erwartet hatte. Wie

es ihm da erging, ist bereits oben angedeutet worden. Er konnte weder Alfonso noch die Prinzessinnen sprechen, fand kein Quartier, ward von den Hofleuten unfreundlich behandelt und sah das nun, ohne Rücksicht auf die Umstände, als einen Bruch der ihm gethanen Versprechungen an. Es erfolgte, wie gewöhnlich bei Tasso, nach langem bescheidenem Warten und Bitten ein heftiger Ausbruch des Zornes, in dem er sich auf das Unehrerbietigste über den Herzog selbst äußerte. *) Da ließ ihn dieser als einen wahnsinnigen Menschen in das Hospital St. Anna bringen, wo er denn gezwungener Weise bis zum Jahre 1586 blieb.

Hiemit ist das Ziel erreicht, welches wir uns oben für unsere historische Darstellung gesetzt haben. Über die Gefangenschaft Tasso's mag indessen hier noch die Bemerkung einen Platz finden, daß alle Einzelnheiten, welche darüber bis auf den heutigen Tag bekannt geworden sind, nicht ausreichen, gerade die Hauptfrage zu beantworten, welche sich uns aufdrängt. Wir wissen zwar vom Herzog Alfonso, daß er den bittenden Freunden des Dichters stets versichert hat, er liebe und ehre Tasso wie sie, sei nur auf sein Bestes bedacht und werde ihm keinen Zwang weiter anthun, sobald er genesen sei. Allein wir vermissen jene lebendigen Zeugnisse der Liebe,

*) Wenn Goethe (Act V. Sc. 5) den Tasso in die heftigsten Schmähungen gegen Alfonso ausbrechen läßt, so ist das freilich nicht eine eigentliche Nachahmung dieses Ereignisses. Doch kann man wohl sagen, er fühlte sich durch dasselbe veranlaßt, ihm einen solchen Charakterzug zu leihen. Als allgemein in seiner Natur liegend schildert es auch Antonio (Act III. Sc. 4):

Kannst du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstin selbst,
Auf wen es sei, zu schmähn, zu lästern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder 2c.

die Tasso vor seiner ersten Flucht so vielfach von der ganzen herzoglichen Familie erhielt: und dann bleibt es uns ein Räthsel, wie der Herzog habe hoffen können, unter beständigen Qualen des Geistes und im engen Raume des Hauses, einen Kranken zu heilen, dessen Zustände immer unter psychischen Einflüssen standen und sich sichtbar verbesserten, sobald er seinen Aufenthaltsort wechselte und wieder in neue Umgebungen kam. Andererseits erfahren wir über Tasso zwar, daß er sich nach den ersten Jahren seiner Haft oft in den übelsten Körperzuständen befunden hat und das Bett zu hüten gezwungen war, wir erfahren ferner so viel von Visionen *) und Phantasmen, die ihn zu Zeiten gequält haben, daß wir uns seinen Geist noch kränker als sonst vorstellen müssen. Aber die Briefe, in denen Tasso selbst diese Zustände schildert, dienen als Beweis, daß die krankhafte Phantasie bei ihm doch dem Verstande nicht die Herrschaft zu rauben vermochte und von thörichten Handlungen des Kranken wird uns nichts berichtet. Wir sind also nicht im Stande einzusehen, in wie weit Tasso seinen Umgebungen einen rechtlichen Grund gege-

*) Dergleichen werden auch nach Tasso's Entlassung aus St. Anna noch erwähnt. So berichtet Manso, wie er einmal in seiner Gegenwart behauptet habe, auf den Strahlen der untergehenden Sonne schwebe sein Genius in die Stube, und mit diesem, wie mit einem alten Bekannten gemüthlich verkehrend, ein langes gelehrtes Gespräch gehalten. — Goethe läßt ihn zweimal (Act I. Sc. 3 und Act V. Sc. 4) so in Phantasien gerathen, daß er seine Umgebungen ganz vergißt. Die Worte, welche die Prinzessin darauf an ihn richtet:

Ich freue mich, wenn du mit Geistern redest,
Daß du so menschlich sprichst, und hör es gern

besonders, wenn man damit die frühere Äußerung der Sanvitale (Act I. Sc. 1) verbindet:

Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen

deuten sehr wohl auf ein solches visionäres Wesen hin, welches die Damen an ihrem Lieblinge zu gewahren öfter Gelegenheit hatten.

ben hat, ihn als unmündig oder gemeingefährlich festzuhalten. Wer hier eine Antwort geben will, wird sich auf das unsichere Feld der Vermuthungen wagen müssen. Wie diese ausfallen möchten, wenn man nichts Anderes als die oben mitgetheilten Thatsachen voraussetzt, überlassen wir dem Leser selbst zu entscheiden. Jedoch bitten wir ihn, sich nicht zu verwundern, wenn er da, wie wir allerdings vermuthen, in Widerspruch mit den meisten älteren Schriftstellern über Tasso gerathen und die Annahme eines Liebesverhältnisses zwischen Tasso und der Prinzessin keineswegs als einziges Auskunftsmittel anzusehen nöthig finden sollte. Denn in der That ist man in den nächsten Lebensaltern nach Tasso weniger als heute im Stande gewesen, die Vorgänge seines Lebens zu überblicken. Die Briefe, auf denen unsere Darstellung größtentheils beruht, sind erst nach und nach bekannt gemacht und zuerst vollständig von dem Abbate Serassi benutzt worden, der im Jahre 1785 ein Leben des Tasso herausgab. Vor ihm galt als die gründlichste und zuverlässigste Biographie unseres Dichters, die des Ritter Giambatista Manso, welche bereits 1600 geschrieben und 1621 gedruckt worden ist. Dieser Manso war ein Neapolitaner; er hatte Tasso in den späteren Zeiten seines Lebens lange in seinem Hause beherbergt und dessen Vertrauen in hohem Grade besessen. Auch war er im Besitz mancher Papiere Tasso's gekommen und konnte so im Allgemeinen wohl als ein glaubwürdiger, wenn auch hier und da durch Tasso's eigene Erzählungen bestochener Zeuge gelten. Allein er hat die Zeiten in Ferrara nicht mit durchlebt und entbehrt für sie aller unmittelbaren Anschauung, sowie der Kenntniß der meisten Dinge, welche den armen Dichter damals beunruhigten. Er weiß nichts von dem, wenigstens halbwahnsinnigen Zustande, in dem Tasso sich schon vor seiner ersten Flucht befand. Von ihm selbst

hat er über die Ursachen seines Unglücks wohl nichts, als einzelne Klagen gehört und darum bereitwillig den Gerüchten sein Ohr geliehen, welche in Ferrara unter den anekdotensüchtigen Hofleuten fortlebten. Die Thatsachen, welche er mit unsicherer Hand zusammenbrachte, ordneten und modificirten sich dann bei ihm nach der allgemeinen Ansicht, die er sich gebildet hatte: und so ist es gekommen, daß alle diejenigen, welche auf ihn sich verließen, unvermerkt immer schon von einer nach einem bestimmten Ziele hin verderbten Reihe von Thatsachen ausgingen und das zu vermuthen und anzunehmen für nothwendig hielten, was er ihnen selbst unter den Fuß gegeben hatte. *)

Manso ist so in der That nicht blos einer der ersten

---

*) Hier ist nun ein höchst wichtiger Umstand hervorzuheben. Goethe begann den Tasso 1780 und konnte die Biographie Serassi's erst bei der Umarbeitung seines ersten Entwurfes in Italien (1787 u. f.) anwenden. Er hat also, mag er auch von den Briefen Tasso's Manches gekannt haben, doch wesentlich seinen ersten Plan nach Manso's unzuverlässigen Erzählungen gemacht. Daraus erklären sich manche Abweichungen als unfreiwillige Irrthümer und es wird mehr als wahrscheinlich, daß viele historische Züge erst nachträglich in den ursprünglichen Entwurf hineingekommen und gleichsam nur äußerlich angeheftet worden sind. Man hat die erste Bearbeitung der Iphigenie herausgegeben. Die des Tasso, wenn eine solche noch vorhanden, würde noch viel interessanter sein. Es gälte hier, zu sehen, ob erst Serassi Goethe veranlaßt hat, sein Drama mit einer Krankengeschichte zu verweben oder ob Goethe durch die innere Nothwendigkeit der Sache darauf geführt worden ist und dann nur die historischen Züge, als vorzüglicher, seinen erfundenen vorgezogen hat. Denn Tasso's krankhafte Launen und Grillen, so wie die fast medizinischen Bemerkungen im fünften Act sind gerade unzweifelhaft erst dem Serassi entnommen. Übrigens bemerke ich, daß Goethe in der italienischen Reise immer nur von der Prosabearbeitung der beiden ersten Acte spricht und es gar nicht feststeht ob die folgenden wirklich schon einmal ausgearbeitet waren. Diese beiden, erwähnt er gelegentlich, wären im Allgemeinen nicht bedeutend verändert worden. Desto mehr spricht er von der völligen Umgestaltung des Ganzen, ohne sich darüber in bestimmte Angaben einzulassen.

Zeugen für die Sage von Tasso's Liebe zu Leonoren, sondern er hat sie, unbewußt, zum guten Theile selbst gemacht.

Nachdem er nämlich von der Aufführung des Amintà gesprochen hat, berichtet er: um diese Zeit sei Tasso von einer heftigen Liebe der reinsten und edelsten Art ergriffen worden, deren Gegenstand er sorgfältig verborgen. In seinen Reimen habe er wohl versteckt den Namen Leonore angebracht; allein die Hofleute, welche eifrig seinem Geheimniß nachgespürt, wären ungewiß geblieben, welche Dame dieses Namens damit gemeint sei. Denn außer der Prinzessin hätten ihn auch die Gräfin Sanvitale und eine der Hofdamen geführt (von welcher letzteren wir in der That gar nichts wissen, da sich ergeben, daß eine Canzone, welche an sie gerichtet sein sollte, vielmehr einer gewissen Olympia, einem Gesellschaftsfräulein der Gräfin Sanvitale, gewidmet ist *). — Nun gesteht er selbst zwar, nicht in das Geheimniß des Dichters eingeweiht zu sein. Allein er läßt nicht undeutlich merken, wohin sich seine Vermuthungen neigen. Man beachte nur, wie er wiederholt fast

---

*) Goethe Act I. Sc. 1 läßt die Prinzessin und die Sanvitale darüber ungewiß sein, an wen von ihnen beiden die schönen Lieder Tasso's gerichtet sind; die dritte Leonore läßt er fallen:

Prinzeß. Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
. . . . erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore. Ich freue mich der schönen Blätter auch.
Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen
. . . .

Prinzeß. Und wenn er seinen Gegenstand benennt,
So giebt er ihm den Namen Leonore.

Leonore. Es ist dein Name, wie es meiner ist.
Ich nähm' es übel, wenn's ein andrer wäre,
Mich freut es, daß er sein Gefühl für dich
In diesen Doppelsinn verbergen kann.

ängstlich von dem rein platonischen Character der Liebe eines solchen Gelehrten und Dichters spricht, wie er die Anspielungen Tasso's auf das Schicksal des Phanton und Ikarus heranzuziehen weiß, wie er die Reinheit und Vollkommenheit der Prinzessin als eine unbedingt den verwandten Geist fesselnde schildert, *) dagegen von den geistigen Vorzügen der liebenswürdigen Gräfin schweigt, die doch sonst überall gepriesen worden, und verächtlich auf die herabblickt, welche dem Tasso eher eine sinnliche Neigung zu einem Kammerzöfchen, als die größte Kühnheit in der Wahl seiner Liebe zutrauten. Damit verbinde man, daß die Ansicht, welche er bei der Gelegenheit äußert, Tasso habe blos darum an alle drei Leonoren Liebesgedichte gerichtet, sich blos darum in alle drei verliebt gestellt, um die Entdeckung der Wahrheit unmöglich zu machen, an

*) Goethe ist ganz auf die Vorstellungen eingegangen, die Manso von dem Verhältnisse zwischen Tasso und Leonoren hat. Diese Liebe unterscheidet sich von jeder andern, die er sonst geschildert hat, durch die Abwesenheit alles Sinnlichen und durch den idealen Schwung, der darin liegt. Es war ihm hier Ernst, einen durch die Ideen von der platonischen Liebe geläuterten mittelalterlichen Minnedienst darzustellen, wie man ihn sich wohl zu Tasso's Zeit dachte. „Aus allen Sphären trägt er, was er liebt, auf einen Namen nieder", sagt die Sanvitale von ihm. „Mit eignen Augen hab' ich es gesehen, das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne", äußert er sich selbst, und die Prinzessin nennt „die Tugend und die Liebe verwandt." Darin ist bestimmt eine auf Ideen gegründete Neigung ausgedrückt. — Wie ferner der Minnedienst wesentlich eine Liebe des Jünglings zu einer älteren, ihm in sittlicher Bildung überlegenen Frau ist und darin die reine Wechselseitigkeit fehlt, indem die Frau nur auf die Bedingung hin, daß der Mann sich von ihr bilden läßt, ihre Gunst gewährt; so ist es auch bei Goethe der Fall. Leonore stellt dem Tasso, der ihr ohne Clausel gehört, drei Bedingungen: er soll sich bemühen in ein gutes Einverständniß mit ihren Umgebungen zu kommen; er soll ihr unverbrüchlich Treue bewahren und sich endlich den Schranken der Sitte fügen. Daß er nacheinander eine wie die andere dieser Bedingungen verletzt und so, wenn auch zum tiefen Bedauern Leonoren's selbst, auch innerlich sein Verhältniß zu ihr zerstört, ist ja der innerste tragische Kern des Ganzen, gegen den auch das Ausscheiden aus allen anderen Verhältnissen in Ferrara nur etwas Äußerliches ist.

Wahrscheinlichkeit gewinnt, je höher seine Dame stand, so wird man es sehr wohl begründet finden, daß die Meisten, welche Manso's Biographie benutzten, geradezu auf Leonoren bezogen, was er nur allgemein aussprach; daß Tasso, um Liebe werbend, Gegenliebe gefunden und daß dieses Glück seinem Talente einen höheren Schwung gegeben und seinem von Natur ernsten und strengen Stil die Lieblichkeit und Milde verliehen habe, welche man in vielen Theilen des befreiten Jerusalem bewundere.

Mit der Beendigung dieses großen Werkes läßt auch Manso den Glücksstern Tasso's untergehen. Er berührt dabei dessen natürliche Hinneigung zur Melancholie und die Unruhe, welche ihm die Beurtheilungen der Kritiker bereiteten. An die Stelle aller anderen Übel aber, welche damals seinen Freund bedrängten, setzt er nur den Neid und die Ränkesucht der Hofleute und knüpft daran folgende Geschichte, in der man wunderbar verknüpft das oben erwähnte Zusammentreffen mit dem treulosen Freunde, den ersten Arrest und die Flucht aus San Francesco wiedererkennen wird.

Tasso hatte einen Freund, vor dem er kein Geheimniß besaß. Ihm hatte er auch von seinem geheimen Liebesverhältniß erzählt und dieser hatte einen darauf bezüglichen Umstand ausgeplaudert. Das verdroß Tasso so sehr, daß er ihn bei der nächsten Begegnung im Vorsaale des Herzogs zur Rede stellte und ihm, als er trotzig leugnete, einen Schlag ins Gesicht gab. Der Geschlagene wagte nicht, sein Schwert zu ziehen und entfernte sich. Allein es erfolgte eine Ausforderung und ein Duell vor einem Thore der Stadt. Tasso stand seinem Gegner allein gegenüber. Da kamen die drei Brüder desselben plötzlich herbei und fielen Tasso mit bewaffneter Hand an, so daß dieser sich nun gegen vier zu vertheidigen hatte. Doch verlor er den Muth nicht: er hielt Stand,

verwundete einige von den Neuhinzugekommenen und schlug sie alle mit solchem Glück aus dem Felde, daß die Ferraresen einen besonderen Vers auf seine Tapferkeit machten. Die vier Brüder entflohen, um der Strafe zu entgehen. Tasso aber begab sich auf sein Zimmer und erhielt hier vom Herzoge sogleich den Befehl, dasselbe bis auf weitere Erlaubniß nicht wieder zu verlassen. Die Furcht, die Alfonso hegte, die mächtigen Verwandten, welche die Flüchtlinge in Ferrara besaßen, möchten seinem Lieblinge neue Nachstellungen bereiten, war die eigentliche Veranlassung zu dieser Maßregel. Allein Tasso faßte das anders auf; er glaubte, der Herzog sei ernstlich gegen ihn erzürnt und wisse um die ersten Ursachen jenes Streites im Schlosse. Seine Hypochondrie mischte sich ins Spiel und ließ ihm nun selbst sein Verhältniß höchst strafbar erscheinen, »obgleich es der Herzog, der die poetische Redeweise der Gedichte von dem reinen philosophischen Sinne des Dichtenden zu unterscheiden wußte, gewiß selbst nicht dafür gehalten hätte.« Als sein Arrest sich bis in das folgende Jahr hinein verlängerte, konnte er es vor Schwermuth und Angst nicht mehr aushalten und entfloh, wie er meinte, den Gefahren, welche seinem Leben in Ferrara drohten *).

An diese durchaus falsche Geschichte nun fügt Manso einen ebenso wunderbar zusammengesetzten Bericht über das, was Tasso während seiner Abwesenheit erlebte. Er vermengt hier die Flucht nach Neapel mit der zwei Jahre früher unternommenen Reise nach Rom und dem späteren Aufenthalte in Turin, läßt den Tasso zuerst nach Piemont gehen und unterwegs das Abenteuer erleben, welches dem »Familienvater« zu Grunde liegt, dann in Rom mit den kritischen Freunden

*) In ähnlicher Weise hat auch Goethe das feindliche Zusammentreffen mit Antonio, den Arrest und die Abreise aneinandergereiht.

c†

Berathungen halten und zuletzt nach Sorrent zu seiner Schwester kommen *). Der schöne Bericht über die Erkennungsscene, den wir oben im Auszuge wiedergaben, befindet sich hier und dürfte wohl historisch treu sein. Doch unmittelbar daran stoßen wir wieder auf eine Erfindung Manso's. Er läßt die Prinzessin Leonore die Rückkehr Tasso's nach Ferrara bewirken. Sie ist es bei ihm, welche den Dichter bewegt, sich vertrauensvoll, auf Gnade und Ungnade, in die Hände ihres Bruders zu liefern.

Wie Manso darauf den zweiten Aufenthalt in Ferrara, die zweite Flucht und die letzte Rückkehr im Jahre 1579 schildert, hat für uns kein besonderes Interesse, da hier keine bedeutende Abweichungen vom Geschichtlichen vorkommen.

Wichtig dagegen ist es, wie er Tasso's Aufenthalt in St. Anna und das Verhalten des Herzogs gegen ihn beurtheilt. Denn dadurch schließt er in der That seinen Roman zu einem Ganzen ab. Er gesteht nämlich ein, daß sein Freund in Folge seiner furchtbaren Hypochondrie geisteskrank gewesen sei, behauptet jedoch, daß seine Phantasieen ihn nie rasend oder wirklich wahnsinnig gemacht hätten. Vielmehr meint er, Behauptungen der Art wären entweder böswillige Verleumdungen gewesen oder eine unselige Folge des Benehmens, welches Tasso oft künstlich angenommen, da er, von Angst vor eingebildeten Gefahren getrieben, oft unter dem Scheine der Geistesabwesenheit Schutz vor dem vermeinten Zorne Alfonso's gesucht habe. Dieser Zorn nun sei gar nicht vorhanden ge-

*) Ebenso bei Goethe. Die Abreise des Tasso ist bei ihm aber beides, nach einigen Umständen die frühere nach Rom, nach anderen die spätere nach Neapel, von dem zukünftigen Aufenthalte in beiden Städten ist die Rede. Auch wenn vom Wahnsinne Tasso's bei ihm keine Rede ist, stimmt das mit Manso, der von seinem Aufenthalte bei den Franciskanern nichts weiß.

wesen, der Herzog habe vielmehr nur wie ein guter Arzt gehandelt, der allein, was die Krankheit erheische, nicht aber den Geschmack des Kranken berücksichtige *). Er sei darum hartnäckig geblieben und habe Tasso nicht freigelassen, obgleich seine Zustände sich gerade aus den psychischen, dem Herzoge verborgenen Gründen unter diesem Zwange bedeutend verschlimmert hätten. Denn Tasso habe, in Folge jenes alten Liebesverhältnisses, darin immer eine Strafe gesehen und dieser Gedanke habe ihn innerlich zu Grunde gerichtet, während sein dadurch erzeugtes Benehmen, von seinen Feinden weislich ausgebeutet, ihn vor der Welt zu einem Wahnsinnigen gestempelt und seine Befreiung verhindert. So habe sich furchtbar das Geschick des unglücklichen Dichters vollendet. —

Ich glaube, man erkennt leicht die schwachen Seiten dieses sehr künstlichen Gewebes. Sie liegen in der völligen Schuldlosigkeit Tasso's und der angeblichen Leidenschaftslosigkeit Alfonso's. Denn eine Angst vor Strafe ohne Schuld setzt schon den Wahnsinn voraus, der eben abgeleugnet werden soll: und eine Hartnäckigkeit in Maßregeln, deren übler Erfolg klar ist, kann ja eigentlich nur einem leidenschaftlich befangenen oder gröblich betrogenen Gemüthe zugetraut werden. Daher stürmte nach Manso auch Alles gegen diese

---

*) Auch bei Goethe hat Alfonso ähnliche Gesinnungen (Act I. Sc. 2), doch verwahrt er sich da selbst vor dem Vorwurfe, den er in der Wirklichkeit wohl verdient hat:

Besser wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Versuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des frischen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.

beiden Punkte an und bemühte sich, sie durch eine tiefere Ergründung der Verhältnisse umzustoßen.

Am Nächsten lag es, die Gedichte Tasso's selbst als Zeugnisse heranzuziehen. Sehen wir genau zu, so ergiebt sich, daß schon Manso aus dieser Quelle geschöpft hat. Woher hat er z. B. gleich zu Anfang die Zeitbestimmung, wann Tasso's Liebe begonnen habe? Der Zusammenhang lehrt es. Im Amintà hat der Dichter sich selbst im Thyrsis dargestellt. Er benutzt diese Figur, die Poesie einzuführen, den Hof zu preisen, dem Herzoge seine Dankbarkeit zu bezeigen und neidische Gegner zu necken. Nun wird Thyrsis im zweiten Acte gefragt, warum er, der erst um vier Jahre das fünfte Lustrum überschritten habe (Tasso war damals neun und zwanzig Jahre), so hartnäckig die Liebe meide, und er erwiedert, er wisse aus der Erfahrung, daß die Liebe meist Leid statt Freude bringe und fliehe darum; dann weist er die Bemerkung, daß die Muße Amor herbeilocke, ab: denn seine Muße sei ganz von der Beschäftigung mit ernster epischer Poesie ausgefüllt. Darin lag eine Art von offenem Geständniß, daß sein Herz damals frei war: während kurze Zeit darauf ein kleines Echo, indem Thyrsis am Bache, L e o n o r a seufzend, den Wäldern und Wogen ein feierliches onora entlockt, Zeugniß zu geben schien, daß der Dichter bald seinem Vorsatz untreu geworden war. — Leicht könnten mehre andere Gedichte, welche Manso anführt, um sie scheinbar aus den von ihm erwähnten Thatsachen zu erklären, umgekehrt erst die Veranlassung zur Aufstellung derselben gegeben haben. So vermuthe ich fast, daß auch die ganze Erzählung von Tasso's Verhältniß zu d r e i Leonoren zum guten Theil nur auf folgendem Sonette ruht, dem Manso sehr großes Gewicht beilegt, obgleich es offenbar an drei Schwestern gerichtet ist:

Drei Damen sah ich hehr in Schönheit prangen *)
Die, wie verschieden auch, doch ähnlich schienen,
Als ob in jeden Zug, in alle Mienen
Natur das Wörtchen Schwestern wollte malen.
Wohl pries ich jede, aber sonder Wahlen
Gefiel mir also eine unter ihnen,
Daß ihr mein Seufzen und Gesang noch dienen
Und zu den Sternen tragen Ruf und Qualen.
Sie lieb' ich, blick' ich zu den andern über,
Dünkt mir nur Reiz, was auch an ihr entzücket,
Daß, wie vor ihrem Bild ich Andacht übe.
Doch sind hier Bild und Wahrheit nachgerücket,
Daß es mich täuscht, ich schwärm' und seufze drüber,
Wie über frevlen Bilderdienst der Liebe.

Die romantischen Liebesgeschichten, welche die Italiener von ihren Dichtern erzählen, beruhen eben meist nur auf ähnlichen zugleich kecken und fasligen Interpretationen ihrer Gedichte.

Wir können uns dabei nicht verhehlen, daß, wer anders verfahren wollte, wer wirklich mit zartem kritischem Gewissen an Tasso's lyrische Gedichte heranginge und in ihnen Aufschlüsse über sein Leben suchte, eine äußerst schwierige und bedenkliche Arbeit hätte. Denn hier ist ganz höfischer Boden und zwischen Schmeichelei und Überzeugung, Galanterie und Gefühl keine Grenzlinie anzugeben. Außerdem herrscht die Reflexion unbedingt. Aus den Situationen werden nur einzelne sich gleichsam bekämpfende Momente hervorgehoben; die concreten Motive liegen ganz außerhalb, werden durch die oft schwankenden und gewöhnlich dürftigen Überschriften kaum angedeutet und scheinen oft nur einem glücklich erhaschten Gedankenspiel zu Liebe erfunden zu sein.

*) Tre gran Donne vid'io, ch'in esser belle.

Indeß mancher schöne Zug, mancher frische Farbenton ließe sich daraus doch wohl noch gewinnen. Denn wenn man, eines nach dem andern, diese Sonette, Canzonen und Madrigale durchliest, so beginnt sich vor der Phantasie das Land um Ferrara mit seiner ägyptischen Natur und Fruchtbarkeit auszubreiten, die benachbarten Lustorte, die Poinsel Belvedere, Belriguardo und Consandoli mit ihren schönen Seen, Hügeln und Blumen gewinnen Gestalt; der Dichter erscheint uns bald einsam sinnend vor den griechischen Marmorbildern, bald dichtend in den dunkeln Laubgängen, bald wieder bescheiden in hoher Gesellschaft. Neben der Juno Lucrezia, der Rose, die weiter sich entfaltend nur immer schöner wird, neben der Ehrfurcht gebietenden Diana Leonore, die ihr eigenes Lob gar nicht hören mag, sehen wir die reizende Sanvitale mit ihrer verführerisch erhobenen Lippe, ihre gefeierte Stiefmutter mit dem natürlichen Haardiadem und eine Schaar anderer Frauengestalten. Ihnen gegenüber den ritterlichen Herzog mit seinen Staatsmännern und Kriegsgefährten und alle Männer und Frauen nicht selten gemischt und in lebendigster Bewegung durch Feste, Maskeraden und Tänze. Kurz, wir thun hier wirklich einen Blick in das reiche und glückliche Leben des Dichters, das um so strahlender erscheint, je dunkler sich dicht daneben dann auf anderen Seiten die sehnsüchtigen und unwilligen Klagen des Eingekerkerten ausnehmen.

Nur würde sich jeder sehr irren, der da meinte, diese Gedichte Tasso's ließen von selbst ein Frauenbild als den Mittelpunkt der Neigungen des Dichters hervortreten und Leonore herrsche hier so, wie Laura in den Sonetten des Petrarka. Es bleibt vielmehr, scheint es uns, dem unbefangenen Leser fast die Wahl, ob er sich Tasso zwischen vielen Neigungen getheilt oder nur in dichterisch überschwenglicher Galanterie allen hervorragenden Frauen ergeben denken will.

Ja sollte man aus diesen sämmtlichen Gedichten die heftig leidenschaftlichen aussuchen, so würde darunter vielleicht keines genannt werden, welches mit einigem Grunde für an die Prinzessin gerichtet gilt.

Die Zahl dieser Gedichte ist überhaupt nicht groß. Unter ihnen ist das älteste eine Canzone (Mentre ch'a venerar movon le genti), welche schon in das erste Jahr von Tasso's Aufenthalt in Ferrara fällt. In ihr finden wir, wie es scheint, die erste poetische Huldigung, welche er seiner Protectorin darbrachte. Er naht sich ihr schüchtern und mit unendlichem Schwulst; er kann nicht enden, den Abstand seiner niedern Poesie von dem hohen Gegenstande durch Gleichnisse auszudrücken. Dann weiß er die ablehnende Würde selbst, welche Leonoren eigen war, die Blässe, welche sie von der kaum überstandenen Krankheit noch an sich hatte, zu den raffinirtesten Galanterien zu verwenden. Er erinnert sich des Tages, wo er die Prinzessin zum ersten Male gesehen hat. Da habe Amor auf ihrer heitern Stirne bewaffnet gethront und hätte sein Herz mit doppeltem Tode getroffen, wenn nicht Ehrfurcht und Staunen ihn versteinert und so wie mit einem natürlichen Schilde geschützt hätten. Die Vorsehung habe, meint er dann, mit dem Schleier der Krankheit und des Leides ihre Schönheit umzogen, die unvorsichtige Welt vor dem Verbrennen zu schützen. Doch flehe er zum Himmel, ihren früheren Glanz wieder herzustellen. Denn ihr Auge müsse im Verbrennen auch wieder beleben und er sehne sich, aus diesem Feuer, wie Gold, gereinigt und geläutert hervorzugehen *). — In einem Sonett (Vergine illustre, la belta,

*) Dieses Gedicht hat Goethe offenbar veranlaßt, Tasso (Act II. Sc. 1) mit Begeisterung von seiner ersten Vorstellung bei Leonoren sprechen zu lassen, und dabei ihrer kaum überstandenen Krankheit zu erwähnen. Von seinem Inhalte konnte er freilich nichts brauchen, denn das Höfisch-galante der Zeit

che accende) stellt er später die unsterbliche Schönheit der Seele, die Leonore in sich bewahre, dem vergänglichen Schmuck der Jugendblüthe entgegen und preist den Gatten glücklich, den sie sich erwähle. — In einem andern (Ahi ben è reo destin, ch'invidia) bedauert er, daß der Arzt ihr das Singen verboten. Die süße Harmonie ihrer Stimme habe alle irdischen Nebel verscheucht und glühende Liebe zur Ehre und reines, edles Wollen in alle Gemüther gegossen. Aber freilich, schließt er erklärend, müsse die Welt sich wohl an dem himmlischen und heiligen Vergnügen ihres Anblickes genügen lassen; das Paradies hätte nichts voraus, wenn die Menschen auf Erden auch schon die Stimme eines Engels hörten *). — Ein viertes Gedicht (Al nobil colle, ove in antichi marmi) ist während einer Reise oder einer längeren Abwesenheit Tasso's von Ferrara entstanden und schildert, wie der Dichter fern von Leonoren keine Ruhe findet, sich träu-

---

Tasso's ist von Goethe durchaus getilgt worden. Man vergleiche mit den oben mitgetheilten Concettis seine einfachen Worte:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.

*) Goethe benutzt das Motiv dieses Gedichts. Er läßt die Prinzessin (Act III. Sc. 2) darüber klagen:

Eines war
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesanges . . . .
. . . .
Nicht lang' war mir dieß Glück vergönnt, auch dieses
Nahm mir der Arzt hinweg: sein streng Gebot
Hieß mich verstummen . . . .

mend nach Ferrara versetzt und dort im Schatten der Bäume, auf dem Rasen ruhend, in Versen seine Liebesgedanken ausseufzt oder den Ruhm und die Waffen der Helden aus dem Hause Este besingt, während ein Lorbeer, den sie gepflanzt, sein Haar umgiebt *). — Daran reihen sich einige an Leo-

*) Auch dieses Gedicht hat auf Goethe's Tasso eingewirkt. Man lese die Phantasie des Dichters, der eben den Lorbeerkranz erhalten hat (Act I. Sc. 3):

So laßt mich denn beschämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich sonst meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einsam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In seinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Widerscheine
Des Himmels zwischen Bäumen, zwischen Felsen
Nachdenkend ruht: so scheint es mir, ich sehe
Elysium auf dieser Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeschiedne sein? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So schön bekränzt?
Wer sagt mir seinen Namen? Sein Verdienst?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, sich zu ihm,
In freundlichem Gespräche zu gesellen!
O säh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt,
O säh' ich hier sie immer unzertrennlich,
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander im Elysium
Eilt den Achill und den Homer zu suchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, sie,
Die großen Seelen, nun vereint zu sehen!

Sie enthält eine freie Variation des oben angegebenen Themas in wunderbarer Verknüpfung mit einigen anderen Lieblingsgedanken Tasso's. Denn

nore und Lucrezie zugleich gerichtete Canzonen und Sonette, unter anderen ein Gedicht aus den ersten Tagen in St. Anna (Suore del gran Alfonso, il terzo giro), in welchem Tasso auf eine rührende Weise klagt, daß sein Geist, der als unentweihter Tempel zwei Götterbilder einschließe, so von Schmutz und Schmach umgeben leben müsse. — Ein zweites, an demselben Orte im Jahre 1580 verfaßt (Perchè'n giovenil volto Amor mi mostri), ist an Leonore allein gerichtet. In ihm klagt der Dichter, daß er ihr drei Lustren vergeblich gehuldigt, gesteht, noch viel edlere Perlen des Lobes für sie zu besitzen, als er bisher gespendet, erklärt aber, nun schweigen zu wollen. Es dürfte leicht wirklich seine letzte Zuschrift gewesen sein. Denn im Anfange des folgenden Jahres starb die Prinzessin.

Hier ist nun von Liebe durchaus nur mit einem Rückhalt die Rede, den sich Tasso, den übrigen hohen Frauen gegenüber, durchaus nicht auferlegte. Da tritt Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit unverhüllt hervor. Bei Leonore erscheint unter dem Namen der Liebe mehr die bewußte Anerkennung ihrer inneren Vortrefflichkeit: und auch diese ist nicht eigentlich mit einer Innigkeit und Wärme vorgetragen, welche uns

---

dieser vergleicht in seinen Gedichten gern die Türkenkriege mit dem Unternehmen Alexanders und, wie dieser sich einen Homer gewünscht und um ihn den Achill beneidet, so verlangt er einmal nach einem neuen Alexander, mit dem er, ohne den Homer zu beneiden, tausend und aber tausend Jahre fortleben könne, indem sich an der Größe seiner Thaten sein Talent der Unsterblichkeit würdig entzünde. Vgl. die Canzone: **Nasci, e del casto e fortunato ventre** und das Sonett: **Delle barbare spoglie, e delle tante.** — Tasso hatte gewünscht einen Türkenkrieg zu erleben und seinen Herren dabei als Feldherrn zu sehen. Indem er seine Thaten dann besang, hoffte er den Lorbeer zu verdienen. Nun überrascht ihn der Lorbeerkranz und er fühlt sich einsam; es fehlt ihm eigentlich der Held, an den er sich lehnen kann. Das ist der Gedanke, der für den Eingeweihten in jenem Selbstgespräche verborgen lag.

zwänge, einen anderen Namen dafür zu suchen. Es war nur gerade Mode, zu den Damen von Liebe zu sprechen; es nicht zu thun, wäre unartig gewesen.

Allein die Ausleger des Tasso beschränkten sich freilich nicht auf diese wenigen sichern Zeugnisse, sondern in der Voraussetzung, daß Leonore ein für allemal als die Dame seines Herzens anzusehen sei, bezogen sie auf die Prinzessin auch eine große Anzahl von Gedichten, bei denen kein Name überliefert war, oder gar solche, die von den ersten Herausgebern auf andere Damen bezogen wurden, weil spätere Ausgaben die Titel wegließen oder änderten und ihnen darin überhaupt kein bindender Beweis zu liegen schien. Hiedurch bekam die Willkür freien Spielraum und die ganze Sache eine andere Gestalt. Ein Sonett (Nel tuo petto real, da voci sparte), in welchem der Dichter sagt, ihn habe eine Dame liebgewonnen aus seinen Liedern und er die Dame aus ihrem Bilde und so sei aus zwei fingirten Dingen eine wahre Leidenschaft entstanden — war nun ein Beweis, daß Tasso, als die Prinzessin noch krank war, bereits ihr Bildniß besaß und ihre beiderseitige Liebe schon älter war, als ihre persönliche Bekanntschaft. — Eine Canzone (Amor tu vedi e non hai duolo o sdegno), worin der Dichter die bevorstehende Vermählung einer angebeteten Dame (der Laura Peperara) beklagt und sie beschwört, um der neuen Bande willen nicht die alten zu lösen, genügte zu der Annahme, daß die Prinzessin einst einem Bewerber Gehör zu geben geneigt gewesen sei. Bald sollte dieses Gedicht selbst ihren Entschluß wankend gemacht haben *). — Und so ging es fort! Wo (vergl.

---

*) Goethe, Act II. Sc. 1, benutzt dieses Motiv um eine Erklärung zwischen Tasso und der Prinzessin herbeizuführen:

Oft hört' ich schon, und diese Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,

Colei, che sovra ogni altra amo, ed onora) der Liebende seiner Dame von Weitem nachgehend Blumen unter ihren Füßen hervorsprossen, den Bach sehnsüchtig stille stehen sieht; wo er (vergl. Veggio, quando tal vista amor impetra) sie in seinen Gedanken wie eine Madonna zum Himmel aufschweben läßt und andächtig vor ihr niedersinkt; wo in andern Liedern der Dichter sich irgend eines Dienstes rühmt oder eines Lohnes freut — überall glaubte man eine Seite aus der Liebe Tasso's zur Prinzessin zu lesen *) und bald kam man natürlich auch auf solche Seiten, wo der Beweis einer Gegenliebe zu stehen und selbst der rein platonische Charakter dieses Verhältnisses zweifelhaft zu werden begann. Es kam nur auf den Willen an und man konnte den reinen Charakter der Prinzessin selbst in Zweifel ziehen. Bedenkt man, wie zu der überall lebendigen Freude am Anstößigen noch die eigenthümlichen Schwierigkeiten bei der Erklärung der Verhältnisse hinzukamen, so wird man sich nicht wundern, daß

So müßt' ich's denken: edle Fürsten streben
Nach deiner Hand! ꝛc.

Prinzessin:

Für diesen Augenblick seid unbesorgt!
Fast möcht' ich sagen: unbesorgt für immer.

*) Auch Goethe scheint angenommen zu haben, daß die vielen an „madonna“ gerichteten Gedichte auf Leonoren zu beziehen seien. In der Schilderung, welche die Sanvitale davon giebt (Act I. Sc. 1):

Mit mannichfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bild;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat

erkennt man wohl gewisse Themata Tasso's. Aber freilich der eigenthümliche Charakter seiner Gedichte ist dadurch nicht ausgedrückt.

das in gewissen Kreisen wirklich geschah und daß sich da, privatim wenigstens, eine Art von obscöner Liebesgeschichte entwickelte.

Wir besitzen eine Kunde davon durch den Mann, auf welchem der Vorwurf, die Liebesgeschichte des Tasso und der Prinzessin erfunden zu haben, ungerechter Weise sitzen geblieben ist, weil er zuerst in einem gedruckten Buche davon ganz offen und wie von einer ausgemachten Sache gesprochen. Es ist das ein gewisser Girolamo Brusoni. Er schrieb 1657 eine Novelle: La gondola a tre Remi, in der viel über Krieg und Frieden, Staat und Wissenschaft debattirt und in einem besonderen Abschnitt auch von Petrarca und Tasso gehandelt wird. Da heißt es nun, der Pöbel der Literaten bemühe sich, diese Dichter gemeiner Sinnlichkeit in ihren Verhältnissen zu Laura und Leonore zu überführen und die Gedichte werden angegeben, auf welche sie sich dabei stützen. Indessen ist gerade Brusoni eifrig bemüht, wie Petrarca, so auch Tasso zu vertheidigen und es ist wohl möglich, daß es ihm bei seinen Zeitgenossen wirklich gelungen ist, jenem medisanten Bemühen einen Damm entgegenzusetzen. Denn er hat die Sache ganz richtig angegriffen. Statt nämlich einfach zu sagen, jene Gedichte seien nicht an die Prinzessin gerichtet, was die Leute ihm doch nicht geglaubt hätten, nimmt er es selbst an und capitulirt gleichsam; er läßt sich zu einem Zugeständnisse zwingen, welches dem Bedürfniß der Sage entspricht, und rettet im Übrigen den Ruf des Dichters und der Prinzessin. Er giebt mit einem Worte eine Verletzung der Etiquette und, wenn man will, des Anstandes zu und bewahrt dadurch beide vor schlimmeren Vorwürfen. In einem Sonette Tasso's (Prima con la beltà voi mi vinceste) heißt es nämlich, erst habe die Schönheit, dann das Erbarmen der Geliebten den Dichter besiegt: dieses, als ihr edler Busen ohne die neidische Dazwischenkunft des Kleides seine Brust berührt habe.

Das erklärt Brusoni so: der Kaiser habe um die Prinzessin geworben und Tasso sei darüber außer sich gewesen. Die oben erwähnte Canzone habe sie aber so gerührt, daß sie ihren Entschluß änderte und der Vermählung entsagte. Tasso zu beruhigen, sei ihm bei dieser Gelegenheit ein Kuß gewährt worden, der durch eine zufällige Verschiebung des Kleides höchst unschuldig jene verdächtige Berührung herbeigeführt habe. Es ist hiermit eine neue Thatsache gewonnen, wie man sie in Wahrheit brauchte. Ich will nicht untersuchen, wie sich der Erzähler zu ihr verhielt. In alten Überlieferungen mag ein indiscreter Kuß Tasso's schon eine Rolle gespielt haben. Denn Scipio Errico, der ihn in einem allegorisch dramatischen Gedicht, Le rivolte di Parnasso (1625), einführte, läßt ihn darin durch Cesare Caparoli der Calliope vorstellen und diesen, als Tasso zu nahe herantritt, sagen: »zurück, Bruder, denn Du hast die besondere Eigenschaft, daß Du gleich Küsse giebst.« Es wäre also wohl möglich, daß Brusoni ein Recht hatte, sich auf fremde ihm mündlich zugekommene Erzählungen zu berufen. Die leichtsinnige Art, wie sonst von ihm der ganze Liebesroman vom Tasso aus seinen Gedichten zusammengesetzt ist, macht es aber auch ebenso glaublich, daß ihm bloß ein Gedicht, wie etwa der Dialog: Tu, ch' i piu chiusi affetti, — in welchem der Dichter Amor fragt, was es zu bedeuten habe, daß seine Dame, als er sie küßte, die Augen niederschlug — die Veranlassung zu dieser Erfindung gegeben habe. Gewiß ist, daß er sie gut anzuwenden verstand. Denn er läßt diese Gunst der Prinzessin das Geheimniß sein, welches Tasso seinem Freunde anvertraut und dieser verräth. Er läßt dann den Herzog wirklich davon unterrichtet werden und daraus einen Argwohn gegen die Reinheit des Verhältnisses zwischen seiner Schwester und dem Dichter entstehen: und dieser Argwohn ist es dann, der bei ihm die alte Liebe zu Tasso

in Haß verwandelt und den armen Dichter verdirbt. Die Aufgabe der Sagenbildung schien dadurch in der Hauptsache gelöst, und ein weiteres Bedürfniß, neue Thatsachen zu erforschen oder zu erfinden, konnte nur noch in Betreff einzelner Umstände vorhanden sein.

Nichtsdestoweniger gab der Moment, wie Tasso vom Herzoge dem Gefängnisse übergeben wurde, noch zu einer wichtigen Umwandelung des Ganzen Anlaß, bei der die Verletzung der Hofsitte beibehalten, jedoch nicht als Grund des Argwohns an den Anfang, sondern als schlagender Beweis und zugleich als Mittel zur raffinirten Bestrafung an das Ende gerückt wurde. Muratori erzählt sie uns in einem Briefe an Apostolo Zeno (1735) nach einer Mittheilung, die ihm in seiner Jugend von dem Abbate Caretta gemacht worden. Danach war Tasso einst bei Hofe in Gesellschaft des Herzogs und der beiden Prinzessinnen und näherte sich Leonoren, um ihr eine Frage zu beantworten. Statt dessen aber gab er ihr plötzlich, von Begeisterung ergriffen, einen Kuß. Der Herzog aber, der Augenzeuge davon war, wandte sich ruhig zu den anwesenden Cavalieren und sagte: Sehet, welch ein Unglück einem großen Manne zugestoßen ist; er ist auf einmal ein Narr geworden: und ließ ihn darauf einsperren. Es ist natürlich, daß hier vorausgesetzt wird, der Herzog habe auf eine Gelegenheit zur Rache gewartet, und diese nun durch die Einsperrung Tasso's in St. Anna auf das Grausamste ausgeübt *). — An einer Möglichkeit, das mit den

*) Goethe läßt, Act V. Sc. 4, den Tasso mit der Prinzessin allein sein und ihr nach einer sein ganzes Gemüth aufregenden Unterhaltung in die Arme stürzen. Da kommt Alfonso hinzu und wie die Prinzessin forteilt und Tasso ihr folgen will, ruft er:

Er kommt von Sinnen, halt ihn fest.

Die Geschichte Muratori's ist so von ihm frei gedeutet und zugleich wahrscheinlicher und humaner gemacht worden. Doch liegt auch in den Worten

bekannten historischen Umständen zu vereinbaren, ist nicht die Rede. Allein die Sage hatte freilich wesentlich gewonnen. Ein pikanteres Ende konnte man gar nicht erdenken.

Alfonso's bei Goethe etwas sehr Bedeutsames: überliefern sie den Tasso nicht dem Gefängniß, so schließen sie ihn doch für die Zukunft von der Gesellschaft der herzoglichen Familie aus. Indem Goethe diesen Schluß schon an die Scenen aus den Jahren 1575 bis 1577 anfügte, stellte er diesen Abschnitt, in dem Tasso's Geschick sich gleichsam nur innerlich tragisch gestaltete, selbständig hin und ließ alles Weitere, was die Sage und Geschichte bot, fallen. Er gewann dadurch den Raum zu den gründlichen psychologischen Ausführungen, die sonst in keinem Drama möglich sind. Allein für den Leser entsteht der große Übelstand, daß er Tasso's ihm anderweitig bekannte Zukunft nach diesem Abschnitte nicht anschließen kann. Dieser Tasso, der so von Ferrara scheidet, kann nicht zum zweiten und dritten Mal wiederkommen, ohne ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Und doch steht er, wie wir ihn verlassen, noch nicht an der Schwelle des Wahnsinns, ja in der Freundschaft Antonio's und seinem Talent hat er zwei Stützen, die noch etwas für ihn hoffen lassen. Allein, da wir über die Art, wie wir uns für ihn eine bessere Zukunft denken sollen, gar keine Andeutung erhalten, auch in Tasso nicht ein Funke sittlicher Energie erwacht, der eine Bürgschaft leistete: so bleibt das ein schaler Trost und Tasso hat für uns gar keine Zukunft. — Übrigens wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Tasso sich einmal in einem Briefe dahin ausspricht, man habe ihm 1577 in Belriguardo Fallen gelegt und ihn dann mit unmenschlicher Strenge behandelt. Das könnte Goethe leicht als eine Andeutung erschienen sein, daß jene Kußscene nach Belriguardo und vor Tasso's Abführung zu den Franziskanern zu setzen sei. Wenigstens betrachtet ja auch bei Goethe Tasso das Benehmen der Prinzessin (Act. V. Sc. 5) als absichtlich und darauf angelegt ihn zu verderben. Er vergleicht sie mit einer Syrene und dann mit der Armida: beides Vergleiche, die dem Tasso sehr geläufig waren. Der erstere und das Schlußgleichniß, worin Tasso den Antonio mit dem Felsen vergleicht, an dem sein Schiff scheitert, erhält eine eigenthümliche tiefere Bedeutung durch ein Sonett Tasso's (Ben veggio avinta al lido ornata nave), welches er in den Zeiten seines Glückes gedichtet hat. Da läßt er nämlich ein geschmücktes Schiff am Ufer erscheinen und die glatte Fläche des Meeres und den leisen Hauch des Zephir's zur Fahrt einladen. Die Treulosigkeit der Luft und des Wassers schrecken ihn aber; Mancher stieß ab bei heiterer Nacht und seine Gebeine bleichen jetzt unbegraben am Sande des Ufers. Doch wagt er die Fahrt zu seiner Dame und schließt mit dem Wunsche, daß, sei ihm der Tod bestimmt, er ihn wenigstens bei den Syrenen ereilen möge und nicht zwischen Klippen und Sandbänken. Hier bei Goethe erinnert er sich

Mangelhaft blieb nur noch das Eine, daß die Feinde Tasso's keine Gestalt gewannen, sondern ihre Namen, wie ihre Charaktere und Thaten in dem Dunkel blieben, in welches sie Manso absichtlich eingehüllt hatte. Dafür geschah auf dem Wege sagenhafter Ausbildung nichts. Indessen hier gerade bot das historische Material einem jeden Dichter, der selbst das Geschäft der Sage übernehmen wollte, reichlichen Stoff dar. Ich meine damit weniger, daß in den Briefen Tasso's ein Maddalò, ein Brunello, dann Antonio Montecatano, ein Francesco Patrizio, Ascanio Giraldini, Claudio Bertazzolo u. a. als Personen namhaft gemacht werden, die eine Art von Verschwörung *) gegen ihn gebildet hätten — denn damit ist nicht gar viel gewonnen: als vielmehr, daß es wohl gelingt, die allgemeinen Gründe aufzufinden, welche ihm Gegner erzeugten und dann wirklich bestimmte Personen zu erkennen, welche durch ihre Verhältnisse dazu gemacht wurden und in ihrer Stellung die Mittel besaßen, dem Tasso zu schaden.

Was den Charakter Tasso's betrifft, so stimmen alle Zeugnisse überein, ihn im Allgemeinen als friedfertig und offen, freundlich und artig zu schildern **). Er war mit

---

gleichsam jener alten Ideen. Goethe ahmt nicht sowohl sein Gedicht nach, als daß er seine Gedanken aus dem concreten Hintergrunde einer fertigen Anschauungsweise hervorsprossen läßt: und zu diesem Hintergrunde nimmt er dann hier, wie an anderen Orten, die eigenen Gedanken des Dichters. Man könnte sagen, daß er dadurch auf das Glücklichste eine Art von Perspective in das Seelenleben seines Helden bringt.

*) Goethe läßt ihn diese großartige Benennung für gemeine Hofintriguen ebenfalls anwenden Act V. Sc. 5:

Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
Die unsichtbar und rastlos mich umspann,
Allein abscheulicher ist es geworden.

**) Vgl. wie die Sanvitale (Act V. Sc. 2) ihn schildert:

seinen Gedanken beständig in sich selbst beschäftigt und lebte viel in der Einsamkeit *). Einem Menschen feind zu sein, gegen Jemanden etwas zu unternehmen, anmaßend in fremde Sphären überzugreifen, lag ihm unendlich fern. Das einfache schwarze Tuchkleid ohne Galonirung und Schmuck, welches er beständig trug, zeugte von seiner Bescheidenheit. Allein, wie er dabei Weißzeug von der größten Feinheit und Sauberkeit liebte und auf Eleganz und einen guten Schnitt seines Anzugs sah, also sich selbst keineswegs vernachlässigte**): so wird auch dem Lobe seiner bescheidenen Haltung immer ausdrücklich hinzugefügt, daß er nicht das Geringste ertragen konnte, was

---

Und deine Sanftmuth, dein gefällig Wesen,
Dein schneller Blick, dein richtiger Verstand,
Mit dem du jedem giebst, was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle selten lernt,
Die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, fast ganz verkenn' ich dich.

*) Bei Goethe tadelt das Act I. Sc. 2 der Herzog:
Es ist ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit seinem Geist sich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er selbst
Den Kreis vermeidet, den die Freunde schließen.

**) Die Sanvitale bei Goethe Act III. Sc. 4 übertreibt etwas.
Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An seinem Leib' nicht dulden, alles soll
Ihm fein und gut und schön und edel stehn.
Für die Unordnung die sie ihm gleich darauf vorwirft, habe ich keinen bestimmten historischen Beleg finden können. Doch ist es wahr, daß er kein ökonomisches Talent besaß, oft in Verlegenheiten gerieth und daß ihm leichtsinnige Freigebigkeit mit Geld und Kleidern vorgeworfen wird.

ihm einer Herabsetzung oder Erniedrigung ähnlich schien. An Adel der Geburt, wie an persönlichem Werth glaubte er Keinem nachzustehen und verlangte, daß das anerkannt werde. Darin lag, bei seinem empfindlichen und argwöhnischen Gemüth, Grund zu vielen Reibungen und Veranlassung genug, ihm selbst anmaßende oder unachtsame Leute zu Feinden zu machen. Dazu kam, daß, ihm selbst vielleicht unbewußt, in seiner literarischen und persönlichen Stellung etwas Anspruchsvolles lag, was Widerspruch hervorrief.

Die Streitigkeiten, welche über das befreite Jerusalem geführt wurden, sind berühmt. Kein Dichter vor Tasso hat einen solchen Kampf der Kritiker veranlaßt; keinem hat man mit solchem Eifer den Lorbeerkranz wieder vom Haupte zu reißen gestrebt, als ihm. Geräuschlos ging sonst die Neigung des Publicums von einem epischen Dichter auf den andern über. Allmälig verwelkte da gleichsam ein grünes Reis, während für den Nachfolger ein neues sproßte. Bei ihm war es aber gerade darum anders, weil seine Freunde sogleich von dem verehrtesten Haupte den Kranz nahmen und diesen ihm aufsetzten. Nun ist es wohl wahr, Tasso wollte das nicht. Als Orazio Ariosto ihm 1577 in einigen Stanzen das Principat der toskanischen Poesie zuerkannte, erwiederte er ihm: ein Lorbeerreis als Zeichen, daß er mit Glück gedichtet, würde er angenommen haben, obgleich er nicht einen Anspruch darauf zu machen wage. Eine Königskrone aber gebühre, wenn man durchaus eine Tyrannei auf dem Helikon einführen wolle, keinem andern, als dem Onkel Orazio's, Lodovico Ariosto. Er tadelt den Neffen, der die gottlose Hand an das Haar des ewig blühenden Dichters, des Homers von Ferrara, legen wolle. »Ich selbst,« sagt er, »habe oft wohl schlummerlose Nächte in der Sehnsucht verbracht, diesem an Kunst und Ruhm ähnlich zu werden oder ihm wenigstens

voll redlichen Eifers in der Entfernung nachzufolgen; doch den gefeierten Namen seines Glanzes, das verehrte Haupt seines Laubschmuckes zu berauben, ist mir nie in den Sinn gekommen« *). Allein man muß gestehen, die Veranlassung zu solchem Verfahren der Anhänger Tasso's lag denn doch in der Sache selbst. Denn Ariost's rasender Roland wurde allgemein als das Meisterstück der italienischen epischen Poesie verehrt und das befreite Jerusalem befand sich zu ihm in einem so eigenthümlichen Gegensatze, daß man es entweder verwerfen oder darüberstellen mußte.

Ariost hatte zu seiner Zeit eine schwierige culturhistorische Aufgabe so gelöst, daß er auf gewisse Vollkommenheiten verzichtete und andere dafür im höchsten Grade erreichte. Er hatte die mittelalterlichen Stoffe, welche das Volk liebte, beibehalten, sie aber durch das Aufgeben der alten kirchlichen und streng ritterlichen Ideen, wie durch seine kecken, bald allegorischen, bald märchenhaft komischen Erweiterungen zu Phantasiespielen gemacht, welche dem freien weltlichen Sinne keinen Zwang weiter auferlegten. In unendlicher Redefertigkeit, in Feinheit des Witzes, in nachsichtiger Klugheit und behaglicher Unbefangenheit hatte er sich als eine durchaus moderne, weltmännische Persönlichkeit hingestellt und für sie einen poetischen Ausdruck gefunden **). Zugleich bildet jedoch

*) Vgl. Goethe Act II. Sc. 1:

Tasso: Ach, meine Fürstin, Ariostens Lob
Aus seinem Munde hat mich mehr ergötzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.
Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreichst du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß.

**) Vgl. die Schilderung, welche Antonio bei Goethe (Act I. Sc. 4) von ihm macht:

die gelehrte Kenntniß des Alterthums den Hintergrund seines gesammten Denkens und Dichtens und er weiß sich reiche Schätze von daher anzueignen. Nur erscheint Alles bei ihm frei reproducirt; indem er eine classische Correctheit erstrebt, in seiner Darstellung den reinen Umrissen antiker Einbildungskraft nahe kommt, scheint er nur das ächt Volksthümliche zu veredeln und aus sich selbst heraus weiter zu bilden. Die Einheit und Regelmäßigkeit der Antike, die Würde der lateinischen Epiker ließ er, als dem zerstreuten Italiener und seiner weichlichen Sprache nicht zusagend oder unerreichbar, fallen.

Was nun Ariost aufgegeben hatte, das machte Tasso gerade zu seinem Hauptaugenmerk und daraus entstand, da er sich keineswegs, wie Andere gethan, auf eine bloße Nachahmung der Alten beschränken wollte, ein zweiter Versuch, die verschiedenen Elemente der Zeit zu versöhnen, der ganz entgegengesetzter Natur war. Der erste Kreuzzug, den Tasso zur poetischen Darstellung wählte, war gleichsam die Grundlage, auf der sich das luftige Gebäude der Rittergedichte aufgebaut hatte. Das Ritterthum war hier noch religiös, einem heiligen Zwecke geweiht, während in den Geschichten von den irrenden Rittern Ruhm und Minne allein bewegende Kräfte sind und sich eine Welt phantastischer Planlosigkeit vor uns

---

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthen = Bäumen auszuruhen ꝛc.

ausbreitet. Statt daher, wie Ariost, das Ritterthum vor dem berechnenden Sinne der Zeit durch seine völlige Erhebung in das Reich der Phantasieen und Träume zu retten, führt es Tasso auf seine historische Grundlage zurück und stellt es, so reformirt, der Zeit nicht blos als eine Wahrheit der Vergangenheit, sondern auch als ein noch geltendes Muster dar. Die Abenteuer der einzelnen Ritter sind hier nur Hindernisse, welche das Hauptunternehmen aufhalten. Dieses, die Belagerung Jerusalems, wird planmäßig betrieben; der reflectirende und pragmatische Sinn der Leser wird nicht, wie bei Ariost, durch Scherz und schalkhafte Lebensklugheit ergötzt, sondern vielmehr gründlich beschäftigt und befriedigt durch Regenten- und Feldherrnweisheit, durch kluge Listen und besonnene Darstellung äußerst verwickelter Verhältnisse*). Der Dichter erscheint von dem Ernst seines Gegenstandes mit fortgerissen und bemüht, für ihn einen mächtigen Ausdruck zu finden. Da macht sich denn die Gelehrsamkeit unverhüllt geltend. Ein lateinischer Ton, fremdartige Worte und Wendungen werden gesucht; die Kenntniß des Alterthums erscheint geradezu als absichtliche, für den Gelehrten berechnete Reminiscenz. Die Sprache, ja die ganze Form ist nach einem von Außen gegebenen classischen Muster gebogen und geregelt, das Romanische, wenn man will, noch einmal latinisirt, die

*) Vgl. bei Goethe (Act I. Sc. 3) Tasso's Äußerung:

. . . . . . Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt?

romantische Erzählung, wenn nicht zur Einfachheit, so doch zur inneren Einheit des alten Epos zurückgeführt. Überall ist auf die Anforderungen des Verstandes Rücksicht genommen. An Gehalt, wie an Kunstform im Großen und Ganzen, hat so durch Tasso die Poesie in der That unendlich gewonnen *); allein an Anschaulichkeit ist dafür verloren worden. Die schöpferische Kraft phantasievoller Erfindung, welche im rasenden Roland grenzenlos erschien und nun manchem der verwöhnten Kritiker das Hauptvermögen des Dichters dünkte, fand nur in den Episoden des befreiten Jerusalem und da spärlich und mit oft bestrittenem Rechte Gelegenheit, sich zu zeigen; die Behaglichkeit, welche dort von dem harmlosen Flusse der natürlichen Erzählung ausging, erwartete man von der in Sentenzen gefaßten, oft etwas trocknen und springenden Darstellung Tasso's vergeblich.

Nun ist es wohl wahr: Tasso folgte in all diesen seinen Eigenheiten dem Zuge der Zeit und der Umstände.

Die Gelehrsamkeit hatte sich seit Ariost noch über viel weitere Kreise verbreitet und einen viel mächtigeren Einfluß auf das Leben gewonnen. In Ferrara wurden seit mehr als einem Jahrhundert Kunst und Wissenschaft gepflegt. War auch ein Regent selbst ungelehrt, so hielt das die allgemeine Entwicklung nicht auf. Denn gewöhnlich stand neben dem Fürsten noch ein jüngerer Bruder geistlichen Standes als ein reicher und mächtiger Mäcen: so Cardinal Hippolyt der

*) Vgl. bei Goethe Act I. Sc. 2:

> Und seine Seele hegt nur diesen Trieb:
> Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen runden,
> Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
> Die reizend unterhalten und zuletzt
> Wie lose Worte nur verklingend täuschen

Jüngere neben Herkules II., und Luigi neben Alfonso II. *) Auch Frauen und Töchter der Herzöge wetteiferten nicht selten mit Glück in der Pflege selbst abstracter Zweige des Wissens. So vor Allen Renate, die Gemahlin Herkules' II. und dann ihre Töchter Anna, Lucrezia und Leonore. Diese Bemühungen trugen nun ihre natürliche Frucht. Der Hof glich, als Tasso nach Ferrara kam, einer gelehrten Versammlung, die ersten Staatsämter waren in den Händen ehemaliger Professoren. Und nicht die Männer blos, auch die Frauen waren zum großen Theil lateinisch und griechisch gebildet und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, oder nahmen wenigstens an allen gelehrten Unterhaltungen der Männer Theil. **) Da

*) Vgl. Goethe Act I. Sc. 1:

Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Und dann:

Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämmerung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen. Oft
Hab' ich mich hingesehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

**) Vgl. Goethe Act I. Sc. 1:

Leonore: Und dich mit deiner Schwester ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzessin: Die Kenntniß alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und soll sich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.

. . . .

mußte sich ein ganz neuer Ton bilden und ein Dichter bemüht sein, auch in der Volkssprache dem raffinirten Geschmacke eines gelehrten und classisch gebildeten Publicums zu genügen.

Dann hatte sich in den Ansichten von kirchlichen Dingen ein gewaltsamer Umschwung zugetragen. Wie gleichgiltig war man gewesen! Wie tief war nicht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das Papstthum in weltliche Händel verwickelt! Als ein ländergieriger Fürst, hatte da das Kirchen-

---

Ich freue mich wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth:
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt;
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.

Hier ist wohl zu beachten, wie Goethe, indem er im Allgemeinen der Wahrheit treu bleibt, doch den gelehrt pedantischen Charakter der Zeit aufgiebt. Die Frauen beschränkt er gleichsam auf das Zuhören, während sie in Ferrara mitdisputirten: und bei den Gelehrten legt er ein besonderes Gewicht auf die Klugheit und Erfahrung, während sie in Wahrheit damals meist von den Alten abhängig waren und, mit Winkelmann zu reden, nur wußten, was Andere gewußt hatten. In der Fortsetzung der angezogenen Stelle:

Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

kann man eine Anspielung auf die philosophischen Dialoge über abstracte Themata, wie Ruhm, Herz, Adel ꝛc. finden, die damals vielfach geschrieben wurden und deren auch Tasso eine Anzahl verfaßt hat. Nur paßt auch hier die Charakteristik nicht zum Besten, da die Philosophen der Zeit, Tasso mitgerechnet, alle schreiben, als ob sie diese Dinge nur aus den Alten kennten.

oberhaupt mit seinen Nachbaren Bündnisse geschlossen und Kriege geführt. Alfonso I., unter dessen Regierung Ariost's Aufenthalt in Ferrara größtentheils fällt, hatte in den dadurch herbeigeführten Verwicklungen sich und sein Land nur mit der größten Noth vor dem Untergange gerettet. Seine Schwiegertochter, Renate, war zunächst aus politischen Gründen eine erbitterte Feinden der Kirche und gewährte allen aus ihrem Vaterlande Frankreich des Glaubens wegen Vertriebenen Schutz. Bei ihr lebte der als Hugenotte bekannte Dichter Clemens Marot und eine Zeit lang selbst Calvin. Dadurch ward sie aber auch eine Feindin der kirchlichen Lehren und es konnte hier wie anderwärts scheinen, als sei eine reformatorische Bewegung auch in Italien möglich. — Als Tasso sein befreites Jerusalem begann, war das Alles anders geworden. Wo die Rechtgläubigkeit geschwankt hatte, war sie durch Gewalt wieder hergestellt. Als Renate 1554 offen ihren neuen Glauben bekannte, ließ ihr Gemahl sie, auf eine Beschwerde des Papstes hin, in ein Castell einsperren, trennte ihre Töchter von ihr und ließ sie in einem Kloster erziehen. Und Alfonso II. selbst glaubte der Mutter nach seinem Regierungsantritte (1560) nicht den freien Aufenthalt in seinem Lande gewähren zu dürfen, sondern schickte sie nach Frankreich zurück. *) Das Papstthum selbst hatte inzwischen wieder eine Stellung über die italienischen Verhältnisse gewon-

---

*) Vgl. Goethe Act II. Sc. 2. Prinzessin:

> Was half dann unsrer Mutter ihre Klugheit?
> Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
> Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
> Man nahm uns von ihr weg: nun ist sie todt;
> Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
> Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.

Renate starb 1575 in dem Schlosse Montargis ohne zur katholischen Kirche zurückgekehrt zu sein.

nen, indem es sich zum Mittelpunkt aller Unternehmungen gegen die Protestanten und die Türken machte. Diese Kämpfe selbst bewegten ganz Europa und fanden in Italien einen Wiederhall. Alfonso II. war 1566 mit einer ausgesuchten Schaar nach Ungarn gezogen, dem Kaiser gegen die Türken beizustehen; zwei Jahre darauf hatte er einen Oheim von sich mit Truppen gegen die Hugenotten geschickt. Die Gesinnungen der Kreuzzüge kehrten wieder. Den ersten dieser abenteuerlichen Feldzüge unternahmen gleichzeitig mit Tasso auch noch Girolamo Muzio und Angelo da Barga poetisch zu bearbeiten. In seiner Wahl hatte also unser Dichter recht eigentlich den Tendenzstoff der Zeit ergriffen. *)

Endlich scheint es, als habe das auch im Leben wieder zu höherer Schätzung alles Ritterlichen geführt. Man vergleiche nur jene beiden Herzöge des Namens Alfonso mit einander. Jener erste, der so gern den Ariost an seiner Tafel sah, war trotzdem, daß er viele Künstler beschäftigte und

*) Göthe hat auch diese Verhältnisse in sein Stück eingeführt. Antonio (Act I. Sc. 4) schildert die Politik des Papstes:

Italien soll ruhig sein, er will
In seiner Nähe Freunde sehen, Friede
Bei seinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Christenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Tasso spricht die Tendenz seines Gedichtes aus (Act IV. Sc. 4):

Bescheiden hofft' ich jenen großen Meistern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn gesinnt
Zu edlen Thaten unsern (?) Zeitgenossen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Christen-Heere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.

Und Alfonso (Act I. Sc. 4) geht darauf ein:

Indessen hat mich Tasso auch bereichert;
Er hat Jerusalem für uns erobert,
Und so die neue Christenheit beschämt.

als tüchtiger Feldherr bekannt war, ein schlichter, schwungloser Mann. Er unterhielt sich am Liebsten mit spaßhaften Handwerkern. Befestigungskunst und Stückgießerei waren sein Steckenpferd. Er wartet ab, ist schlau und sparsam; für Prunk, Turniere und Feste hat er nie einen Heller ausgegeben. Bei Alfonso II. wird dagegen überall gerühmt, daß er gleich groß als Ritter und als Heerführer war. Er floh als Jüngling vom Hofe des Vaters, um in Frankreich Krieg und Abenteuer zu suchen und war noch in späten Jahren gern bereit, eine Lanze zu Ehren der Damen zu brechen. In Turnieren und Festen führte er gleichsam die alten Romane ins Leben zurück. Seine Austheilungen und Geschenke bei solchen Gelegenheiten erinnern an die fabelhafte Freigebigkeit der alten Helden und aus den ausführlichen Schilderungen, welche die Chroniken der Zeit von den Anzügen seines immer sehr zahlreichen Gefolges überliefert haben, sehen wir, daß er auch der weibischen Putzsucht, die den alten Rittern eigen war, gern Genüge leistete. Wie sehr sein Beispiel in allen diesen Beziehungen auf Tasso wirkte, läßt sich schon daraus schließen, daß im befreiten Jerusalem sowohl die Schilderungen des jugendlich ritterlichen Rinaldo, als des besonnenen Feldherrn und Regenten treffende Anspielungen auf ihn enthalten. *)

Hiedurch ward zwar die Idee beseitigt, als sei das be-

---

*) Bei Goethe führt auf ihn Tasso seine Kenntnisse von ritterlichen und militärischen Dingen zurück (vgl. Anm. *) p. 73) und rühmt den Eindruck, welchen die ritterlichen Feste auf ihn gemacht hätten (Act II. Sc. 1):

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen schien rc.

freite Jerusalem bestimmt gewesen, gegen Ariost im Besonderen zu wirken. Es war vielmehr die Richtung der Vergangenheit selbst, insoweit sie noch in der Zeit fortlebte, gegen die der Geist des Dichters anstrebte. Allein der Stoß auf den Hauptschriftsteller der Gegenpartei ward dadurch um nichts gemildert, daß eigentlich die Partei selbst gemeint war; wohl aber ward dieser in dem, was wider ihn und sein Beispiel zu verstoßen schien, eine glückliche Gelegenheit geboten, sich selbst mit zu vertheidigen und verstohlene Rache zu üben. Nun darf man nicht glauben, daß epikureische Ruhe und eine gewisse epische Freiheit des Geistes unter den oben auseinandergesetzten Verhältnissen in Italien sogleich einer allgemeinen idealistischen Anspannung Platz gemacht hätten. Es besitzt jede Nation einen Punkt, auf dem sie sich schwer ihre Freiheit verkürzen läßt. Die Reaction, welche in der Kirche und Wissenschaft ziemlich leicht durchdrang, hat auf dem Gebiete der Kunst in Italien nie zur ausschließlichen Herrschaft gelangen können. Ein Zwang der Phantasie schien da, möchte man glauben, schlimmer als ein Zwang des Gewissens. Als Tasso, der ursprünglich selbst der Lust am Schildern eines blühenden, üppigen Lebens gern nachgab, späterhin consequenter wurde, die lieblichen Partien seines Gedichts ausmerzte und den Ton im Ganzen noch erhabener zu stimmen versuchte, verließen ihn selbst seine Freunde. Auch hat Ariost nie aufgehört, eine Zahl von Verehrern zu besitzen, welche wenigstens eben so groß war, als die der Anhänger des Tasso und sie nicht selten übertraf. Der Kampf der Ariostisten und Tassisten, der zwischen 1584 — 1590 zuerst öffentlich entbrannte, ist eigentlich ohne einen bleibenden Frieden bis auf die neueste Zeit fortgesetzt worden. Betrachten wir ihn in jenem ersten Abschnitte genauer, so werden wir überrascht, wie die Vertheidiger des rasenden Roland, von den Zeitansichten ergriffen, ihre eigene

Sache schlecht führen. Von dem geheimen Grunde der Lebensansichten und Stimmungen, aus dem doch zuletzt alle Poesie hervorquillt, ist nirgends die Rede. Statt die früher schon eingeführte Unterscheidung zwischen einem Romanzo d. h. einem aus italienischem Geiste entsprossenen erzählenden Gedichte und einem Epos d. h. einem nach classischen Vorbildern gestalteten, aufzunehmen, erkennen sie vielmehr die aristotelischen Regeln und das Vorbild des Virgil als allgemein verbindlich an und quälen sich ab, eine Einheit der Handlung, Vornehmheit der Personen und Grandezza des Tones da wiederzufinden, wo sie in der That gar nicht sind. Allein wenn sie dann an Tasso tadeln, daß er vom toskanischen Sprachgebrauch abweiche, gezwungen und dunkel sei, nicht darstellen könne, sondern abgebrochene Sentenzen statt der Schilderungen gebe, und der Erfindung ermangele: so zeigen sie offenbar einen feinen Sinn für eine freie, natürlich und stätig wirkende Thätigkeit der Phantasie und man muß anerkennen, daß es sich hier wirklich um ein höheres Princip handelt, dessen Geltendmachung für Tasso nicht ohne Bedenklichkeit ist. Sie wollen das Poetische in höchster Reinheit, während die Anhänger des Tasso schon das Rhetorische an seiner Statt gelten lassen.

Jenem öffentlichen Kampfe nun, der freilich auf Tasso's Geschick keinen entscheidenden Einfluß mehr üben konnte, ging offenbar ein ganz ähnlicher in privaten Kreisen voraus. Tasso hatte schon viele Jahre vor dem Abschluß seines befreiten Jerusalem einzelne Bücher daraus vorgelesen und ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß es in Ferrara an Meinungen und Urtheilen nicht fehlte und daß sich an einem Hofe auch die entgegengesetzten Lebensansichten vertreten fanden. Wir finden einmal erwähnt, wie Sperone Speroni auf einer Durchreise durch sein hartes Urtheil unsern Dichter verletzte.

Wir wissen, daß dieser selbst die Kritik durch bereitwilliges Eingehen auf alle Einwendungen ermunterte und wie ihn das zuletzt verwirrte. Hält man damit zusammen die sonderbare Angst, mit welcher er die Briefe seiner römischen Freunde bewacht und daß er überall bei Nennung seiner Feinde erwähnt, wie sie dem Herzoge den Geschmack an seiner Poesie zu rauben suchten: so wird man leicht glaublich finden, daß jene angeblichen Verschwörungen zum größten Theil nur in Coterien bestanden, in denen eine andere Ansicht als bei Alfonso und Leonoren galt, und daß, mit einem Wort, tendenziöse Kritiker es besonders waren, welche unserm Dichter das Leben in Ferrara verbitterten. *)

Zu ihnen gesellen sich dann talentbegabte Dichter als Nebenbuhler. Unter diesen scheint besonders einer Erwähnung zu verdienen. Es ist das der bekannte Battista Guarini, der bei den Prinzessinnen sehr gern gesehen war und von Alfonso in gewisser Beziehung dem Tasso vorgezogen wurde, indem er von ihm zu wichtigen Staatsgeschäften, namentlich zu einigen Gesandtschaftsreisen gebraucht und zuletzt gar (1565) zum Staatssecretair gemacht wurde. Wir wissen nicht, ob Tasso ihm diese Auszeichnungen und Würden be-

*) Goethe hat das in der Weise in sein Stück aufgenommen, daß er den Antonio zum eifrigen Verehrer des Ariost macht, durch ihn diesen Dichter dem Tasso als unerreichbares Muster hinstellen und (Act II. Sc. 3) dann höhnische Bemerkungen über den Lorbeerkranz auf Tasso's Haupte machen läßt, was den entschiedenen Bruch zwischen beiden veranlaßt. Den Gegensatz der Lebensansichten, auf dem der Gegensatz der ästhetischen Urtheile beruht, hat er ganz richtig dargestellt. Es ist der Idealismus und der Realismus, die sich hier entgegentreten. Auf der Seite von jenem stehen Tasso und die Prinzessin, auf der Seite von diesem Antonio und die Sanvitale. Und danach scheint es, theilen sich auch die poetischen Neigungen. Denn während die Prinzessin Tasso's Streben auf eine Weise lobt, welche fast gegen Ariost gerichtet scheint (vgl. p. 73. Anm. *), ist die Sanvitale eine entschiedene Verehrerin desselben. Ihm setzt sie in der ersten Scene ihren Kranz auf.

neidete. Ansprüche, sie zu theilen, hat er wohl nicht leicht gemacht. Denn abgesehen von seinem geringen Sinn für Geschäfte, waren sein äußerlich todtes und steifes Wesen, seine langsame und stockende Sprache, sein unangenehmer Vortrag (Unvollkommenheiten, die er selbst erkannte und bei seiner Bescheidenheit vielleicht zu tief empfand) Gründe genug ihn davon auszuschließen. *) Dagegen glaubt man eine leise Eifersucht über das Wohlgefallen, welches die Prinzessin Leonore an Guarini's Gedichten fand, in einem Briefe zu sehen, den Tasso von Castel Durante an sie schrieb. Sie werde, meint er da, in Ferrara viel schönere Sonette zu hören bekommen, als er ihr zu schicken vermöge. Gewiß ist, die schöne Sanvitale erregte geradezu einen offenen Kampf. Beide Dichter sollen früher schon einmal bei der Bewerbung um eine gewisse Lucrezia Bendidio zusammengetroffen sein. Das gab nun dem Tasso Veranlassung zu einem Sonette (Questi, ch'ai cosi altrui cantando spira), in dem er seinem Gegner Treulosigkeit und Unbestand vorwirft und ächte Liebe abstreitet. Dieser antwortete darauf mit denselben Reimen und in ähnlichem Gedankengange (Questi che indarno ad alta meta aspira), tadelte Tasso's Neid und gab ihm seine eigenen Vorwürfe zurück. Dabei bediente er sich unter Anderm der Worte:

> Er rühmt sich zweier Flammen, knüpft und löset
> Den Knoten oft, und solche Künste eignen,
> Wer sollt es glauben, ihm die Gunst der Götter. **)

---

*) Goethe, der natürlich seinen Tasso nicht in solcher Weise konnte auftreten lassen, läßt ihn (Act IV. Sc. 2) doch darüber Klage führen, daß Alfons ihn nicht bei Staatsangelegenheiten zu Rathe ziehe:

> Hat er von seinem Staate je ein Wort,
> Ein ernstes Wort mit mir gesprochen? ꝛc.

**) Goethe läßt durch Antonio (Act III. Sc. 4) dem Tasso den Vorwurf der Zweideutigkeit in Herzensangelegenheiten machen und bedient sich da fast der-

Sie enthalten eine Anspielung auf ein Sonett Tasso's (L'incendio, orde tai raggi uscir già fore), dessen Erinnerung in diesem Falle wohl für den Dichter beschämend sein mußte; es lautete deutsch etwa so:

Der Brand, von wo einst Flammen hell gekommen,
Ist eingeschlossen nur, nicht aufgezehret;
Und doch von neuer Schönheit neu versehret,
Fühl' fremde Glut im Innern ich entglommen.
Zwei Herren dienet nun das Herz beklommen,
Verschiednen bleibt ein Denken zugekehret,
Und zwiefach Leid hält doppelt mich beschweret.
Wer hat solch Wunder Amor's je vernommen?
Ich armer Thor, der ich des Zornes Waffen
Gen Himmel einst gerichtet, und gedachte
Zu bänd'gen den, der stets den Sieg behalten!
Da wollt' ich einem Joche mich entraffen,
Nun trag ich zwei; wo los' ein Band ich machte,
Knüpft neuen Knoten er und strammt den alten.

Wie nun Guarini in jenem oben erwähnten Sonett gleichsam auf den Spuren des Gegners geht und ihn an Gewandtheit zu übertreffen sucht: so ist eigentlich sein Verhältniß zu Tasso überhaupt. Es ist nicht zu verkennen, daß er, obgleich der Ältere, diesen immer vor Augen hat und auf seinem eigenen Felde zu überbieten sucht. Ein Epos zwar hat er nicht geschrieben. Allein wer die Äußerungen, die er im Pastor fido (atto V. sc. 1) dem Carino in den Mund legt, beherzigt,

---

selben Worte, indem er sie auf die Prinzessin und die Gräfin Sanvitale anwendet:

Er rühmt sich zweier Flammen! knüpft und löst
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen! ist's
Zu glauben?

So führt er unvermerkt auch die Motive, welche in dem Verhältniß zwischen Tasso und Guarini lagen, in sein Stück ein, ohne den Namen des Letzteren auch nur zu nennen.

wird leicht fühlen, wie bitter er es empfunden hat, ihm, von Geschäften gedrängt, hierin nachstehen zu müssen. Sonst ist Guarini's eben genanntes Hauptwerk, der Pastor fido, in der That mit einem steten Hinblick auf den Amintà des Tasso gedichtet. Er sucht da die schon gewonnene Kunstform zu noch größerem Umfange, noch größerem Reichthume zu entfalten und, indem er durch die Namen der Personen, durch die Ähnlichkeit in der Fabel, durch Anklänge in der Rede absichtlich an seinen Vorgänger erinnert, doch einen ganz anderen tieferen Gehalt in sein Werk zu legen, als dieser in das seinige. Wie Tasso's befreites Jerusalem von dem rasenden Roland, so ist, möchte man sagen, der treue Schäfer von dem Amintà durch eine andere Weltanschauung geschieden. Nur scheint mir der Gegensatz hier vielmehr gemacht und erkünstelt, als in der Natur der Dichter begründet. Tasso steht hier auf der Seite der Natürlichkeit, aber freilich nicht der wirklichen, sondern einer ersehnten oder erträumten. Das Schäferleben ist bei ihm ein unschuldiger Naturzustand. Die Liebe erscheint als der Mittelpunkt aller Freuden desselben und nur in den Schranken und mit den Leiden vermischt, welche aus ihrem Wesen selbst oder aus den Eingriffen der noch ungebändigten Naturgewalten, der Satyren und Faunen, entstehen. Man kann nicht sagen, daß in dem Stücke selbst eine feindliche Stimmung gegen die Bande der Sittlichkeit walte. Das Natürliche erscheint hier vielmehr selbst edel und rein; die Sitte ist nur noch nicht herausgebildet, sie liegt aber gleichsam in den Herzen. Indessen hat freilich der Dichter diesem Zustande den der gesellschaftlichen Zucht als einen erzwungenen und unglücklichen gegenübergestellt, der in willkürlichen Banden liegt. Es geschieht das namentlich in dem Chorgesange (o bella età dell' oro), dessen erste Strophen so lauten:

O schön die goldnen Zeiten!
Nicht blos, weil Milch da führte
Der Strom, aus Büschen Honigtropfen drangen,
Die Ernten weit sich breiten,
Eh noch ein Pflug berührte
Das Feld, und giftlos wuchs die Brut der Schlangen;
Nicht blos, weil nie empfangen
Von dunklem Wolkenkleide,
In ew'gen Frühlingszeiten,
Wo Glut und Frost jetzt streiten,
Der Himmel lachte rings mit Glanz und Freude,
Und nimmer Krieg und Waaren
Das irre Floß ins fremde Land gefahren.

* * *

Nein! blos weil noch die leere
Benennung, nicht zu deuten,
Das Wahnidol betrogener Gemüther,
Das, rasend später Ehre
Geheißen von den Leuten,
Ward der Natur tyrannischer Gebieter,
Nicht Kummer gab statt Güter,
Und störte frohe Schaaren
In süßer Lieb' Ergötzen;
Und nicht mit Zwangsgesetzen
Bekannt, die freigewohnten Seelen waren,
Vielmehr ein golden, glücklich
Gesetz Natur eingab: gefällt's, ist's schicklich. *)

---

*) Goethe läßt Act II. Sc. 1 den Tasso selbst Inhalt und Idee des Amintà und besonders dieses Chorgesanges aussprechen, wenn er sagt:

Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen?
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang:

Guarini dagegen hat in seinem Pastor fido schon den Gegensatz von sittlich und unsittlich aufgenommen. Der gesellschaftliche Zustand ist ein wesentlich verschiedener. Die Ehe gilt als ein göttliches Gesetz. Es handelt sich hier überall um die Treue, die ganz in ihrer mittelalterlichen Verwandtschaft mit den religiösen Begriffen und unter dem unmittelbaren Schutze der Götter stehend aufgefaßt wird. Die Liebe wird absichtlich in einer weniger sinnlichen Weise dargestellt, als im Amintà und das Ideal, dem nachgestrebt wird, ist dem von Tasso aufgestellten geradezu entgegengesetzt. Nicht in die Natürlichkeit, nein: in die vollendete Sittlichkeit des Daseins wird hier der Vorzug des goldenen Zeitalters gesetzt. In einem Chorgesange, der von dem des Tasso die Reime und den Anfang beibehält und eigentlich als eine Parodie desselben gelten kann, wird das so ausgesprochen, daß dem Gesetze der Natur dort hier, am Ende der zweiten Strophe, das Gesetz der Ehrbarkeit und Sitte entspricht, welches so lautet: wenn's schicklich ist, gefall' es. *) Man sieht, die

---

Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt.

*) Goethe läßt durch die Prinzessin die Ansicht des Guarini vertreten. Auch sie faßt das Glück des goldenen Zeitalters als ein inneres auf:
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt:
Nur in dem Wahlspruch, ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.
Auch ihr besteht das Glück für die Frau in der Herrschaft der Sitte und in der Treue, welche Guarini's ganzes Stück feiert. Nur findet gerade in dem, was die Prinzessin sagt, eine weitere Fortbildung und Entwickelung

christliche Lebensansicht, welche Tasso im Schäferspiel, das ihm ein reines Phantasiegebilde schien, geltend zu machen unterlassen hatte, war von Guarini auch auf diesen bis dahin freien Boden verpflanzt worden. — Wie Tasso den leisen Vorwurf, der für ihn darin lag, aufgenommen hat, wissen wir nicht. Doch ist wohl zu beachten, daß das Verhältniß beider Dichter, wenn auch für Augenblicke gespannt, doch im Allgemeinen ein freundschaftliches blieb. Tasso hatte bei seiner Abreise nach Frankreich ein Testament gemacht und dem Guarini darin die Herausgabe seiner Schriften anempfohlen. Später hat er, auch in den Zeiten seines heftigsten Mißtrauens, diesen seinen poetischen Nebenbuhler nie unter seine intriguirenden Feinde gerechnet: und Guarini seinerseits erwarb sich während der Krankheit Tasso's in St. Anna wesentliche Verdienste um die Herausgabe seiner Gedichte.

Weniger edel war, wenn wir den Aussagen Tasso's trauen dürfen, das Benehmen zweier Staatsmänner, die zugleich als Schriftsteller zu glänzen strebten, ohne sich mit ihm irgend wie an Talent vergleichen zu können. Wir meinen Giovambatista Pigna und Antonio Montecatino. Der Erste war Staatssecretair des Herzogs, als Tasso nach Ferrara kam und galt für einen so ehrgeizigen und hinterlistigen Menschen, daß man seinen Character in dem Alete des befreiten Jerusalem wieder zu erkennen glaubte. Zufällig traf Tasso auch mit ihm bei seiner poetischen Bewerbung um die Gunst der mehrmals erwähnten Lucrezia Bendidio zusammen und erweckte dadurch seine Eifersucht. Die Prinzessin Leonore befürchtete davon für Tasso die übelsten Folgen und wählte ein sonderbares Mittel ihn mit seinem Gegner zu versöhnen,

der Ansichten statt: sie geht über Guarini hinaus, während Tasso ziemlich treu bei der Idee des Amintà stehen bleibt.

ohne daß er nöthig hätte, darum ganz von seinen Aufmerksamkeiten für die gefeierte Dame abzustehen. Sie bewog ihren Schützling, statt eigener Gedichte, einen gelehrten Commentar zu den Canzonen zu schreiben, welche Pigna selbst an Lucrezia Bendidio gerichtet hatte. Er that dies wirklich und dedicirte das kleine Schriftchen der Prinzessin. Auch sonst bemühte er sich eifrig um die Gunst des allmächtigen Mannes und erkannte, seine eigenen Ausdrücke zu brauchen, die Superiorität desselben auch in den Dingen an, in welchen er eine solche in Wahrheit nicht besaß. Doch gelang es ihm nie, seine Freundschaft zu erwerben. Denn an die Stelle jener vorübergehenden Eifersucht trat bald der Neid über das Vertrauen der Prinzessin Leonore und der Herzogin von Urbino, dessen Pigna sich nie in besonderem Grade zu bemächtigen wußte. Der Dichter galt dem Herzen der Damen mehr als der Staatsmann und dieser rächte sich dafür durch seinen Einfluß beim Herzoge, sobald Tasso von diesem etwas erbat. Im November 1575 starb Pigna. *) An seine Stelle als

*) Goethe hat Mehres von Pigna auf Antonio übertragen. So erstens, daß er diesen auch dichten läßt, vgl. Act IV. Sc. 2:

Er, der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?

Zweitens, daß Leonore mit ihm den Tasso in ein freundliches Verhältniß zu bringen versucht und ihr Ziel trotz der Bereitwilligkeit Tasso's nicht erreicht (Act II.). Und drittens, daß Antonio den Tasso auch um die Gunst der Damen beneidet. Denn als Tasso sich (Act II. Sc. 3) um seine Freundschaft bemüht, macht gerade sein wiederholtes Berufen auf den Willen Leonorens seinen Gegner immer bitterer, ja gegen die Sanvitale gesteht dieser ganz offen die Vorliebe der Damen (Act III. Sc. 4), als einen der Gründe seines Neides. Vergl. besonders:

Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts,
Die willst du mir doch nicht entbehrlich schildern?

Staatssecretair trat Antonio Montecatino. Er war nicht, wie sein Vorgänger, ein Dichter: wohl aber ein Philosoph und ein Kritiker. *) Seine Arbeiten über aristotelische und platonische Philosophie hatten ihm als Professor in Ferrara großen Ruf erworben; Tasso rühmt ihn während der ersten Jahre seines Aufenthaltes am Hofe als einen tüchtigen Gelehrten und einen Mann, der ihn in vieler Hinsicht freundschaftlich gefördert habe. Inzwischen war er, wie andere Gelehrte, von Alfonso auch zu Staatsgeschäften herangezogen und namentlich 1575 als Gesandter nach Rom geschickt worden. Hier hatte er in einer alten und verworrenen Sache zu unterhandeln. Es schwebte nämlich zwischen Florenz und Ferrara ein Rang= und Titelstreit, bei dem erst der Kaiser, dann der Papst die Vermittlung übernommen hatten, ohne daß ein anderes Resultat herausgekommen war, als daß zuletzt der Kaiser mit Florenz und der Papst mit Ferrara in Spannung geriethen. Dieses für Ferrara sehr peinliche Verhältniß hatte sich zwar zu mildern begonnen, als Gregor XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg (1572) und Alfonso ihn in

---

Auch scheint auf Pigna zu passen, was Tasso (Act IV. Sc. 2) an Antonio tadelt:

Verdrießlich fiel mir stets die steife Klugheit
Und daß er immer nur den Meister spielt.
Anstatt zu forschen, ob des Hörers Geist
Nicht schon für sich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du besser
Und tiefer fühlest, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm sagst.

*) Dazu macht den Antonio auch Goethe. Nachdem er dem Ariost (Act I. Sc. 4) sein Lob gespendet, sagt ihm die Prinzessin:

Wer Ein Verdienst so wohl zu schätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollst uns dereinst in Tasso's Liedern zeigen,
Was wir gefühlt und was nur du verkennst.

Rom persönlich besuchte. *) In der That wollte Gregor seinen Vorgängern unähnlich, in Italien jede Feindschaft vermeiden. Allein ein eigentliches Zugeständniß war, da der Papst streng Alles vermied, was die Gegenpartei verletzen konnte, nicht zu erreichen gewesen. Daß nun Antonio Montecatino so glücklich war, für den Herzog in Rom die Gewährung des Titels Durchlaucht zu erlangen, durch welche dieser von Seiten des Papstes zwar noch nicht den Medicis, wohl aber vorläufig den Herzögen von Mantua gleichgestellt wurde, galt als ein vielversprechender Anfang einer entschiedenen Gunst und mag nicht wenig zu seiner bald nach seiner Rückkehr erfolgenden Erhebung beigetragen haben. **) Kaum ist er nun aber in sein neues Amt eingetreten, so beginnen Tasso's Klagen über ihn. Er schreibt, Antonio habe die Böswilligkeit Pigna's geerbt, ja er bezeichnet gerade ihn als das Haupt jener Partei, welche sein befreites Jerusalem und ihn selbst durch Kritiken und Lügen beim Herzoge um allen Credit zu bringen bemüht sei. Einen Grund für diese Feindseligkeit giebt er, so viel ich weiß, nicht an. Doch bleibt er consequent dabei, sie für ausgemacht zu halten. Als er daher

*) Vgl. Goethe Act I. Sc. 4:

> Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
> Der Greis, der würdigste, dem eine Krone
> Das Haupt belastet, denkt der Zeit mit Freuden,
> Da er in seinen Arm dich schloß.

Und dann die Schilderung der Politik Gregor's:

> Damit er einer Welt gebiete, giebt
> Er seinen Nachbarn gern und freundlich nach.
> Italien soll ruhig sein, er will
> In seiner Nähe Freunde sehen rc. rc.

**) Von dieser Gesandschaftsreise kehrt Antonio eben zurück, als er bei Goethe zum ersten Male auftritt. Der Rang- und Titelstreit ist nur des poetischen Anstandes halber in einen Zwist um einen Streifen Landes verwandelt worden.

nach der ersten Flucht von Ferrara die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, sah er das als einen Sieg über Antonio Montecatino an und betrachtete ihn wie einen gedemüthigten Menschen, da der Herzog sich nun überzeuge, daß er, Tasso, weder wahnsinnig noch bösartig sei, sondern der Staatssecretair ihn nur verleumdet habe. Ja er schreibt in einem Briefe, er bemühe sich, seinem gedemüthigten Feinde durch ein zuvorkommend freundliches Wesen seine Stellung zu erleichtern und ihn mit sich zu versöhnen. Indessen dürfte, wenn die Darstellung richtig ist, welche wir oben von dem veränderten Benehmen Alfonso's gegeben haben, gerade in dieser Zeit der Einfluß des strengen und kalten Gegners am Größten gewesen sein. Auch mußte Tasso sich bald überzeugen, daß er mit seinem Edelsinn eine sonderbare Rolle gespielt hatte. Er erkannte das Übergewicht Antonio's und sah, als er nach der zweiten Flucht zurückgekehrt und nach St. Anna gebracht worden war, gerade Antonio als den Mann an, von dem sein Geschick abhängig sei. Ein Buch, welches er ihm leiht, begrüßt er in einem uns erhaltenen Briefe schon als ein wichtiges Zeichen und knüpft sogleich neue Hoffnungen auf Befreiung daran an. Anders, als durch dieses ihm feindselige Organ bei dem Herzoge noch etwas zu vermögen, hatte er, wie es scheint, nach mancherlei vergeblichen Versuchen völlig aufgegeben. *)

---

*) Goethe hält nach seiner Darstellung die methodische Feindseligkeit Antonio's nur für eine Phantasie Tasso's. Doch läßt auch er ihn als einen ungünstigen Beurtheiler seiner Werke auftreten (Act I. Sc. 4 und Act II. Sc. 3), selbst ehe er sie noch gelesen und in Act 5 Sc. 1 übt er durch seine Äußerungen über den Einfluß der Körperzustände Tass'os auf seinen Geist einen sichtbaren Einfluß auf den Herzog. Denn dieser äußert dann in der folgenden Scene ganz ähnliche Ansichten gegen Tasso selbst. — Daß Antonio und Tasso am Schluß Freunde werden, ist freilich unhistorisch.

Rom persönlich besuchte. *) In der That wollte Gregor seinen Vorgängern unähnlich, in Italien jede Feindschaft vermeiden. Allein ein eigentliches Zugeständniß war, da der Papst streng Alles vermied, was die Gegenpartei verletzen konnte, nicht zu erreichen gewesen. Daß nun Antonio Montecatino so glücklich war, für den Herzog in Rom die Gewährung des Titels Durchlaucht zu erlangen, durch welche dieser von Seiten des Papstes zwar noch nicht den Medicis, wohl aber vorläufig den Herzögen von Mantua gleichgestellt wurde, galt als ein vielversprechender Anfang einer entschiedenen Gunst und mag nicht wenig zu seiner bald nach seiner Rückkehr erfolgenden Erhebung beigetragen haben. **) Kaum ist er nun aber in sein neues Amt eingetreten, so beginnen Tasso's Klagen über ihn. Er schreibt, Antonio habe die Böswilligkeit Pigna's geerbt, ja er bezeichnet gerade ihn als das Haupt jener Partei, welche sein befreites Jerusalem und ihn selbst durch Kritiken und Lügen beim Herzoge um allen Credit zu bringen bemüht sei. Einen Grund für diese Feindseligkeit giebt er, so viel ich weiß, nicht an. Doch bleibt er consequent dabei, sie für ausgemacht zu halten. Als er daher

*) Vgl. Goethe Act I. Sc. 4:

Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
Der Greis, der würdigste, dem eine Krone
Das Haupt belastet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in seinen Arm dich schloß.

Und dann die Schilderung der Politik Gregor's:

Damit er einer Welt gebiete, giebt
Er seinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Italien soll ruhig sein, er will
In seiner Nähe Freunde sehen 2c. 2c.

**) Von dieser Gesandschaftsreise kehrt Antonio eben zurück, als er bei Goethe zum ersten Male auftritt. Der Rang- und Titelstreit ist nur des poetischen Anstandes halber in einen Zwist um einen Streifen Landes verwandelt worden.

nach der ersten Flucht von Ferrara die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, sah er das als einen Sieg über Antonio Montecatino an und betrachtete ihn wie einen gedemüthigten Menschen, da der Herzog sich nun überzeuge, daß er, Tasso, weder wahnsinnig noch bösartig sei, sondern der Staatssecretair ihn nur verleumdet habe. Ja er schreibt in einem Briefe, er bemühe sich, seinem gedemüthigten Feinde durch ein zuvorkommend freundliches Wesen seine Stellung zu erleichtern und ihn mit sich zu versöhnen. Indessen dürfte, wenn die Darstellung richtig ist, welche wir oben von dem veränderten Benehmen Alfonso's gegeben haben, gerade in dieser Zeit der Einfluß des strengen und kalten Gegners am Größten gewesen sein. Auch mußte Tasso sich bald überzeugen, daß er mit seinem Edelsinn eine sonderbare Rolle gespielt hatte. Er erkannte das Übergewicht Antonio's und sah, als er nach der zweiten Flucht zurückgekehrt und nach St. Anna gebracht worden war, gerade Antonio als den Mann an, von dem sein Geschick abhängig sei. Ein Buch, welches er ihm leiht, begrüßt er in einem uns erhaltenen Briefe schon als ein wichtiges Zeichen und knüpft sogleich neue Hoffnungen auf Befreiung daran an. Anders, als durch dieses ihm feindselige Organ bei dem Herzoge noch etwas zu vermögen, hatte er, wie es scheint, nach mancherlei vergeblichen Versuchen völlig aufgegeben. *)

---

*) Goethe hält nach seiner Darstellung die methodische Feindseligkeit Antonio's nur für eine Phantasie Tasso's. Doch läßt auch er ihn als einen ungünstigen Beurtheiler seiner Werke auftreten (Act I. Sc. 4 und Act II. Sc. 3), selbst ehe er sie noch gelesen und in Act 5 Sc. 1 übt er durch seine Äußerungen über den Einfluß der Körperzustände Tass'os auf seinen Geist einen sichtbaren Einfluß auf den Herzog. Denn dieser äußert dann in der folgenden Scene ganz ähnliche Ansichten gegen Tasso selbst. — Daß Antonio und Tasso am Schluß Freunde werden, ist freilich unhistorisch.

Dies ist der Stoff, der unserm Goethe vorlag und von ihm ganz gekannt und durchaus sorgfältig, wenn auch frei und eigenthümlich, benutzt worden ist.

Wir haben ihn hier ganz objectiv als ein selbständiges Ganze hingestellt, weil es uns wichtig scheint, daß man ihn genau von dem absondere, was unter der Hand des Dichters daraus geworden ist. Dabei haben wir in den Anmerkungen jede Stelle in Goethe's Drama angezeigt, in welche sichtbar etwas von überlieferten Thatsachen übergegangen ist. Wir haben also, was im Einzelnen aus dem Stoffe geworden ist, schon angezeigt. Dies im Ganzen zu thun, ist dagegen nicht unsere Aufgabe.

Denn mit dem äußerlichen Aufzeigen wäre dabei wenig gethan. Es läßt sich freilich darauf hinweisen, wie eigenthümlich bei Goethe Freierfundenes und Überliefertes vertheilt ist. Der Hintergrund, die allgemeinen Weltverhältnisse, was aus der Vergangenheit erzählt, endlich was als Nebenumstand berührt wird, ist mit zwar schwachen, doch durchaus treuen historischen Zügen gemalt. Die Charaktere sind idealisirt, verallgemeinert und der meisten Zeiteigenthümlichkeiten entkleidet, doch sonst, soweit die historische Kenntniß reicht, mit Sorgfalt nach den Originalen gezeichnet. Denn selbst der Herzog ist, obgleich in der Geschichte eine ganz andere Person, doch der Alfonso, wie man ihn sich nach Tasso's Vergötterung und seinem ursprünglichen Benehmen gegen den Dichter denken muß: und nur die Sanvitale dürfte sich etwa beklagen, daß Goethe sie zur Intriguantin gemacht hat. Dagegen ist die eigentliche Handlung, welche vor den Augen der Zuschauer geschieht, ihrem ganzen Zusammenhange nach, völlig erfunden, obgleich die einzelnen Theile fast alle entweder wirklich historische Thatsachen sind oder doch eine Benutzung historischer

und sagenhafter Motive verrathen und in so fern nicht als frei aus der Phantasie erzeugt gelten können.

Auch ließe sich wohl Goethes Arbeit nach ihrer Beziehung zum Stoffe charakterisiren als ein Genrebild aus Tasso's Leben, zu dessen scheinbarem Mittelpunkt drei Ereignisse aus dem Jahre 1575 gewählt worden sind: die Beendigung seines Gedichts, die Rückkehr seines Gegners Antonio und seine Abreise nach Rom. An diese, kann man sagen, ist angeknüpft, was Tasso im Laufe der nächsten Jahre besonders beunruhigt hat und was aus seinem spätern Leben als besonders charakteristischer Zug seines Wesens gelten kann. Allein durch die tragische Katastrophe, welche sich daran eigenthümlich umgestaltet anschließt, ist das Ganze auf eine höhere Stufe erhoben und, was sonst nur eine charakteristische Geschichte aus dem Leben Tasso's wäre, zu einer poetischen, fast möchte ich sagen, symbolischen Lebensgeschichte des Dichters gemacht worden. Denn freilich ist es eben eine Übertretung der Schranke, um die es sich auch hier handelt, welche auch nach Geschichte und Sage das Glück von Tasso's Leben zerstört hat.

Endlich wäre dem wohl hinzuzufügen, wie Goethe sich in die Mitte zwischen Geschichte und Sage gestellt und von dieser letzteren nur den Anfang, nur die Grundlagen der Verhältnisse aufgenommen hat, während er sich in der Verarbeitung und in dem Ausgange mehr der Geschichte zuneigt. Die Sage bot den Stoff zu einer Tragödie, die Geschichte eine Krankengeschichte. Bei Goethe erheben sich im Anfange Leidenschaften und Intriguen gegen Tasso, so daß man glauben kann, er werde im unvorsichtigen Kampfe gegen seine Umgebungen erliegen. Aber sie schwinden gegen das Ende dahin: und was der Dichter zum Gegenstande des Mitleids macht, was ihn aus seinem Glücke herausreißt, das ist nur

sein eigener krankhafter Geist, das ist nur eine unglückliche psychologische Krisis, die bei ihm eintritt. Statt die Sage weiter zu bilden, hat Goethe sie, wie es seine Art war, vielmehr halb aufgelöst und ihr gleichsam wieder ein mehr historisches Ansehn gegeben. In die Geschichte selbst aber ist wiederum ein gewisser Rationalismus, eine Deutelei nach einer besonders wahrscheinlich erachteten Möglichkeit hineingetreten. Daß die Liebe zur Prinzessin den Dichter innerlich in eine unlösbare Verwirrung gebracht, ist gleichsam der neu hinzutretende Gedanke, der hier Alles gestaltet.

Allein durch diese Angaben selbst werden wir nur zu der Einsicht gebracht, daß uns zu dem Erfassen der inneren Nothwendigkeit, nach welcher sich aus dem Stoffe das Werk Goethe's gebildet hat, noch ein Moment fehlt. Die Sage ist hier in ein ganz neues Element eingetreten; sie ist in eine Lebensanschauung erhoben worden, welche der nicht gleichartig ist, die sie erschaffen hat, sondern sich vielmehr im Gegensatze gegen dieselbe befindet. Es tritt ihr eine Kritik entgegen, welche sich auf Lebenserfahrungen der entgegengesetzten Art stützt und in dichterischer, d. h. gestaltender, Gegenbilder schaffender Polemik dagegen ankämpft. Um also dem inneren Gehalte nach angeben zu können, was Goethe aus dem Stoffe gemacht habe, müßte man erst auf sein eigenes äußeres und inneres Leben und auf die Einflüsse der Zeit eingehen, unter denen er gestanden hat, um so eine bestimmte Anschauung von dem individuellen Gehalt zu gewinnen, den er mit dem Stoffe verbunden hat. Denn wenn es auch scheinen mag, als lasse sich auf philosophischem Wege, ohne Rücksicht auf den Dichter, die Idee eines Kunstproductes gewinnen, weil immer über demselben ein Gedankensystem fast greifbar schwebt: so irrt sich doch Jeder, der da meint, mit der Angabe solcher Allgemeinheiten das Wesen eines solchen Wer-

kes bezeichnet zu haben. Es besteht dasselbe vielmehr eben so sehr in dem Irrationalen, vor dem Gedanken Unauflösbaren. Ein Kunstwerk, als ein von einem Individuum unter individuellen Umständen und aus individuellem Stoffe erschaffenes oder gewordenes Wesen, ist selbst ein Individuum und als solches unaussprechlich. Man kann ihm nur nahe treten, indem man sich die Möglichkeit seiner Entstehung durch die Versetzung in alle dabei mitwirkenden Zufälligkeiten vergegenwärtigt und so den wunderbaren Schöpfungsact der Production in sich nachmacht. — Das ist nun eine Arbeit von ebenso großem Umfange und von ganz anderer Natur, als die, welche wir bereits durchgemacht haben. Es ist daher wohl passend, dieselbe einmal selbständig als eine zweite, von einem anderen Punkt ausgehende Erläuterung des Goethe'schen Tasso folgen zu lassen.

Hier ist nur eine Bemerkung noch nachzutragen, die sich auf eine, wenn nicht entschiedene, so doch wenigstens wahrscheinliche Einwirkung rein äußerlicher und stofflicher Art bei Erfindung der eigentlichen Fabel des Goethe'schen Tasso bezieht.

Goethe hat nämlich einen Vorgänger gehabt, der ihm wahrscheinlich nicht fremd geblieben ist, da seine Werke in Deutschland viel gelesen wurden: nämlich der italienische Lustspieldichter Goldoni, dessen Torquato Tasso, eine Komödie in fünf Acten, zuerst 1755 zur Aufführung kam.

Dieses Stück macht Anfangs auf jeden, der gewohnt ist, Tasso's Gemüthszustände mit wehmüthiger Theilnahme zu betrachten und der überhaupt einen bedeutenden Menschen gern mit Achtung behandelt sieht, einen widrigen Eindruck. Denn wenngleich das Komische mehr darin gesucht wird, daß hier drei Leonoren auftreten und Tasso durch allerlei Listen veranlaßt werden soll, seine Liebe zu verrathen, während gleichzeitig Abgeordnete von Venedig, Neapel und Rom ihn von Ferrara abwendig zu machen bemüht sind: so sind doch auch Tasso's Anfälle

von Hypochondrie auf das Allerunzarteste benutzt, ihn selbst zu einer lächerlichen Person zu machen, welche Bediente und Schwätzer freigebig mit dem Titel eines Verrückten beehren und die sich vor den geachteten Personen durch gelehrt-medicinische Auseinandersetzungen rechtfertigen muß.

Indessen erscheint Alles in milderem Lichte, wenn man die Entstehung des Stückes berücksichtigt. In Venedig, sagt der Verfasser selbst in der Vorrede, ist kein Mensch, der nicht Verse des befreiten Jerusalem zu singen oder zu recitiren wüßte. Das gab zu vielen theatralischen Darstellungen während der Carnevalszeit Anlaß. Jährlich sah man dann auf unseren Bühnen eine Art von Tragikomödie, aus seinem Gedicht verfertigt, und das Volk pflegte bei solchen Gelegenheiten immer mit Jubel den Namen Tasso zu rufen. Das habe ihn bewogen, nun den Autor selbst, der zum Gegenstande so vieler Acclamationen geworden sei, auf die Bühne zu bringen. Das Ganze ist also ein Carnevalsscherz und legt auch als solcher noch ein Zeugniß für die Neigung des italienischen Volkes, sich ernstlich mit seinen Lieblingsdichtern zu beschäftigen, ab. Denn es strotzt nicht bloß von Versen aus dem befreiten Jerusalem, die bald durch ihre sonderbare Anwendung ergötzen, bald als allbeliebtes Zuckerbrod am Ende des Auftrittes angebracht werden: sondern es wird darin auch ohne Unterlaß auf das Benehmen einer jeden größeren Stadt Italiens gegen Tasso und auf die gelehrten Controversen über sein Leben, die Sprache und den Werth seiner Schriften angespielt. Ja die Einwendungen der Accademia della Crusca, sowie das Verhältniß der verschiedenen Lesarten und Recensionen Tasso's zu einander werden nicht ohne einigen philologischen Ernst behandelt. Zum Überfluß spricht der Verfasser noch in einer sehr bezeichnenden Stelle der Vorrede aus, wie wohlunterrichtet er sich sein Publicum dachte und in welchem

Sinne er arbeitete. Er gesteht nämlich, er habe nicht gewagt, die Prinzessin auf die Bühne zu bringen und kein Bedenken getragen, eine andere Dame an ihre Stelle zu setzen und Zeit und Motive gänzlich umzuändern, da das Publicum ja doch mit Allem, was Tasso betroffen habe, so genau vertraut sei, um unter jeder Maske die wahren Verhältnisse wieder zu erkennen. Es liegt darin die nothwendige Voraussetzung einer jeden Travestie ausgedrückt. Kann der Zuschauer an einem Gegenstande nicht mehr irre gemacht werden, so darf der Muthwille mit ihm vornehmen, was er will. Dieser aber wird ein Bedürfniß, wenn ein ernstes Interesse durch die Zeit schaal wird, ohne daß man davon ablassen kann. Da stellt er durch ein momentanes Vernichten des Lieben und Werthen die Fähigkeit her, es wieder wie neu zu genießen.

In der That ist das Stück Goldoni's nicht blos als eine Travestie der ernsthaften Beschäftigungen mit Tasso anzusehen. Es kann diesen Namen auch darum wohl erhalten, weil nur die Behandlung burlesk, der Plan des Ganzen aber ziemlich ernst ist. Es liegt ihm das Gerüst eines Schauspiels mit wahren Leidenschaften und einer ernstlich gemeinten Resignation am Ende unter. Sieht man nämlich von einzelnen komischen Scenen und von vielen mit Fleiß gemachten Entstellungen der historischen Umstände ab, so bleibt folgender Inhalt übrig. Die beiden uns historisch bekannten Leonoren sind Freundinnen unter sich und eifrige Verehrerinnen Tasso's. In einem vertrauten Gespräche, gleich im ersten Act, verhandeln sie die delicate Frage, ob ihnen der Dichter oder sein Werk besser gefalle. Tasso hat in einem Madrigal seine Liebe zu Leonore ausgesprochen und dieses Gedicht wird ihm durch einen verrätherischen Freund entwandt und nach und verbreitet. Indessen arbeitet gleichzeitig ein Florentiner daran,

seinem befreiten Jerusalem die Gunst des Hofes zu entziehen, indem er Verstöße gegen die toskanische Mundart darin nachweist. Da nun dieses bei dem Herzoge bewirkt, daß er Tasso anräth, einige Zeit auf Reisen und namentlich nach Florenz zu gehen, so glaubt der ängstliche Dichter, es sei das eine Folge des ihm entwandten Liebesliedes und meint, der Herzog wolle ihm seine Gnade entziehen. Er denkt daran, Ferrara ganz zu verlassen und nimmt sich vor, den noch unenthüllten Theil seines Geheimnisses, welche Leonore nämlich gemeint sei, auf das Beste zu bewahren. Er geht darin so weit, daß er selbst dem Kammermädchen Leonore den Glauben läßt, seine Gedichte seien eigentlich an sie gerichtet. Eine Zeit lang geht Alles gut. Die Bitten der beiden Damen, die Freundlichkeit des Herzogs machen ihn fast seine Reisepläne vergessen. Allein da bricht ein neues Gewitter herein. Dem Herzoge ist nun wirklich das Madrigal in die Hände gespielt worden, und er befiehlt dem Dichter, sich in drei Stunden zu erklären oder Ferrara zu verlassen. Tasso entschließt sich, die freiwillige Verbannung zu wählen und beurlaubt sich von den Damen. Da erfährt er, daß seine Angebetete einen Heirathsantrag erhalten habe und ihn anzunehmen bereit sei. Das hält er nicht aus; sein Gefühl überwältigt und verräth ihn. Er kommt von Sinnen und rennt mit gezogenem Schwerte auf den Urheber aller Verwicklungen zu, der im Hintergrunde diese ganze Scene belauscht hat. Der Herzog ergreift die Gelegenheit, ihn unter dem Vorwande des Wahnsinns in ein Spital bringen zu lassen, wo er jedoch nur wenige Stunden festgehalten wird, indem ein Freund seine Freilassung bewirkt. Er resignirt auf die Liebe Leonorens, um ihr Glück nicht zu stören und sucht Trost in der Kunst und dem Ruhme. Er geht nach Rom, um sich dort die Dichterkrone aufsetzen zu lassen. —

Vergleicht man nun hiemit den Inhalt von Goethe's Tasso, so bemerkt man fast denselben Umfang der Fabel, verwandte Scenen im Anfange, einen gleichen Schluß, und auch im Innern Manches, was überraschend übereinstimmt. Die Benutzung desselben Stoffes ist das zu erklären nicht im Stande. Denn schon der Gedanke, einen Tasso zu schreiben, der nicht hochtragisch mit der Einsperrung in St. Anna, sondern novellistisch mit seiner ersten freiwilligen Entfernung von Ferrara nach Rom endet, ist ganz eigenthümlich und durch den Stoff nicht bedingt: und doch Goethen mit Goldoni gemein. Ferner ist die Freundschaft der Prinzessin und der Sanvitale in keiner historischen Quelle erwähnt und ein vertrautes Gespräch zwischen ihnen in der Exposition mit verwandten Anklängen kommt kaum durch Zufall zweimal vor. Endlich gehört hieher wohl auch der Umstand, daß in beiden Stücken dem Tasso in Folge einer Intrigue der Rath gegeben wird, Ferrara zu verlassen und er das für ein Zeichen der Ungnade nimmt, daraus folgert, er müsse sich verstellen und zugleich seine gänzliche Entfernung vom Hofe beschließt; dann aber, in seinem Vorsatze wankend gemacht, bleiben will — und nun gerade von den Umständen mit Gewalt fortgetrieben wird. Es scheint daher nicht unwahrscheinlich, daß Goldoni's Stück, trotz seines völlig verschiedenen Charakters, doch einigermaßen auf den Plan Goethe's eingewirkt hat. Wenn sonst die Tragödie die travestirende Komödie veranlaßt, so hat hier umgekehrt die Travestie mitgewirkt, die Tragödie hervorzurufen und zu gestalten. Nur müssen wir dabei ausdrücklich bemerken, daß von einem eigentlichen Gewinn für Goethe dabei allerdings nicht die Rede sein kann. Denn es handelt sich hier gerade nur um Allgemeinheiten in der Anordnung, bei denen es jedem wahren Dichter gleichgiltig ist, ob er sie selbst erfindet oder aufnimmt. Auf die Ausführung des

Goethe'schen Tasso im Einzelnen hat Goldoni keinen Einfluß geübt, es wäre denn, daß er ihn veranlaßt hätte, dem Antonio, als er von Tasso's hypochondrischen Launen spricht, die beiden Verse in den Mund zu legen:

> Zum Lachen fast, wär' irgend lächerlich,
> Was einen Menschen quält und andre plagt.

Paul-Louis Courier.

Von

K. A. Mayer.

Die alte Fabel von dem Riesen Antäus, der nur stark war, wenn seine Füße die Mutter Erde berührten, von Herkules emporgehoben aber seiner Kraft verlustig ging, hat für uns Deutsche, von aller antiquarischen Deutung abgesehen, einen besonders tiefen Sinn und verdient, uns vor allen andern Völkern immer wieder als Warnungstafel vorgehalten zu werden. Nicht in der Luft, nur mit dem Boden der Wirklichkeit in steter Berührung sind wir stark; nur auf dem »goldenen Baume des Lebens« reifen die Blüthen des Geistes zu erquickender Frucht. Der hohe Gedanke, über den der Philosoph brütet, die reichen Stoffe, welche der Gelehrte, am Webestuhl der Wissenschaft sich ämsig regend, zusammenfügt, die feinen Kunstgebilde, die aus dem Pinsel des Malers, aus der Feder des Dichters quellen — sie alle haben nur Werth, wenn sie, über die engen Grenzen des Fachs und der Kennerschaft hinaus, in der Menge des Volkes, in der Nation zünden, Wärme strahlend und Wärme zurückempfangend in der Berührung mit dem Leben. — Ein Blick auf die neueste Entfaltung der Wissenschaft und Kunst in Deutschland offenbart auch, daß die dringende Forderung nach weiterer praktischer Bedeutung auf dem Gebiete des Geistes williger als sonst Gehör findet. Von Tage zu Tage ringt sich der so lang emporgehaltene deutsche Antäus der Erde näher; schon rührt er mit des Fußes Spitze an den Boden — o laßt uns fröhlich ausdauern in der Hoffnung, daß er nun

endlich bald auf festen Sohlen stehen und die langgereifte Kraft herrlich offenbaren werde!

Vorstehende Betrachtung drängt sich auf bei dem Hinblick auf einen Mann aus dem benachbarten Auslande, der, wie kein Anderer seiner Nation, die Wissenschaft mit dem Leben zu vermählen verstand, ja der recht eigentlich die scharfen Waffen, die er führte, in der Wissenschaft, in dem unausgesetzten Studium des Alterthums gestählt hat. Und zwar des griechischen Alterthums. Denn nicht, nach der Romanen Art, zur nächsten abgeleiteten Quelle, dem verwandten Römerthume, ging Paul-Louis Courier: sondern die Urfrische der Hellenen fesselte ihn und hielt ihn so innig fest, wie sie nur je einen deutschen Sprachforscher gehalten, ihn, der sonst aller deutschen Art so fern steht. Aber die Betrachtung und Durchforschung des Alterthums war nicht sein letztes Ziel, er beschränkte sich nicht darauf, gelehrte Arbeiten an den Tag zu fördern. Vielmehr als er, reif an Jahren, aus der Versenkung in sein schönes Griechenthum erwachte, besann er sich vor Allem darauf, daß er Franzose sei; mit Demosthenes' Waffen angethan, trat er hervor, um für sein Volk zu streiten: bis, nach wenigen Jahren erfolgreichen Kampfes, ihn ein heimlicher, noch unenthüllter Mord von der Höhe des Daseins jählings hinwegraffte. Soldat und Gelehrter, sodann Bauer und Gelehrter, erkannte er erst spät an der außerordentlichen Wirkung seiner Flugschriften jene Kraft und Schönheit seiner Darstellung, die ihn den genialsten, vollendetsten Prosaikern seiner Nation beigesellt. Er, der blitzeschleudernde Pamphletist, erscheint neben Beranger, dem Liederdichter (mit dem er auch das gewöhnliche Martyrthum, die Gefangenschaft in der Sainte Pelagie, getheilt hat), als einer der glücklichsten Bekämpfer der Restauration. Aber er feiert nicht, nach Art des Chansonnier, den eitlen Ruhm der Kaiserzeit: Courier

war kein Mann aus dem Volke, wie Beranger, und darum auch nicht dessen Vorurtheile theilend, er war nur ein Mann für das Volk, der bei jeder Gelegenheit die Gloire, den Köder und das Spielzeug des Franzosen, unter die Füße tritt, ein starker, offener, herber, unbestechlicher Charakter, aufgenährt mit dem republikanischen Geiste des Vaters und seiner Griechen. Von einem solchen Manne zu reden und dem Leser seine Schriften ans Herz zu legen, ist jetzt wohl an der Zeit. Stehen wir nicht, wie er, in einer Restaurationsperiode? Werden die Kämpfe, die er durchfochten, nicht auch bei uns gekämpft? Sehen wir nicht täglich die Leiden, die er erfahren, auch den Unsern auferlegt?

Wohl mußte ein Mann, der so tief schneidende Waffen zu Gunsten der Volkswohlfahrt führte, »den Männern, die von der Revolution nichts gelernt hatten,« furchtbar sein. Wie scharf und schönblitzend zugleich waren sie aber auch, diese Waffen! War doch kaum, seit Pascal die Jesuiten vernichtet, ein so glänzender Kämpfer auf der Arena erschienen. Und welche literarische Schule hatte so viel Schönheit und Kraft gebildet? Waren es die Klassiker oder die Romantiker oder eine Übergangsgruppe, an die er sich anschloß? Denn ein Autor ohne Schule, ohne Anhang — wie wäre das denkbar gewesen in Frankreich, wo die Convention auch in der Literatur so viel gilt und das Original, als solches, verdächtig ist?!

Und dennoch — Courier stand allein! Er verlachte diese »Klassiker« vom neuesten Datum, die, von der einseitigen Höhe unter dem vierzehnten Ludwig herabgesunken, den neuen Wein in ihre wurmzerfressenen Schläuche fassen wollten. Während er vor »Meister Franz», d. h. vor Rabelais, und vor »dem guten Manne«, d. h. vor Lafontaine, den Hut zieht und seine Schriften gern mit den Witzworten des Einen

und den Versen des Andern verbrämt, sieht er mit Geringschätzung auf den Stil der Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts: so daß er sogar gegen einen Diderot und Rousseau ungerecht wird und »dem geringsten Weibsen« aus des großen Ludwigs Zeit (also etwa einer Frau von Sevigné) den Vorzug giebt. »Alle diese Leute,« sagt er nach seiner kecken Art, »sind, was die Sprache angeht, Esel mit Sack und Pack (ânes bâtés) — um eins ihrer eigenen Worte zu gebrauchen.« — Aber auch die Romantiker, die wenige Jahre nach Courier's Tode das Erbe des französischen Parnasses antraten, dürfen ihn, so viel sie auch von ihm gelernt haben mögen, nicht zu den Ihrigen zählen. Wäre ihm Leben vergönnt gewesen, sicher hätte er auf diese gespreizten, krampfhaft verzückten Verkünder des neuen Evangeliums seine Geißel geschwungen. Courier stand allein, weil seine fast ausschließlich hellenische Bildung einzig in seiner Art war. Das Griechenthum und das Leben waren seine Schule; unter den Franzosen galten ihm Rabelais, der ein ebenso unabhängiger Geist wie er war, sowie Lafontaine und Pascal als große Vorbilder der genialen Originalität, der Formenschönheit, der Gewalt und Schärfe der Rede. Er hat sich an ihnen gebildet, aber keinen nachgeahmt. So ist er nur sich selbst gleich und ruht nur auf sich allein: wie er denn auch niemals, im Gegensatze zu andern Schriftstellern, von jenen literarischen Trabanten umgeben war, die den Freund rechts und links mit ihrem Degen zu decken und für ihn in die Ruhmestrompete zu stoßen pflegen.

Nicht in dem Inhalte sowohl, als in der Form, womit Courier seine Stoffe behandelte, ruht sein literarisches Verdienst. Die Gegenstände, die unter seiner Feder die gewaltigste Wirkung thaten, liegen in Jedermanns Hand, sie werden

täglich in öffentlichen Blättern und Flugschriften bis zum Überdrusse erörtert. Von Courier berührt, erhalten sie Adel: wie er denn auch jeden Brief, jedes leicht hingeworfene Billet zum Kunstwerke zu stempeln weiß. Er ist ein Virtuose, von dem Ihr, wenn Ihr erst sein Spielen kennt, sagen werdet: So führt nur er den Bogen! Gedanken, Vorurtheile, Ansichten, Gefühle, Redewendung und Ausdruck, Alles gehört nur ihm allein.

Und wie fein ist das Ohr dieses Virtuosen! Entschlüpft ihm in einem Schreiben an den nächsten Freund eine Härte, so ermangelt er nicht, sich deshalb zu entschuldigen. Der Andere hätte sie nicht gefunden; aber es ist ihm unerträglich, daß sie dasteht. Ein paar ausgestrichene Stellen entschuldigt er, indem er sagt: »Sie werden Ihnen wenigstens beweisen, daß ich als gewissenhafter Mann die Feder führe und Französisch zu schreiben trachte, so gut ich nur immer kann.« — Und wie Wenige schreiben ihm zu Danke. »Es giebt ein halb Dutzend Leute in Europa, welche Griechisch verstehen,« heißt es in einem dritten Briefe, »Leute, die Französisch verstehen, sind noch seltner zu finden.« Darum gelten ihm auch Isokrates, Lucian und Plutarch so viel, weil sie stilistische Muster sind. »Ich corrigire jetzt einen Plutarch,« schreibt er 1809 aus der Schweiz an einen Pariser Gelehrten, »das ist ein komischer Schriftsteller, der in seiner Sprache gelesen sein will, um erkannt zu werden; denn sein Verdienst ruht in seinem Stile. Was kümmern ihn die Thatsachen? Er nimmt nur die, welche ihm behagen, und hat nur Eins im Auge, nämlich: sich als ein geschickter Mann von der Feder zu bewähren. Er ließe Pompejus die Schlacht bei Pharsalus gewinnen, wenn dies seiner Phrase mehr Rundung gäbe. Und er hat Recht. Alle diese Possen, die man Geschichte

nennt, haben nur Werth, wenn der Geschmack ihnen Zierde leiht« *).

Sicher hat Courier nicht wenig zur neuesten Entwickelung der französischen Sprache und Literatur beigetragen. Was die Romantiker Gutes haben: die lebenswarme Rede, die sich theils aus dem alten kräftigen Schriftenthume der Nation, theils aus der Sprache des gemeinen Lebens mit neuem Blute erfüllt hat, diese lebenswarme Rede, sag' ich, sammt dem lebenswarmen, d. h. nationalen Inhalte, liegt bei Courier in köstlichen Mustern vorgebildet, freilich nur in Mustern der Prosa, zu der aber fortan Jeder wird treten müssen, der den Geist der französischen Sprache aus ihrem frischesten Springquell schöpfen will.

Die Schriften Courier's, wie sie mir in der von Armand Carrel bevorworteten neuesten Ausgabe in vier Bänden von 1829 und 1830 vorliegen **), lassen sich, ihrem Hauptinhalte nach, unter drei Abtheilungen bringen:

1) Briefe aus den Jahren 1787—1824, großentheils in Abschriften, als eine Art Tagebuch, von ihm selber aufbewahrt und erst nach seinem Tode dem Druck übergeben, an Zahl nahe an anderthalbhundert.

2) Gelehrte Arbeiten: kritische Ausgaben und Übersetzungen griechischer Schriftsteller, wie sie unten näher angegeben werden sollen.

3) Pamphlete, Bittschriften und Zeitungsartikel 2c. vom verschiedensten Inhalte, dem größeren Theile

*) III., 257 in der Gesammtausgabe von 1829 und 1830.

**) Die früheren Sammlungen seiner Werke aus den Jahren 1826 und 1828 sind weniger vollständig. — Carrel war nach der Julirevolution Redacteur des republikanischen Journals Tribune, dann mit Thiers Gründer des National.

nach aus dem Standpunkte der Opposition in den Jahren 1816—1824 (1825 ward Courier ermordet) geschrieben.

Was zunächst die Briefe angeht, so sind sie großentheils auch ihrem Inhalte nach sehr interessant, indem sie uns nicht allein das lebendigste Charakterbild dieses schroffen, wunderlichen, launenhaften, misanthropischen und doch wieder leichtfertigen, lebensfrohen, liebenswürdigen, überall aber höchst geist- und charaktervollen Menschen geben, der für die Götzen der Zeit keine Silbe der Bewunderung hat, ja nur immer darauf ausgeht, ihre thönernen Füße aufzudecken: sondern sie gewähren eben dadurch auch die tiefsten Blicke in die Zeit selbst, besonders in die italienischen Kriege, an denen er von 1798—1809 Theil genommen. Es sind die ehrlichsten Memoiren in Briefform, die je geschrieben worden, in denen die Helden des Kaiserreichs, mit ihrem Meister an der Spitze, vorbeidefiliren, nicht in großer Uniform, mit Kreuzen und Sternen bedeckt, sondern im schlichten Hauskleide. Aber es ist kein Kammerdiener, der hier beobachtet, sondern ein überlegener Geist, ein freier Mann unter Tausenden von goldbetreßten Knechten, ein unerbittlicher Tyrannenfeind, der dem Despoten keine wahre Größe zuerkennen mag, der nicht selten leidenschaftlich und einseitig, aber immer als redlicher Mann, sein Urtheil spricht. Und in welch köstlichem Stile sind diese Briefe geschrieben! Leicht, wie Champagnerschaum aus der Tiefe des Glases aufsteigt, perlt und sprudelt es auch hier; man sieht keine Mühe und doch ist hier überall so viel Kunst. Und dabei ist Courier für jeden Andern ein Anderer, indem er stets eine dem Correspondenten verwandte Tonart anschlägt, ohne je sich selbst aufzugeben, und rastlos wechselt, wie das Kaleidoskop, das bei jeder Wendung neue farbenblitzende Bilder giebt.

Als Courier's höchste Leistungen, nicht allein dem In-

halte, sondern auch der Form nach, sind seine Flugschriften zu betrachten, mit denen er, drei und vierzig Jahre alt, aufzutreten begann, jene scharfen Pfeile, welche die krankhaften Stellen des damaligen Staatslebens schonungslos zerfleischten. Nun erst, als er die Gewaltsamkeiten und die Schleichwege der Adels- und Priesterkaste und des knechtischen Beamtenthums in einer Sprache aufwies, die jeder Bildungsstufe zugänglich war und welche, rein, wie aus dem lautersten Golde getrieben, die Bewunderung Aller, selbst der Feinde erregen mußte, nun erst erkannte man den Werth dieses im Winkel der Provinz vergrabenen Sonderlings: und während die Behörden seine gefährliche, beispiellose Offenherzigkeit durch alle Mittel zu ersticken suchten, umwand die Nation sein schon ergrauendes Haupt mit dem Lorbeer und erhob ihn zu ihrem Lieblinge.

Paul-Louis Courier ist am vierten Januar 1772 zu Paris geboren. Nach Meré, dem väterlichen Lehngute in der Touraine, erhielt er in der Taufe den adeligen Namen de Meré, wovon er jedoch niemals Gebrauch machte. Vielmehr wollte er, nachdem er das Gut zu bewirthschaften angefangen, lieber für einen Landmann gelten, und pflegte sich in seinen Flugschriften »den Winzer oder Holzhauer Courier« zu nennen. Sein Vater, Jean Paul mit Vornamen, ein Mann, der nicht bloß Reichthum, sondern auch Geist und Charakter besaß *), hatte in Paris einem Herzoge d'O . . . ansehnliche Summen geliehen und zugleich ein Liebesverhältniß mit dessen Gemahlin unterhalten. Die Störung seiner Ehe focht den Herzog wenig an; als aber Jean Paul sein

*) Am Schlusse des vierten Theils unserer Gesammtausgabe findet man eine unvollendete, von dem Sohne hochgeschätzte Paraphrase eines Psalms von Jean Paul Courier.

Darlehen zurückbegehrte, traf er die schwache Seite des hohen Herrn, der nun seine Leute hinter ihm herschickte, den Unverschämten todt zu schlagen. Jean Paul entrann den Mordgesellen, mußte jedoch, da die Sache großes Aufsehen machte, die Hauptstadt verlassen, um den Herzog nicht wieder in Versuchung zu setzen. Diese Verbannung war ein Glück für Paul-Louis; der Vater vergrub sich auf seinem Gute in der Touraine und stellte sich fortan die Lebensaufgabe, seine reiche klassische Bildung auf den Sohn zu übertragen. So wurde in dem talentvollen Knaben schon frühe der Sinn für die Studien genährt; zugleich sog er aber auch den Haß des Vaters gegen jenen damals noch so zahlreichen Theil des Adels in sich, welcher den Zufall der Geburt als Verdienst rechnet und sich deshalb der Mühe überhoben glaubt, Verdienste zu erwerben.

Der Vater hatte Paul-Louis zum Genieofficier bestimmt; statt des officier du génie sollte er aber einen officier de génie — wir meinen: einen genialen Officier von wunderlicher Art — erzielen. Der Mathematikunterricht, den er dem Sohn ertheilte, galt als Hauptgegenstand; nebenher wurden alte und neue Sprachen getrieben. Der Knabe, der das Nebenher mit besonderer Liebe trieb, war schon mit fünfzehn Jahren des Griechischen vollkommen mächtig, hatte im Lateinischen gute Fortschritte aufzuweisen und war auch mit der Muttersprache und deren Musterschriftstellern vertraut. Mit der Mathematik lebte er in einer Art Zwangsehe, während das Griechische sein ganzes Herz besaß, ein Verhältniß, das nun auch in Paris fortdauerte, wohin er zur Vollendung seiner Ausbildung geschickt wurde. So kam es, daß Callet, ein Mathematiker von Ruf, dessen Unterricht er besonders nutzen sollte, nur halbe Früchte bei dem talentvollen Schüler erntete; den Vorträgen Vauvillier's dagegen, der alte Sprachen

am Collége royal lehrte, folgte der Jüngling mit außerordentlicher Wißbegier und dem glücklichsten Erfolge. Gleichwohl schien es auch hier auf kein geregeltes, umfassendes Studium des Alterthums, wie es der Philologe von Fach bedarf, abgesehen; vielmehr war es hauptsächlich ein Genießen und Verarbeiten seiner Lieblinge, der Rhetoren, was ihn jetzt und sein ganzes Leben durch fesselte. Mit Hintansetzung der Koryphäen aus der Blüthezeit der griechischen Literatur hielt er an diesen Autoren vom zweiten Range fest: offenbar eine Wahl aus Instinct, der ihm zuwies, was er einst zur glücklichen Handhabung der Muttersprache bedurfte.

Beim Ausbruche der Revolution zählte Courier siebzehn Jahre. Leicht, unermüdlich und von fester Gesundheit, trieb er alle Leibesübungen mit großer Lust. Ballschlagen und Lauf waren ihm, vielleicht als hellenische Spiele, besonders lieb; nur der Tanzlehrer sah sich schnell wieder entlassen. Paul-Louis war übrigens nicht schön von Gesichtsbildung; vielmehr zeigt das Portrait des freilich schon älteren Mannes, das unserer Gesammtausgabe vorgedruckt ist, ein finsteres Gesicht von unregelmäßigen Zügen. Er selber scherzt wiederholt über sein Äußeres, wie er denn z. B. in einem lustigen Briefe an Cousine Pigalle, wo von Gähnen die Rede, seinen aufgehenden Mund mit dem Klaffen eines Koffers, das Mäulchen der Cousine mit einem Döschen vergleicht.

Am vierzehnten Juli 1789, als das Volk aus dem Hotel der Invaliden sich Waffen holte, womit es sofort den Sturm der Bastille begann, befand sich Courier beim Ballschlagen in den Champs-Elysés. Er mischte sich unter die Wogen des Volks und eroberte sich ein Pistol. Zwei Jahre später, als sein verehrter, ausgezeichneter Lehrer Labbey, der Nachfolger Callet's, an die Artillerieschule von Chalons versetzt wurde, erbat er sich vom Vater die Erlaubniß, ihm nach der stillen Champagne

— où nous serions presque seuls, schreibt er — folgen zu dürfen; er hoffe dort mehr Raum für seine griechischen Studien zu gewinnen, als in der Hauptstadt, im heftigsten Sturmeswehen der Revolution. Aber schon im folgenden Jahre (1792), als die Preußen in die Champagne einrückten, erlitt die Kriegsschule zu Chalons eine Unterbrechung und die Eleven wurden zur Bewachung der Thore verwendet, vor denen man Kanonen aufgeführt hatte.

Den Studien zurückgegeben, sah Courier die Zeit herannahen, wo er die Prüfung bestehen sollte. Allein der Fleiß der letzten Monde konnte nicht die Lücken von Jahren ersetzen. So, als Fragen aus der Hydrostatik an ihn gestellt wurden, gab er dem prüfenden Lehrer zur Antwort: »Von diesen Dingen weiß ich nichts; vergönnen Sie mir aber einige Tage so will ich mich darin umthun.« Man gewährte ihm die kurze Frist, und als er sich dem Examinator von Neuem stellte, gerieth dieser in Staunen über seine Kenntniß. Am ersten Juni 1793 erhielt Courier sein Lieutenants-Patent und zugleich den Befehl, nach kurzem Besuche bei den Ältern, zu Thionville im Mosel-Departement in Garnison zu treten.

So beginnt das militairische Leben unseres Freundes, das erst mit der Schlacht bei Wagram (1809) ein Ende nehmen sollte. Fragt man, warum ein durch sein Vermögen unabhängiger Mann, dessen ganzes Herz an den Studien hing, sechzehn Jahre lang in einem Stande verharren konnte, für den er nicht geschaffen war, der ihm keine Lorbeeren brachte, den er hundertmal in seinen Briefen (mit Anspielung auf eine Stelle in Regnier's Satyren) un vil métier nennt: so ist hierauf etwa Folgendes zu antworten. Der Wunsch des Vaters, seine Erziehung und der allgemeine Kriegsruf der Zeit hatten ihn zum Waffenwerk berufen, welches seiner unstäten Natur immerhin eben so wohl zusagen mochte, als

das Stillsitzen des Fachgelehrten in der Bücherzelle. Denn sein Geist bedurfte zweier Nahrungsquellen, von denen jede dieser Lebensweisen nur eine bot: ein frisches Schwimmen im Strome des Lebens und Bücher. Daß er unter den Fahnen der Republik, im Dienste der jungen Völkerfreiheit stand, brachte er jedenfalls wenig in Anschlag, da ihm die Männer, welche den wild dahinstürzenden Wagen der Revolution zu regieren trachteten, nur Zerrbilder jener Republikaner des Alterthums, an denen sein Herz hing, dünken mochten. Und als endlich der Corse sich aufschwang und, mit straffer Faust die Zügel haltend, die Geißel der Despotie über die zusammenschauernden Rosse schwang: so hielt er auch da noch immer an Bellona's Schleppe fest, dem abenteuerlichen Leben, das zwischendurch viele Muße verstattete, der guten Kameradschaft und dem schönen klassischen Italien zu Gefallen. — Wie dann endlich seine Geduld völlig zur Neige ging, werden wir zu seiner Zeit erfahren.

An Umsicht und kaltblütiger Tapferkeit fehlte es Courier übrigens keineswegs; wohl aber konnte sich sein Drang nach Unabhängigkeit der strengen Disciplin nicht fügen. Schon als Artillerieschüler in Chalons war er oft des Nachts über die Mauer geklettert, um zu seiner Schlafkammer zu gelangen; denn zum Thorschluß immer zu Hause zu sein, war ihm unmöglich. So bequemte er sich auch als Offizier niemals zu einem Schnurrbarte, vielleicht weil dieser bei den Alten das Abzeichen der Barbaren war. Auf seinen Kriegszügen vergißt er, in Bibliotheken vergraben oder durch den Umgang mit gelehrten Freunden gefesselt, nicht selten die Marschordre. Er ist nur mit halber Seele Soldat, und wir dürfen uns nicht wundern, daß er, nachdem er schon 1795 zum Escadronchef befördert worden war, seitdem keine weitere Beförderung erlangte. »Ein seltsamer Held, unser Courier,« sagt Carrel in

seiner biographischen Skizze. Eine herzliche Verachtung gegen den Krieg ergreift ihn, so bald er ihn in der Nähe sieht. Seine Kameraden, die eifrigen Knechte des Despoten, rücken auf geraden und krummen Wegen auf, bedecken sich mit Ruhm, bereichern sich mit Plünderung. Ihm fällt kein anderes Glücksloos zu, als der Genuß, den er aus der Anschauung der Kunstwerke, aus dem Studium der Bibliotheken und im Verkehr mit den Gelehrten des eroberten Landes findet. Die Berichte der Generale, die Beförderungen sind, wenn man ihn hört, nur Lügen und Ränke. Tritt ihm die Gefahr unter die Augen, so hält er ihr mannhaft Stand; er will sehen, was es damit auf sich hat, will das Recht haben, über die Tapfern zu spotten, die nichts als tapfer sind. Bisweilen übernimmt er die gefährlichsten Aufträge; mit der Hälfte seiner Kühnheit hätte sich ein Anderer einen hohen Grad verdient. Aber er hat nicht das Geschick hervorzutreten und sein Verdienst an den Mann zu bringen. Niemand als ein paar Freunde wissen, daß er gelehrt ist, daß er, der unbedeutende Hauptmann, der oft Monate lang nichts anderes zu beschaffen hat, als rostige Kugeln zu zählen, alte Sprachen, Manuscripte und Inschriften, wie kein Anderer, versteht. So schweift er die besten Jahre seines Lebens abenteuernd umher, avec la destination de moucher les chandelles, wie er sagt; scheinbar müssig, aber mit Bienen-Ämsigkeit Honig sammelnd, bis endlich die Zeit kam, die seinen Reichthum zu Tage bringen sollte.

Vom Jahre 1793—94 sehen wir Courier in der Garnison zu Thionville; dann 1794 als Premierlieutenant bei der Moselarmee in Bliescastel und zu Trier, wo er in einer üppigen Abtei sein Quartier aufgeschlagen hat. Hoche, sein Oberfeldherr, zählte damals 23 Jahre, der Chef des Generalstabs 18, seine Obersten und Brigadechefs großentheils noch nicht zwan-

zig Jahre. So glänzende Beispiele konnten unsern Freund nicht vermögen, den Krieg mit Eifer zu ergreifen. Schon aus Thionville begehrt er von der Mutter seinen »schmutzigen Demosthenes und andere Lieblinge.« Denn die Bücher, schreibt er, »sind meine Lust und fast meine einzige Gesellschaft, und mich ärgerts jedesmal, wenn man mich zwingt sie zu verlassen.« Im Jahre 95 befindet er sich mit dem Hauptquartier vor Mainz. Wurmser'sche Husaren nehmen ihm ein dutzend Classiker, die er mit sich führte, weg; der Offizier aber, der die Schwadron commandirte, schickt ihm, hocherstaunt über den gelehrten Lieutnant der einen und untheilbaren Republik, mit einem artigen Briefe seine Hand- und Wanderbibliothek zurück: ein Vorfall, den Courier gern zu erzählen pflegte. Übrigens behagt ihm die Blokade bei rauher Jahrszeit wenig. »Fast wär' ich hier eingefroren, schreibt er an seine Mutter, und nie war ich so nahe daran vollständig zu krystallisiren.«

Hier vor Mainz war es auch, wo ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters auf das Schmerzlichste überraschte. Uneingedenk seiner Dienstpflicht und nur der verlassenen zärtlich geliebten Mutter gedenkend, eilt der junge Hauptmann ohne Urlaub nach ihrem Aufenthalte la Véronique bei Luines. In der Muße des ländlichen Aufenthaltes versenkt er sich hier in Cicero und übersetzt mit wunderbarer Sicherheit die Rede pro Ligario. Unterdessen wurde er von Seiten der Armee als Ausreißer zurückgefordert, und nur nach großen Anstrengungen gelang es seinen Freunden in Paris, den Flüchtling aus der Schlinge zu ziehen und seine Versetzung nach dem Süden Frankreichs zu bewirken. War er diesmal auch geborgen, so haftete doch der Makel auf ihm, und fortan blieb ihm, wie wir wissen, jedes weitere Aufrücken versagt.

In Toulouse, wohin ihn sein neuer Dienst rief, machte

er die Bekanntschaft Chlewaski's, eines gelehrten Polen, an den ein Theil seiner Briefe aus Italien gerichtet ist. Ganze Tage lang schlossen sich diese beiden Männer zu gemeinschaftlichen Studien ein; dann am Abend legt Courier sein Ballkleid an und stürzt sich in den Strudel der Vergnügungen. Er hatte nun doch endlich, nach wiederholten vergeblichen Versuchen, tanzen gelernt und tanzte nun mit Leidenschaft; ja er unternahm es sogar, Damen in seiner neuen Kunst zu unterrichten. Es war in den Jahren 1796 und 97, in jener Zeit, wo Frankreich, nach dem Sturze der Terroristen wieder aufathmend, der tollsten Lust sich hingab. Courier, der überhaupt die Weiber liebte, ohne je von ihnen sich fesseln zu lassen, warf sich eine Zeit lang in den Strudel. Eine der Tanzschülerinnen war mit dem Meister in ein zu nahes Verhältniß getreten; die Familie drohte Rache zu nehmen, und unser Professor des Tanzes mußte plötzlich an einem kalten Decembermorgen Toulouse den Rücken wenden.

Er begab sich nach la Véronique und Paris, von wo er im Frühling 1798 zur sogenannten englischen Armee nach der Bretagne abging. Nachdem er mit einem General seiner Waffe die Nordküste bereist hatte, nahm er auf kurze Zeit in Rennes seinen Aufenthalt und skizzirte sein Lob der Helena nach Isokrates.

Neue Befehle wiesen Courier nach Italien, das schon längst der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war. Er hatte, als er im December 98 dahin abging, Freund Chlewaski eine ganze Odyssee von Schilderungen in Briefen versprochen; »mes lettres vous pleuvront une page pour une ligne.« Allein Italien stellte sich nicht als das gelobte Land dar, welches unser Freund erwartet hatte; der Zustand der Unterdrückung, der Erniedrigung und des Elends, in welchem er die schöne Halbinsel fand, zerrissen sein Herz. »Sagen

Sie denen, die Rom sehen wollen — heißt es in einem seiner wenigen Briefe an Chlewaski vom 8ten Januar 1799 — daß sie nicht länger zögern; denn täglich schändet das Schwert des Soldaten seine Schönheit, täglich berauben es die Geierklauen französischer Agenten seines Schmucks. Wie viel Fremde strömten ehedem hier nicht von allen Enden der Welt zusammen! Jetzt bleibt nur noch, wem die Flucht versagt ist oder wer unter den Lumpen des verschmachtenden Volkes dem letzten Rest von Habe, welcher der Bedrückung und dem Raube entgangen ist, mit dem Dolch in der Hand nachspüren mag. Brod gehört nicht mehr zu den verkäuflichen Dingen; Jeder versteckt daheim, was er mit Lebensgefahr davon auftreiben kann. Sie kennen das Wort: panem et circenses. Die Römer missen heut zu Tage beides und noch weit mehr. Wer nicht Commissair oder General, wer nicht Bedienter oder Reverenzmacher bei diesen Herren ist, kriegt kein Ei zu Gesichte. Während die nothwendigsten Lebensmittel sämmtlich für die Einwohner der Stadt unerreichbar sind, halten mehre Franzosen, und zwar keiner von denen, die den höchsten Federbusch tragen (des plus huppés), offene Tafel für Jedermann. Wahrlich, wir nehmen treffliche Rache an der besiegten Welt! — Mit den Denkmälern Roms wird wenig besser verfahren, als mit dem Volke. Die Trajanssäule ist freilich noch ungefähr im alten Stande und unsere Spürer, für die nur Werth hat, was sich wegschleppen und verkaufen läßt, haben glücklicher Weise kein Auge auf sie. Auch sind die Basreliefs, womit sie geschmückt ist, außer dem Bereiche der Säbelhiebe; daher ich Hoffnung für ihre Erhaltung hege. Anders aber ist es mit den Sculpturen der Villa Borghese und der Villa Pamfili. Nicht ohne Thränen kann ich an einen allerliebsten Hermes denken, den ich unversehrt gekannt, ein Bübchen in einer Löwenhaut wie in einer Kapuze steckend, mit

der kleinen Keule auf den Schultern. Sie sehen, es war ein Cupido, der Herkules Waffen gestohlen, ein feines Stück von griechischer Hand, wenn ich nicht irre. Davon ist nur noch das Fußgestell übrig, an das ich mit Bleistift geschrieben habe: Lugete, Veneres Cupidinesque! Bei dem Anblick der umhergestreuten Stücke würden Mengs und Winkelmann sich zu Tode grämen, hätten sie das Unglück gehabt, dies Schauspiel zu erleben. — Alles was sich bei den Karthäusern vorfand, in der Villa Albani, bei Farnese, Onesti, im Museum Clementinum, auf dem Capitol, ist weggeschleppt, geplündert, verloren oder verkauft. Die Engländer haben ihr Theil davon, und französische Commissaire sind, als verdächtig wegen dieses Handels, hier festgenommen worden; doch wird das keine weiteren Folgen nach sich ziehen. Soldaten, welche in die Bibliothek des Vatican eingedrungen sind, haben unter andern Seltenheiten Bembo's berühmten Terenz zerstört. Die Venus der Villa Borghese ist durch Diomedes' Nachfolger an der Hand beschädigt worden, und ein Fuß des Hermaphroditen, immane nefas! ist zerschlagen!«

»Man urtheile von der Wirkung (sagt hier Carrel), den dieser Brief damals in gewissen Kreisen Frankreichs hervorgebracht haben würde, in welchen man sich die Mission auferlegt glaubte, die halb verlöschte Fackel des Geistes unter uns Franzosen wieder anzuzünden.«

Courier war Ende 1798 nach Rom gekommen, wenige Tage nach dem Rückzuge der neapolitanischen Armee. Das nahe Civita-Vecchia weigerte die Übergabe und hielt eine monatlange Blokade aus. Endlich, in den letzten Tagen des Februar 1799, wurde unser Hauptmann mit einigen Kanonen dahin beordert, um der Sache ein schnelles Ende zu machen. An Ort und Stelle angelangt, ritt er mit einem Dragoner-Officier und einem Trompeter vor die Mauer, um eine letzte

Aufforderung an die Widerspänstigen ergehen zu lassen. Eine kleine Strecke vor dem Thore bemerkte Courier, daß eine Rolle Goldstücke, die er in der Tasche trug, durchgebrochen und zur Erde geglitten war. Während er abstieg, um sie zu suchen, die Andern aber ihren Weg fortsetzten, vernahm er plötzlich das Krachen von Flintenschüssen — und siehe! der Trompeter kam allein zurückgesprengt, der Officier war vom Pferde geschossen worden. Dies Loos hätte wahrscheinlich auch Courier getroffen, ohne die Goldstücke oder die durchlöcherte Tasche. Indessen ergab sich Civita-Vecchia, nachdem vergeblich ein Sturm unternommen worden, am 10. März auf dem Wege der Unterhandlung, wobei Courier, der fertig italienisch sprach, die besten Dienste leistete.

Nach Rom zurückgekehrt, tauchte er sich von Neuem ins Alterthum und verbrachte Tag um Tag in der Bibliothek des Vatican. Während dessen zog sich die französische Armee nach der Eroberung Neapels unter Macdonald's Führung nordwärts. Ihre letzten Bataillone durchschritten Rom am 10. Mai, und nur gegen 6000 Mann blieben unter General Garnier zur Vertheidigung der neuen französischen Republik in der Stadt zurück. Diese Truppen hielten sich vier Monate lang gegen die vereinigten Anstrengungen der Insurgenten und der Neapolitaner. Endlich, als auch die Österreicher sie bedrohten, war ihre Stellung nicht mehr haltbar und es wurde das Übereinkommen getroffen, daß die Sechstausend zu Schiffe nach Marseille gebracht werden sollten. In dieser Absicht zogen sich die Franzosen am 29. September in die Engelsburg zurück und die Neapolitaner besetzten die Stadt. Courier, der mit zu jenen Truppen gehörte, vergaß über einem Abschiedsbesuche, den er dem Vatican abstattete, die zum Abmarsch festgesetzte Stunde: und als er Abends ausging, war er der einzige Franzose in der Stadt. Beim Schein eines

Madonnalämpchens erkannte man den Fremdling; sogleich erscholl der Ruf: Jakobiner! Eine Kugel ward auf ihn abgeschossen und tödtete, von der Mauer zurückprallend, eine vor ihm hergehende Frau. Ihr Geschrei lenkte die Verfolger auf einen Augenblick von ihm ab; es gelang ihm, sein nahes Quartier zu erreichen, von wo ihn sein Wirth Chiaramonte, ein alter Edelmann, der ihn liebte, am folgenden Morgen in seinem Wagen zu den Kriegsgefährten brachte.

Am 27. October langten diese auf englischen Schiffen glücklich im Hafen von Marseille an. Courier begab sich sogleich nach Paris, um seine zerstörte Gesundheit wieder herzustellen. Von Straßenräubern völlig ausgeplündert, langte er in der Hauptstadt an. Er warf Blut aus, ein Übel, an dem er öfters litt, und Bosquillon, sein Arzt, der ihm um so besser zusagte, da er zugleich alte Sprachen und Philosophie der Griechen docirte, bannte ihn vier Monate lang ins Zimmer. Wiederhergestellt und bei der Artillerie in Paris beschäftigt, übersetzte er in seinen Mußestunden Cicero's Reden gegen Antonius. Ein neuer Krankheitsanfall im Frühling 1801 gewährte ihm neuen Urlaub, den er zu einem Besuche in la Véronique benutzte. Während seiner Anwesenheit starb seine Mutter.

Sein erneuerter Aufenthalt in Paris verschaffte ihm die Bekanntschaft und Freundschaft ausgezeichneter Gelehrten, eines Akerblad, Millin, Clavier, Sainte-Croix, Boissonade, die fortan in Briefwechsel mit ihm treten. Neben ihnen begegnen wir in seiner Correspondenz den Gelehrten Schweighäuser, Korai, Villoison, Raoul-Rochette, Lamberti, Bosquillon in Paris; Sylvestre de Sacy, d'Agincourt, Millingen, Frau Marianna Dionigi, Wilhelm von Humboldt (damals preußischer Gesandter) in Rom und Anderen. Von den kleinen Arbeiten, welche in den Jahren 1800—1802 in Paris und la

Véronique, wo Courier zugleich für die Bewirthschaftung seines Gutes Sorge trug, entstanden, nenne ich noch: Lob der Helena (zweite Bearbeitung III. 384—407), Reise des Menelaus nach Troja, um Helena zurückzubegehren (IV. 383—405), eine unvollendete Erzählung von Courier's Erfindung, worin er mit dem Verfasser des Telemach wetteiferte, jedoch ohne einen didaktischen Zweck im Auge zu haben; endlich, in Millin's Magasin encyclopédique, einen Artikel über Schweighäusers Athenäus, nach Carrel die tüchtigste und zugleich eleganteste Kritik, welche in dem Magazin erschienen. Das Lob der Helena übersetzte er zunächst für eine geistvolle Dame von ausgezeichneter Bildung, die sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat, für die damalige Frau Constantia Pipelet aus Nantes. Obgleich aus einem adeligen Geschlechte in der Picardie stammend, hatte sie den Wundarzt Pipelet geheirathet, der sie nach Paris brachte. Im Jahre 1803 vermählte sie sich in zweiter Ehe mit dem Fürsten von Salm-Dyk, unter dessen Namen ihre Schriften bekannt geworden.

Im Oktober 1803 erhielt Courier, nachdem er auf ein halbes Jahr nach Straßburg beordert worden war, auf Verwendung der Generale Düroc und Marmont die Bestimmung, zu einem Regimente reitender Artillerie zu stoßen, das zu Piacenza unter den Obristen d'Anthouard stand. Doch verzögerte sich seine Abreise nach dem geliebten Lande, das wiederum in französische Hand gefallen war, und erst im März 1804 langt er in Piacenza an. Damals bereitete Bonaparte den Übergang der Republik, die längst nur noch dem Namen nach bestand, ins Kaiserreich vor. Dabei wollte er den Schein gewinnen, als ob ihn der Wille der Nation auf den Thron beriefe, und sogar die Regimenter, die unfreisten aller seiner Unterthanen, erhielten Befehl, ihre Meinung über den Wech-

sel der Regierungsform auszusprechen. Hören wir, was Courier über den Auftritt bei Anthouard's Regiment im Monat Mai an einen Kriegsgefährten berichtet. Ich theile den Brief, der in der That ein Stück Geschichte ist, im Originale mit, um nicht durch eine Übersetzung die Farben zu verwischen:

Nous venons de faire un empereur, et pour ma part je n'y ai pas nui. Voici l'histoire. Ce matin, d'Anthouard nous assemble et nous dit de quoi il s'agissait, mais bonnement, sans préambule ni péroraison. Un empereur ou la république, lequel est le plus de votre goût? comme on dit: rôti ou bouilli, potage ou soupe, que voulez-vous? Pas le mot. Personne n'ouvre la bouche. Ce la dura un quart d'heure ou plus, et devenait embarrassant pour d'Anthouard et pour tout le monde, quand Maire, un jeune homme, un lieutenant, que tu as pu voir, se lève et dit: S'il veut être empereur, qu'il le soit; mais, pour en dire mon avis, je ne le trouve pas bon du tout. Expliquez-vous, dit le colonel, voulez-vous, ne voulez-vous pas? Je ne le veux pas, répond Maire. A la bonne heure. Nouveau silence. On recommence à s'observer les uns les autres comme des gens qui se voient pour la première fois. Nous y serions encore si je n'eusse pris parole. Messieurs, dis-je, il me semble, sauf correction, que ceci ne nous regarde pas. La nation veut un empereur, est-ce à nous d'en délibérer? Ce raisonnement parut si fort, si lumineux, si ad rem . . . que veux-tu, j'entraînai l'assemblée. Jamais orateur n'eut un succès si complet. On se lève, on signe, on s'en va jouer au billard. Maire me disait: Ma foi, commandant, vous parlez comme Cicéron; mais pourquoi voulez-vous donc tant qu'il soit empereur, je vous prie? »Pour en finir et faire notre partie de billard. Fallait-il rester là tout le jour? Pourquoi ne voulez-vous pas?« Je ne sais, me dit-il, mais je le croyais fait pour quelque chose de mieux. — Voilà propos de lieutenant, que je ne trouve point tant sot. En effet, que signifie, dis-moi . . ., un homme comme lui, Bonaparte, soldat, chef d'armée, le

premier capitaine du monde, vouloir qu'on l'appelle Majesté! Etre Bonaparte et se faire Sire! Il aspire à descendre: mais non, il croit monter en s'égalant aux rois. Il aime mieux un titre qu'un nom. Pauvre homme, ses idées sont au-dessous de sa fortune. Je m'en doutai quand je le vis donner sa petite soeur *) à Borghèse, et croire que Borghèse lui faisait trop d'honneur.

La sensation est faible. On ne sait pas bien encore ce que cela veut dire. On ne s'en soucie guère, et nous en parlons peu. Mais les Italiens, tu connais Mandelli, l'hôte de Demandelle: Questi son salti! questi son voli! un alfiere, un caprajo di Corsica che balza imperadore! Poffariddio, che cosa! sicchè dunque, commandante, per quel che vedo un Corso ha castrato i Francesi. **)

Voilà nos nouvelles. Mande-moi celles du pays où tu es, et comment la farce s'est jouée chez vous. A peu près de même, sans doute:

Chacun baise en tremblant la main, qui nous enchaine. ***)
Avec la permission du poète cela est faux. On ne tremble point. On veut de l'argent, et on ne baise que la main qui paie.

Ce César l'entendait bien mieux, et aussi c'était un autre homme. Il ne prit point de titres usés, mais il fit de son nom même un titre supérieur à celui de roi. ****)

Man sieht, unser Grieche hat bis jetzt noch kein Verhältniß zu seiner Zeit und seiner Nation. Napoleons Thronbesteigung erscheint ihm nicht sowohl als Usurpation, als Mord

---

*) Marie Pauline.

**) Das sind Sprünge! das sind Flüge! Ein Fähnrich, ein Ziegenhirt von Corsica, der emporschnellt als Kaiser! O Herrgott, ists möglich! So hat denn, wie ich sehe, Commandant, ein Corse die Franzosen castrirt.

***) Der Vers steht in Voltaire's Tod Cäsars Act II. Sc. 2.

****) III. 51.

an der Freiheit, dem mit dem finstern Hasse eines Brutus zu begegnen wäre; sie erscheint ihm noch viel weniger als eine nothwendige Phase in der Entwicklung der Geschichte Frankreichs vom Fürsten- und Volksdespotismus zum constitutionellen Königthume. Die Weltmission, als deren bewußter und unbewußter Träger Napoleon erscheint, wird von Courier auch nicht von fern geahnet; das neue Cäsarenthum ist in seinen Augen nichts als ein Possenspiel, das er mit der scharfen Lauge seines Spottes übergießt, um ihm dann in verächtlicher Gleichgiltigkeit den Rücken zu wenden. »Einen vernünftigen Mann,« sagte er in einem späteren Briefe an Clavier (III. 67), »können die jetzigen Welthändel nicht kümmern. C'est sottise de méditer sur ce qui dépend des digestions de Bonaparte (wie er den Kaiser noch immer nennt). Wie dem Oberherrn, so verhält er sich auch der Nation gegenüber. »Ein Volk, das aus sich machen läßt, was man will,« schreibt er an Villoison (III. 65), »ist schlimmer als Wachs. — Aristophanes hätte ein Wort dafür. Sie freilich werden dem Umschwung der Dinge Ihre Achtung zollen; ich bin in vollständiger Verachtung dieser Dinge auferzogen worden; mein Vater trägt die Schuld daran.«

Daß nicht allein bei unserer deutschen Büreaukratie Vielschreiberei an der Ordnung ist, sondern daß sie sogar eine Plage des napoleonschen Militairs war, erfahren wir gelegentlich in komischer Übertreibung aus demselben Schreiben. »Sie verlangen Briefe von mir,« sagt er, »weil wir Soldaten doch nur wenig schreiben. O, ihr Gelehrten, ihr wißt nicht, was ihr sagt! Erfahren Sie, daß Mancher von uns mehr schreibt, als das ganze Institut; daß täglich von den Armeen hundert dreispännige Wagen abgehen, von denen jeder mehre Cent-

ner runde Schrift und Mittelschrift *) schleppen, angefertigt von Leuten in Uniform, von Tabacksschmauchern und Säbelschleppern; daß ich allein, der ich nichts bedeute und nichts beschaffe, hier, dies Jahr hindurch, unter mehr Schriften meinen Namen gesetzt habe, als Sie Ihr ganzes Leben lang lesen; und merken Sie wohl, daß alle Abhandlungen und Geschichten eurer Akademien, seit ihrer Gründung zusammengebunden, nicht den vierten Theil von dem ausmachen, was der Minister jede Woche regelmäßig von uns empfängt. Gehen Sie zu ihm und Sie werden Gallerien, Sie werden weite, hohe Gebäude sehen, mit unserer Schreiberei vom Keller bis zum Dache angefüllt, ja überfüllt; Sie werden dort Generale sehen, deren Lebensaufgabe darin besteht, ihren Namen zu zeichnen, einen Schnörkel zu ziehen; dintenbefleckte, verstaubte Officiere, welche den Empfang von Briefen notiren, zu beantwortende und beantwortete Briefe mit Randglossen ausstaffiren. Regulaire Truppen von Schreibern befördern Pakete auf Pakete und bieten von allen Seiten unseren Generalstäben die Spitze, welche sie ihrerseits mit gleicher Wuth attakiren. Sehen Sie, das sind Ihre schreibfaulen Officiere. O, mein Herr, wie leicht wäre es, wenn man Sie demüthigen wollte, Ihnen darzuthun, daß unter allen Staatsinstituten heut zu Tage die Akademien am Wenigsten schreiben, und daß die Leute vom Degen die meiste Arbeit mit der Feder thun.«

Übrigens erhielt Courier zu Piacenza aus der Hand

*) **Ecriture ronde et bâtarde.** Die Franzosen unterscheiden zwischen **écriture ronde** (runder, ziemlich geradestehender Schrift), **écriture coulée** (schiefliegender spitzer, sogenannter englischer Schr.) und **écriture bâtarde** (eigentlich Bastardschrift, die zwischen den erstgenannten in der Mitte steht: rund-schiefliegende Schr.).

des Marschalls Jourdan den Orden der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, die ihn eben nicht loyaler machte.

Auch in die Sittengeschichte der französischen Armee lassen uns diese Briefe merkwürdige Blicke thun. So schreibt er an einen Quartiermeister im October 1805 aus Barletta im Neapolitanischen, wohin er im Sommer 1804 über Parma, Modena, Reggio, Bologna, Sinigaglia und Ancona gegangen war, nachdem er Monate lang in diesen Städten, zum Theil in wissenschaftlicher Beschäftigung, verweilt hatte (III. 71): »Mein lieber Costolier, da Sie für mein Pferd sorgen, sorg' ich hier für Ihre Maitresse. Nachdem Sie fort waren, kam der Befehl, daß alle Frauenzimmer die Armee verlassen und sich auf und davon machen sollten, so gut sie könnten. Der General will keine mehr; er schickt seine eigne fort. Hundert und funfzig haben sich auf ziemlich schlechten Fahrzeugen nach Bari eingeschifft; der Henker weiß, was aus ihnen werden soll. Ich hab' es einzurichten gewußt, daß Ihr Julchen als Marketenderin zurückbleibt« 2c. — Ein mit bestem Humor erzähltes leichtfertiges Verhältniß, das Courier selber vorübergehend unterhielt, lernen wir aus einem andern Briefe (III. 73) kennen. Im November, nachdem ihn der Kriegsbesen wieder nach Norditalien gekehrt hat, schreibt er nämlich aus Bologna an einen Kriegsgefährten Folgendes: »Unser Marsch geht auf Ferrara. Der General (der Artillerie) Salvat hat in Ancona eine verirrte Venetianerin in Beschlag genommen, oder vielmehr, sie hält ihn gefangen und führt ihn bei der Nase herum. Sie speist mit uns. Ich bin der Einzige, der mit ihr sprechen kann; die Andern verstehen keine drei Worte Italienisch. Was soll ich Dir von den Gesprächen, die wir beide pflegen, erzählen, von den spropositi, den Dummheiten, die sich immer weiter spinnen oder mit

risate sbudellate sgangherate *) zu Ende gehn? Es ist unmöglich, eine so gute Haut von einem Mädchen, ein so lustig tolles Geschöpf, ein so gutmüthiges Ding zu sehen. Ihr Venetianisch ist zum Entzücken. Salvat ist uns unbequem; er versteht kein Wort und will Alles erklärt haben. Aber die Erklärungen sind köstlich! Wir erfinden Tausenderlei, um ihn auf die falsche Fährte zu bringen, Spitznamen . . . Er, Salvat, heißt stantarello (Herr Kümmerlich); seinen Secretair hat sie fala nanna (Eiopopeio) getauft; das ist für ihn bezeichnend. Den Adjudanten heißt sie madame cocola, das ist der Name der Haushälterin des Generals ꝛc. Ich fürchte nur, der Spaß wird nicht lange dauern, denn man sagt, daß unser Treiben Saint-Cyr durchaus nicht gefällt und daß er den Aufzug der Prinzessin (wahrscheinlich die Venetianerin), die Pferde und den Wagen sehr übel vermerkt hat.«

Auch an lebendigen Schlachtbildern fehlt es nicht. Im Frühjahr 1806 schreibt er von Morano in Calabrien an seinen Freund M. in Neapel von einem Treffen, in welchem General Reynier (dessen Regimente Courier damals zugetheilt war) die Neapolitaner bei Campo-Tenese aufs Haupt geschlagen hatte **) (III. 81): »Eine Schlacht, meine Freunde, eine Schlacht! Ich habe wenig Lust, sie euch zu erzählen; aber der General Reynier verlangt, vom Pferde steigend, sein Tintenfaß. Er vergißt, daß wir Hungers sterben. Da sitzen sie denn alle und werfen die heutige Historie aufs Papier;

*) Eingeweide-herausquetschendes, Glieder-verrenkendes Gelächter.

**) Nach dem Siege bei Austerlitz beauftragte Napoleon den Marschall Massena, den König von Neapel wegen Verletzung der Neutralität zu züchtigen; Saint-Cyr rückte in Apulien ein, Reynier drang gerade auf Neapel vor, das den 17. Febr. besetzt ward: worauf Letzterer weiter nach Calabrien marschirte und das Treffen bei Campo-Tenese lieferte.

ich thue desgleichen, voller Ingrimm. Denkt euch, meine lieben Freunde, die ihr da drüben eure Bequemlichkeit, guten Tisch, gutes Lager und alles Andere habt, denkt euch einen armen Teufel, der nicht etwa naß, sondern durchnäßt, durchweicht und bis auf die Knochen getränkt ist durch einen zwölfstündigen ununterbrochenen Regen, einen Schwamm denkt euch, der in acht Tagen nicht trocken wird, zu Roß seit Morgengrauen und jetzt noch nüchtern, fast ganz nüchtern bei Sonnenuntergang: das ist der traurige Verfasser dieser Zeilen, die euch rühren werden, wenn anders Mitleiden in eurem Herzen wohnt. Trinkt und klingt an auf sein Wohl, Kameraden, den Wanst nach dem Tisch, den Rücken zum Feuer gekehrt! Die Zapolitaner *) thaten, als wollten sie sich schlagen, aber der Gedanke ist ihnen bald vergangen. Sie sind auf und davon und lassen uns ihre Kanonen hier, sammt 1200 bis 1500 Todten. Sie laufen und wir laufen morgen hinter ihnen her, sehr wider meinen Willen. — — Eine tüchtige Kartätschenladung ist Remacle mitten durch den Leib gegangen. Er findet die Sache doch nicht ganz so komisch, wie er meinte. Du weißt, sonst fragte er nach dem Sterben so wenig wie nach . . . Aber nein, es ärgert ihn. Er ruft nach seiner Mutter und der Heimath. — — Man plündert tüchtig in der Stadt und massacrirt ein wenig. Ich würde auch plündern, wahrhaftig, wenn ich wüßte, wo Essen zu haben wäre. Ich komme wieder auf dies Thema zurück, aber ganz hoffnungslos. Die Schreiberei dauert fort; sie können kein Ende finden. Major Stroltz ist wenigstens darauf bedacht, Feuer zu machen. Wenn es ihm gelingt, lass' ich Dich im Stiche. — — Wir sitzen in einem geplünderten Hause; zwei nackte Leichen vor der Thür; auf der Treppe

*) Zapolitani, spottweise Benennung der Neapolitaner in Italien.

ein Geschöpf, das ungefähr auch wie ein Todter aussieht. In der Stube bei uns ein schreiendes Weib, das geschändet ist, wie sie sagt, aber nicht daran sterben wird. Wohl gemerkt, das ist das Cabinet des General Reynier. Des Nachbars Haus in Flammen, in diesem kein Stück Möbel, kein Bissen Brod. Dieser Gedanke quält mich. Zum Henker! schreibe wer will; ich gehe und helfe Stroltz. Adieu.«

Nach dem Kampfe bei Campo-Tenese setzte Reynier seine Verfolgung fort, ohne ferner Widerstand zu finden; von der ganzen neapolitanischen Armee entkamen nur Zweitausend nach Sicilien. Joseph Bonaparte, der das Obercommando führte, erhielt daher von seinem kaiserlichen Bruder den Befehl, den Titel: König beider Sicilien anzunehmen, und wurde in dieser Eigenschaft zu Reggio in Calabrien, im Angesichte Siciliens, das noch in Ferdinands Händen war, empfangen. Von Reggio aus schrieb Courier im April 1806 einen Brief an eine pariser Dame (III. 85), der hier ebenfalls eine Stelle finden möge:

»Wenn Sie meiner, des geringsten Ihrer Diener, irgend noch gedenken, werthe Frau, so wird es Ihnen wohl nicht leid sein, zu vernehmen, daß ich mit heiler Haut in Reggio sitze, im Zipfel Italiens, weiter als je von Paris und von Ihnen, werthe Frau. Seit einem halben Jahre trag' ich mich mit dem Gedanken Ihnen zu schreiben; wenn es dennoch nicht geschehen, trägt nicht Mangel an Stoff, wohl aber an Zeit und Ruhe die Schuld. Denn wir triumphiren im vollen Laufe und haben erst hier Halt gemacht, wo der Boden zu Ende gegangen. Das heiß' ich mir ein Königreich spielend erobern, und Sie dürfen schon mit uns zufrieden sein. Aber ich, ich bin nicht zufrieden. Ganz Italien gilt mir nichts, wenn ich Sicilien nicht dazuschlage. Ich sage das in meiner Eigenschaft als Eroberer; denn, im Vertrauen, ich frage

wenig darnach, ob Sicilien an Joseph oder Ferdinand steuert. Darüber könnt' ich mich leicht vertragen, dürft' ich es nur nach Herzenslust durchstreifen. Aber so nahe zu stehen und doch nicht den Fuß hinein zu setzen, ist es nicht zum Rasendwerden? Wir sehen es in der That, wie Sie von den Tuilerien aus den Faubourg Saint-Germain; die Meerenge ist wahrhaftig kaum breiter (als die Seine), und doch setzt uns die Überfahrt in Verlegenheit. Sollten Sie es wohl glauben? Wenn wir nur Wind brauchten, machten wir es wie Agamemnon; wir opferten ein Mädchen. Gott sei Dank, wir haben deren mehr als genug. Aber kein einziges Boot; das sperrt uns den Weg. Es werden Schiffe kommen, sagt man. So lang ich diese Hoffnung hege, wend' ich den Blick niemals zurück nach der Gegend, wo Sie wohnen, obschon sie mir wohlgefällt. Ich will Proserpinas Vaterland sehen, ich will ein wenig ausforschen, warum der Teufel seine Frau aus diesem Lande geholt.«

»Gleichwohl ist das Königreich, das wir weggenommen, nicht zu verachten; ich versichere Sie, es ist die hübschеste Eroberung, die man im Spazierengehen machen kann. Ich bewundere ganz besonders die Artigkeit derer, die es uns überlassen. Wär' es ihnen in den Sinn gekommen, es zu vertheidigen, wir hätten es hübsch liegen lassen; wir waren nicht gekommen, um Jemandem Gewalt anzuthun. Da ist ein Commandant von Gaëta, der seine Veste nicht übergeben will. Gut, er behalte sie. Hätte es Capua eben so gemacht, wir ständen noch vor dem Thor, ohne Brod und Kanonen. Ich muß gestehen, daß Europa gegenwärtig sehr höflich mit uns verfährt. Die Truppen in Deutschland brachten uns, voll himmlischer Güte, ihre Waffen, die Gouverneure ihre Schlüssel entgegen. Das ermuthigt den Eroberer in seinem Geschäft; ohne das dankte man dafür.«

»So viel ist gewiß, daß wir tief unten im Stiefel stecken, im schönsten Lande von der Welt, und zwar in guter Ruh', wären nicht Fieber und Aufstände. Denn dies Volk ist unverschämt; Schurken von Bauern binden mit den Siegern Europa's an. Bekommen sie uns zu fassen, so verbrennen sie uns mit Gemüthsruhe. Man fragt wenig darnach; um so schlimmer für den, der sich fangen läßt. Jeder hofft mit seinem vollen Bagagewagen oder seinen bepackten Maulthieren durchzuschlüpfen; alles Übrige gilt ihm gleich.«

»Was die Schönheit des Landes angeht, so bieten die Städte nichts Merkwürdiges, für mich wenigstens; aber das Land — wie sollte ich Ihnen eine Vorstellung davon geben? Es gleicht in nichts dem, was Sie gesehen haben. Ohne von Orangenhainen und Citronenhecken zu sprechen, wie viel andere fremde Bäume und Pflanzen, welche die Kraft des Bodens in Menge hervorruft, oder auch die nämlichen, wie bei uns, nur größer und entwickelter, geben der Landschaft ein ganz anderes Aussehen. Beim Anblick dieser Felsen, überall mit Myrten und Aloen umkränzt, und dieser Palmen in den Thälern, glauben Sie an den Ufern des Ganges oder am Nil zu sein. Es fehlen nur die Pyramiden und Elephanten; aber die Büffel bieten Ersatz und nehmen sich trefflich aus mitten unter den afrikanischen Gewächsen und den Einwohnern, deren Farbe einer anderen Welt angehört. Außerhalb der Städte sieht man freilich wenig Einwohner mehr; so sind die schönsten Landschaften verlassen, und der Gedanke drängt sich auf, was aus ihnen werden könnte, wenn fleißige, fröhliche Bauern all diese Bilder belebten.«

»Wollen Sie eine Skizze der Scenen, die jetzt hier vorgehen, werthe Frau? Denken Sie sich in dem Hange eines Hügels, die Felsen entlang, welche in der oben beschriebenen Weise geschmückt sind, einen Zug von etwa hundert unserer

Leute in voller Unordnung. Sie marschiren ganz unbekümmert ins Blaue hinein. Wozu auch Vorsicht und Hut? Seit acht Tagen sind ja keine Truppen mehr in dieser Gegend niedergemacht worden. Am Fuß der Höhe fließt ein reißender Strom, den sie überschreiten müssen, um zur andern Steige zu gelangen. Ein Theil des Zuges ist schon im Wasser, die Andern diesseits und jenseits. Plötzlich tauchen hier und dort tausend Bauern und Banditen auf, losgelassene Züchtlinge, Soldaten, die von der Fahne gelaufen, angeführt von einem Kaplan, wohlbewaffnet, gute Schützen. Sie geben Feuer auf die Unsern, bevor sie gesehen werden; die Officiere fallen zuerst; die Glücklichsten sterben gleich zur Stelle; die Andern dienen ihren Henkern einige Tage lang zum Spielwerk.

»Indessen läßt der General, Oberst oder Chef — einerlei von welchem Grade — welcher die Truppe abgeschickt hat, ohne weiter an etwas zu denken, ohne zu wissen, ob die Pässe frei sind, es die benachbarten Dörfer entgelten, sobald er die Niederlage erfahren; er schickt einen Adjudanten mit fünfhundert Mann dahin ab. Sie plündern, schänden, morden, und was entrinnt, schlägt sich zur Bande des Kaplans.«

»Fragen Sie nun noch weiter, werthe Frau, womit sich der Befehlshaber in seinem Cantonnement beschäftigt? Wenn er jung ist, geht er den Mädchen nach; wenn alt, so spickt er seinen Beutel. Oft hält er sich an Beides; die Menschen gehen nur deshalb in den Krieg. Aber bald packt das Fieber die Jungen so gut wie die Alten. In drei Tagen geht er drauf zwischen seinen Mädchen und Geldsäcken. Einige freuen sich darüber; Niemandem macht es Kummer. Jedermann vergißt ihn in kurzer Zeit, und sein Nachfolger treibt es wie er.«

»In Ihrem Paris fragt man wenig darnach, ob wir

uns hier todtschlagen; dort hat man andere Geschäfte: der Geldcours, das Fallen und Steigen, die Bankbrüche, das Hasardspiel. Wahrhaftig, Ihr Paris ist auch ein Räubernest, und ihr seid nicht viel mehr werth, als wir. Man soll den Menschen nicht gänzlich verabscheuen, ob er's gleich verdient; aber wenn man eine Arche für wenige Leute, wie Sie, werthe Frau, bauen könnte, und alle Andern noch einmal ins Wasser werfen: es wär' ein gutes Werk. Ich bliebe sicher außen, aber Sie reichten mir die Hand oder vielmehr den Zipfel Ihres Shawls (heißt das Wort nicht so?)« . .

General Reynier, welcher die Sicilien gegenüberliegende Küste in Vertheidigungszustand setzen wollte, hatte von König Joseph die Erlaubniß erwirkt, das nöthige Geschütz aus Tarent zu ziehen. Courier erhielt den eben so wichtigen als gefährlichen Auftrag, dies ins Werk zu setzen; er schiffte sich in Crotana mit einem Hauptmann und vier Kanonieren auf einer Barke, die Orangen nach Tarent geladen hatte, ein. Bei einbrechender Nacht erhob sich ein furchtbarer Sturm; die Orangen wurden ins Meer geworfen; der Schiffspatron und seine Knechte weinten und flehten zur Madonna, während die Seekrankheit die Franzosen gegen die Gefahr gleichgiltig machte. Endlich, gegen Tagesanbruch, trieb sie der Wind bei Gallipoli an die Küste, zwanzig Lieues östlich von Tarent, wohin sie sich zu Lande begaben. Dort ging Courier sofort an seine Aufgabe, als durch die Erscheinung des neuen Königs Alles ins Stocken gerieth. »Jetzt war nur noch die Rede davon« (schreibt er im Mai 1806 an General Dülouloy, III., 91), »der Majestät die Hand zu küssen, und da diejenigen, welche sie geküßt hatten, sie wiederum küssen wollten, so konnte ich bald keinen Beamten, keinen Stadt-, Hafen- oder Arsenalarbeiter mehr, während des ganzen Aufenthalts des Königs in Tarent, aus seinem Vorzimmer oder

von seiner Treppe loseisen. Eine vortreffliche Anwendung des Zepters wär' es gewesen, all diesen Pfotenleckern (à tous ces friands du leccazampa) die Nase damit zu zerschlagen« u. s. w.

Hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, eifert Courier gegen die höfische Natur der Menschen. »Wir sind Bedientenpack von Haus aus (nous naissons valetaille),« sagt er weiter unten (III., 106). »Ein Jeder will, wenn nicht Herr, doch Favoritsclave sein. Wenn nur drei Menschen auf der Welt wären, sie würden sich zusammenthun. Einer würde dem Andern den Hof machen und ihn gnädiger Herr nennen, und diese beiden würden den Dritten zwingen, für sie zu arbeiten; denn darauf ist es abgesehen.«

Daß Courier nicht versäumt, Tarents klassischen Boden mit dem Auge des Gelehrten zu betrachten — wie er denn allerwärts Italien »à la faveur de son harnais« durchforscht — erfahren wir aus einem ausführlichen interessanten Briefe an den polnischen Freund (III., 95—100), den hier mitzutheilen zu weit führen würde. Er war nun endlich so weit gelangt, daß er mehre Fahrzeuge, mit Geschütz beladen, nach Crotona hatte befördern können; die letzte Sendung, zwölf Kanonen mit Zubehör, begleitete er selber mit dem Hauptmann und zwei Kanonieren. Sie waren mit einem Polaker *) in der Nacht vom 10. zum 11. Juni abgegangen und wurden, als der Tag erschien, von einer weit schneller segelnden englischen Brigg verfolgt. Da keine Hoffnung war, die Ladung zu retten, befahl Courier dem Kapitain, sein Schiff in den Grund zu bohren. Alle warfen sich in das Boot:

*) Ein auf dem mittelländischen Meere gebräuchliches Lastschiff mit drei Masten, das auch rudern kann, um bei eintretender Windstille den Seeräubern zu entgehen.

aber ehe dies noch das Land erreicht hatte, war, da der Kapitain seine Maßregeln schlecht getroffen, der Polaker mit den Kanonen in den Händen der Engländer. Das Boot hatte an der Mündung des Crati, in der Nähe des alten Sybaris, gelandet. Die vier Franzosen wandten sich nach dem Städtchen Corigliano, das in der Ferne auf einem Hügel erscheint. Allein bevor sie dahin gelangten, wurden sie von einer Bande Calabresen überfallen, die ihnen Waffen, Geld, ja die Kleider nahmen und zuletzt sich anschickten, sie niederzuschießen. Einer der Kanoniere brach in Thränen aus und steigerte durch die Furcht, die er zeigte, die dringende Gefahr. »Wie, Du bist ein französischer Soldat und fürchtest Dich zu sterben?« rief ihm Courier mit lauter Stimme zu. Glücklicher Weise kam der Syndicus von Corigliano mit einigen Männern herbei. Da ihm die Räuber überlegen waren, stellte er sich noch ergrimmter als sie. »Kameraden,« sagte er zu ihnen, »führen wir diese Schurken nach der Stadt, damit das Volk sich an ihrem Tode weide und seine Rache an ihnen auslasse.« Durch diese List bewirkte er die Auslieferung der Gefangenen, die er dann in den Kerker brachte und in der folgenden Nacht auf Umwegen nach Cosenza geleiten ließ, wo sich eine französische Garnison befand. Von dort nahm Courier seinen Weg nach Monte-Leone ins Hauptquartier des Generals Reynier. Auf halbem Wege dahin, bei Nicastro, wurde er am 4. Juli abermals von Räubern angefallen, wobei er drei Mann von seiner Escorte, sammt der von einem Kameraden zu Monte-Leone ihm geliehenen Garderobe, einbüßte.

Bald darauf wurde Reynier, während Courier abermals in Tarent verweilte, von einem englischen Corps, das im Golfe Sant' Eufemia gelandet war, geschlagen. Die Höflingsnaturen unter seinen Officieren wandten sich von dem unglücklichen Führer ab; Courier, der ihn jetzt umgänglicher

findet, tritt im Gegentheil ihm näher. In einem Briefe an einen Kriegskameraden hebt er, wie auch sonst, hervor; daß viele Officiere bloß darum ihren Weg machen, weil sie zu schmeicheln verstehen. »Oberst G.,« sagt er, »wird weit gehen, ohne seine Haut zu Markt zu tragen, denn er ist ein guter Diener. Wie viel Hasenfüße,« *) ruft er bei dieser Gelegenheit aus, »werden Cäsar gleich geachtet — ohne von Cäsar Berthier zu sprechen« **).

Indessen sehnte sich Courier, wie man denken mag, aus der Wildniß Calabriens nach Neapel, das ihm Muße und reiche Geistesnahrung geboten hätte. Er bittet General Dulauloy um Verwendung und sucht ihn mit dem Vorschlage zu ködern, sein (Courier's) Mädchen — un des plus beaux objets, qui soient sortis des mains de la nature — mit dessen »Madame,« die ja auch nicht übel sein solle, zu vertauschen, da der Herr General, wie er wisse, den Wechsel liebe (III., 112–113). Man sieht, die Weiber spielen bei diesen Officieren ganz die Rolle der Sclavinnen bei den Homerischen Helden.

Bald darauf sehen wir Courier mit der Bekämpfung der calabresischen Insurgenten in der Umgegend von Cosenza beschäftigt und am 18. August eine Bande auseinandersprengen. »Ihr sagt (schreibt er drei Tage später an Freund M. aus Scigliano, III., 114), daß wir hier nichts schaffen. Wir

*) Laridons. Zum vollen Verständniß dieser Stelle sehe man Lafontaine's Fabel: l'Education (Buch VIII. Nummer 24) nach.

**) Einen Bruder des Fürsten von Neufchatel. Nach einer Anekdote, die Mager in seiner Geschichte der französischen Nationalliteratur mittheilt, vertilgte einst Courier nach einem hitzigen Gefechte, in welchem Cäsar Berthier „sich nicht als Römer gezeigt hatte“, mit seinem Säbel diesen Vornamen auf einem Packwagen desselben. „Sage deinem Herrn,“ rief er dem Wagenführer zu, „er möge sich Berthier nennen, so lang es ihm gefällt: aber nicht mehr Cäsar, das verbiete ich ihm.“

haben in San Giovanni a Fiore einen Kapuziner aufgeknüpft und zwanzig arme Teufel dazu, die ehe das Aussehen von Köhlern, als von etwas Anderem hatten. Der Kapuziner war ein Mann von Verstand. Reynier sagte zu ihm: Du hast gegen uns gepredigt. Er vertheidigte sich, und was er sagte, hatte Hand und Fuß. Da er uns hatte abziehen sehen als Leute, die nicht wiederkommen sollten, hatte er für die gepredigt, denen wir das Feld räumten. Konnte er anders? Aber wenn wir die Leute anhörten, würden wir ja Niemand aufzuhängen haben. — Hier (in Scigliano) haben wir nur einen Vater und seinen Sohn, die man schlafend in einem Graben traf, aufhängen können. Der gnädige Herr (Massena) wird entschuldigen; mehr hat sich nicht vorgefunden. Keine Seele in der Stadt; Alles macht sich aus dem Staube; in den Häusern zurückgeblieben sind nur die Katzen.«

»Wir stoßen hier und da auf Banden, die nicht einmal die Berggipfel zu halten wagen. Am Keckften waren sie zu Cosenza, wohin sie der Engländer *) führte. Er zog mit ihnen bis vors Thor, das nach Scigliano geht, und sie blieben hier die ganze Nacht, ohne daß Jemand drinnen Argwohn hatte. Wären sie geradezu eingedrungen (Thorwachen — daran denken wir nicht), sie hätten den Herrn Marschall mit der Frau des Majors im Bette getroffen. Der Engländer wurde hier getödtet. Als wir Andern von Cosenza bei Tagesanbruch durch jenes Thor rückten, fanden wir sie dort in den Weinbergen. Er war uns entgegengezogen, doch ließ ihn seine Canaille in Stich. Umzingelt, warf er seinen Degen hin und rief: Gefangener! Aber man tödtete ihn. Das brachte mich auf; ich hätte ihm gern die gute Behandlung vergolten, die ich von seinen Landsleuten erfahren. Er war ein schöner Mann, prächtig ausgerüstet; im Nu ward er ausgeplündert. Er hatte viel Gold bei sich.«

*) Ein Bandenchef.

Wir marschiren auf Mantua; freilich weiß ich nicht, wie wir hineinkommen sollen, wenn das Thor verschlossen ist. Verdier hat, glaub' ich, ein paar Kanonen, wir Panduren haben nur Stricke.«

Sieht nicht aus diesen wenigen, in kurzen Sätzen hastig hingeworfenen Zeilen das wilde blutige Angesicht dieses ganzen Kriegs hervor, eines Kriegs, der selbst edlere Naturen, wie Courier, gelegentlich zum reißenden Thiere machte?

Zu Ajello fällt Courier zum dritten Male den Räubern in die Hände und verliert wiederum einen Begleiter und seine Habe, worunter auch ein Homer, den er mehr als Pferde, Geld und Gepäck vermißt. Seine damalige Bedrängniß schildert ein Brief aus Mileto vom 18. September an General Mossel (III., 118). »Ich habe,« heißt es darin, »das Hemd erhalten, das Sie mir schenken, mein General. Gott erstatte es Ihnen in dieser Welt oder in jener. Niemals war christliche Liebe besser angebracht als hier. Gleichwohl bin ich nicht ganz nackt. Ich habe sogar ein Hemd auf dem Leibe, welchem freilich Vorder- und Hintertheil fehlen. Man hat es mir aus Sackleinwand gemacht, die ich mir bei der Plünderung eines Dorfes verschaffte. Und dies ging so zu. Ich bemerkte einen Soldaten, der ein Stück Leinwand wegschleppte. Ich hatte einen Thaler, aber keine Wäsche. Ohne weiter nachzuforschen, ob er das Stück Leinwand etwa durch Erbschaft oder auf andere Manier erlangt habe, händigte ich ihm den Thaler ein und ward Eigenthümer der Leinwand, so weit man nämlich Eigenthümer einer gestohlenen Sache werden kann. Hierüber erlaubte man sich Stichelreden; schlimmer war aber noch ein anderer Umstand. Nämlich, nachdem das Hemd von einer Regiments-Nähterin angefertigt und auf meinen magern Leib gekommen war, sollte es in meine Hose gestopft werden; aber hier scheiterten unsere gemeinschaftlichen Bemühungen — denn

die Nähterin stand mir nach Kräften bei — und es zeigte sich unmöglich, den störrigen Stoff in vernünftige Falten um mich her zu legen. Endlich gab uns die Noth, die Mutter der Erfindsamkeit, den Gedanken ein, die rebellischen Partieen meines Hemdes, nämlich Vorder- und Hintertheil, hinwegzuschneiden u. s. w.«

In einem Briefe an Sainte-Croix aus Mileto vom September 1806 meldet ihm Courier (III., 121), daß er ihm ein Tagebuch schicke (das leider verloren gegangen). »Wenn das erbärmliche Possenspiel, das wir treiben,« sagt er bei dieser Gelegenheit, »Ihnen nur Ekel einflößt, so soll es mich nicht wundern. Gleichwohl ist das die Geschichte; es ist der Grund, auf den Herodot und Thucydides gestickt haben. Ich meines Theils bin der Meinung, daß diese Verkettung von Thorheiten und Abscheulichkeiten, welche man Geschichte nennt, nicht die Beachtung eines vernünftigen Menschen verdienen *). Plutarch mit seinem

— — — — air d'homme sage
Et cette large barbe au milieu du visage,

dauert mich, wenn er uns alle diese Schlachtenlieferer anpreist, deren Verdienst darin besteht, den Ereignissen, die der Lauf der Dinge herbeiführt, ihren Namen beigefügt zu haben.« — Aus diesem Gesichtspunkte ist Courier auch Alexander dem Großen abhold. »Preisen Sie mir nicht Ihren Helden,« heißt es in einem anderen Briefe an Sainte-Croix (III., 180), »er verdankte seinen Ruhm dem Jahrhunderte, in welchem er auftrat. Was hatte er, davon abgesehen, vor einem Dschingiskhan, einem Tamerlan voraus? Ein guter Soldat, ein guter Feldherr; aber diese Eigenschaften sind gewöhnlich. Es

*) „Tout tient au caprice de deux ou trois bipèdes sans plumes, qui se jouent de l'espèce humaine," heißt es in einem andern Briefe an Sainte-Croix.

giebt immer hundert Officiere in einer Armee, die fähig sind, ganz gut zu commandiren. Gelingt es doch sogar einem Prinzen: und was ein Prinz kann, kann Jedermann. Was ihn angeht, so that er nichts, was ohne ihn nicht auch gethan worden wäre. Lang vor seiner Geburt war es eine ausgemachte Sache, daß Griechenland Asien erobern würde. Vor allen Dingen hüten Sie sich, ich bitte Sie, ihn mit Cäsar zu vergleichen, der etwas ganz Anderes als ein Schlachtenlieferer war. Ihr Freund gründete nichts. Er verwüstete überall, und wenn er nicht gestorben wäre, würde er noch verwüsten. Fortuna überlieferte ihm die Welt. Wußte er etwas damit anzufangen? Sagen Sie mir nicht: wenn er länger gelebt hätte! denn er wurde mit jedem Tage schwelgerischer und wilder.« — Sicher zielt dies schroffe Urtheil nebenher auf Napoleon, in dem Courier auch nur einen donneur de batailles erblickt.

Über Land und Einwohner enthält der obige Brief interessante Bemerkungen. Ich hebe folgende Stellen (III., 125 ꝛc.) hervor: »An Alterthümer darf ich wenig denken; die Calabresen sorgen dafür, daß ich Großgriechenland vergesse. Es ist noch heute Calabria ferox. Seit Hannibal, welcher dies Land in blühendem Zustande fand und es sechzehn Jahre lang verwüstete, hat es sich niemals wieder erholt. Wir sengen und brennen wahrlich; aber er verstand sich auch darauf. Einen angeblichen Proserpinatempel in der Nachbarschaft, von wo köstliche Marmorsäulen nach Neapel, Rom und London geschleppt worden sind, will ich besuchen und Ihnen darüber Bericht erstatten, wenn ich lebe und das Ding der Mühe werth ist. — Was das gegenwärtige Calabrien angeht, so sind das Orangenhaine, Olivenwälder, Citronenhecken; aber nur an der Küste und in der Nähe der Städte; kein Dorf, kein Haus auf dem Lande.

Es ist verlassen und unbewohnbar, weil Polizei und Rechtspflege fehlen. Wie bestellt man es? werden Sie fragen. Der Bauer wohnt in der Stadt; denn käm' es ihm in den Sinn, in einem Hause auf dem Lande zu schlafen, er würde gleich in der ersten Nacht ermordet werden. Zählt man doch in der Provinz Calabrien über 1200 Mordthaten. — Der Feldbau macht wenig Mühe; dies schwefelige Erdreich ist fast schon fett genug, und wir finden keine Gelegenheit, unsern Pferdedünger zu verkaufen. Alles das läßt einen großen Reichthum erwarten. Gleichwohl ist das Volk arm, armselig sogar. Neapel ist ein reiches Land; denn, von Allem hervorbringend, verkauft es, ohne zu kaufen. Was macht es mit dem Gelde? Man hat es nicht ohne Grund das Indien Italiens genannt. Auch an Bonzen fehlt es hier nicht. Es ist das Königreich der Priester, denen Alles angehört. Man gelobt hier Armuth, damit Einem nichts abgehe, Keuschheit, um alle Weiber zu besitzen. Es giebt keine Familie, die nicht bis zur geringsten Einzelnheit von einem Priester beherrscht wird; der Mann kauft seiner Frau keine Schuhe ohne den Rath des heiligen Mannes.«

Ein weiterer Beleg zu den Gräueln jenes Krieges ist auch ein Brief an M. aus Mileto vom 16. October (III., 128). »Unsere Leute,« heißt es dort, »stiegen einen kleinen Fluß, der noch Sibari heißt, in der Richtung von Cassano aufwärts. Ein Schweizerbataillon in rother Uniform marschirte voran. Von dieser Farbe getäuscht hielten uns die Einwohner von Cassano — wie dies schon öfter geschehen — für Engländer. Sie kommen uns entgegen, umarmen uns und wünschen uns Glück, daß wir die Schurken von Franzosen, diese Diebe, diese Banditen, tüchtig gestriegelt haben. Wahrlich, diesmal sprach man ohne Schmeichelei zu uns. Sie erzählten uns unsre Streiche und machten uns noch schlim-

mer, als wir's verdienten. Alle verwünschten die Soldaten des maestro Peppe *); Jeder rühmte sich, welche todt geschlagen zu haben. Ich habe sechs erstochen, ich habe zehn niedergeschossen! riefen sie, ihre Worte mit Gesten begleitend. Einer behauptete sogar, mich umgebracht zu haben. Du siehst, wie sie sich selber die Suppe einrührten. Man hörte sie völlig aus, und sie erkannten uns erst, als wir, dicht vor ihnen, auf sie feuerten. Man tödtete Viele; zwei und fünfzig wurden gefangen genommen und den Abend auf dem Markte von Cassano erschossen. Und zwar wurden sie durch ihre eigenen Landsleute, die uns befreundeten Calabresen, die guten Calabresen Josephs, expedirt, welche die Gunst in Anspruch nahmen, zu dieser Schlächterei verwendet zu werden.«

Wir begreifen, daß Courier nicht müde wird, um seine Versetzung aus Calabrien einzukommen. An einen Officier in Paris, den er bittet, ihm eine Stellung in Deutschland auszuwirken, schreibt er: »Hilf mir aus diesem Fegefeuer, worin ich sitze, ohne gesündigt zu haben. Hilf mir aus dieser Sackgasse, aus diesem Stiefel, in dessen Tiefe man uns vergißt.« Seine alte Heiterkeit fängt an, ihn zu verlassen; einen Brief an seine Cousine Pigalle unterzeichnet er: »Der alte Vetter, der nicht mehr lacht.« Er begehrt dringend, im Januar des folgenden Jahres (1807), vom Kriegsminister, seiner leidenden Gesundheit wegen zur »großen Armee« versetzt zu werden; sein Gesuch hatte jedoch keinen Erfolg.

Aus jenem Briefe an die Base Pigalle zu Lille theile ich eine hübsche Stelle mit. »Sie fragen mich,« heißt es (III., 142), »was wir treiben. Wenig: wir erjagen ein kleines Königreich für die kaiserliche Dynastie. Danastie, was ist das? Meot wird es Ihnen sagen. Meot, der berühmte

*) Meister Seppel, König Joseph.

Speisekünstler, ist der Koch des Königs, der gern mit ihm schwatzen mag; der einzige Mann, sagt man, dem seine Majestät einige Achtung zollt. »»Meot,«« sagt der König zu ihm, »»Du poussirst mir Deine Familie, Deine Basen, Deine Cousins und Vettern; alle Verwandten von Adam her, Küchenjungen, Saucenverderber stellst Du an und machst große dicke Herren aus ihnen.«« »»Sire,«« erwiedert ihm Meot, »»es ist meine Dynastie.««

Allerliebst ist ein anderer Brief an Frau Pigalle vom November 1807, aus dem ich ein Räuberabenteuer im Auszuge mitzutheilen mich nicht enthalten kann. »Eines Tages,« heißt es hier (III., 174), »reiste ich in Calabrien. Da wohnen böse Leute, die es mit Niemandem gut meinen und es vor Allen auf die Franzosen abgesehen haben. Mein Gefährte war ein junger hübscher Mann, so hübsch oder noch hübscher, wie der Herr, den wir zu Rincy sahen. Wissen Sie noch? — In diesen Bergen giebt es keine Wege als die Schluchten und unsere Pferde konnten kaum vorwärts. Mein Kamerad, der vorausritt, wählte einen Pfad, der ihm gangbarer und kürzer schien, und führte uns irre. Es war meine Schuld; durfte ich einem Kopfe von zwanzig Jahren trauen? Wir suchten, so lange es hell war, unsern Weg im Walde; aber je mehr wir suchten, desto weiter verirrten wir uns, und schon war's schwarze Nacht, als wir an ein sehr schwarzes Haus kamen. Wir traten ein, nicht ohne Verdacht; aber was war zu machen? Wir fanden hier eine Köhlerfamilie bei Tische, die uns gleich mit dem ersten Worte zu sich einlud. Mein junger Freund ließ sich nicht bitten. So aßen und tranken wir denn, er wenigstens; denn ich erforschte den Ort und die Gesichter unserer Wirthe. Unsere Wirthe sahen ganz wie Köhler aus; aber das Haus hätte man für eine Rüstkam-

mer halten sollen. Nichts als Flinten, Pistolen, Säbel, Hirschfänger und Messer. Alles mißfiel mir und ich sah, daß ich auch mißfiel. Mit meinem Kameraden war's gerade das Gegentheil: er war ganz vertraut mit den Leuten, lachte, schwatzte mit ihnen, erzählte, woher wir kämen, wohin wir gingen, wer wir seien — Franzosen, denken Sie, unter dem Dache unserer tödtlichsten Feinde, allein, verirrt, von aller menschlichen Hilfe so weit! Und um nichts zu vergessen, was uns verderben konnte, spielte er den Reichen und versprach den Leuten für die Kosten, die wir ihnen verursachten, und für die Führer am folgenden Tage, was sie nur wollten. Zuletzt sprach er von seinem Felleisen und bat dringend, doch ja für sein Felleisen Sorge zu tragen und es ihm zu Häupten des Bettes zu legen; er wolle kein anderes Pfühl. O Jugend, Jugend, wie ist dein Alter zu beklagen! Bäschen, man hätte glauben sollen, wir führten die Diamanten der Krone mit uns, und das Felleisen lag ihm doch nur deshalb so am Herzen, weil es die Briefe seiner Geliebten enthielt.«

»Als das Abendessen vorüber war, läßt man uns allein. Unsere Wirthe schliefen unten, wir in der Stube oben, wo wir gegessen hatten; ein Verschlag, sieben oder acht Fuß höher, zu dem man auf einer Leiter stieg, sollte unsere Schlafkammer sein, eine Art Nest, zu dem man unter Balken hinkroch, welche mit Vorräthen für das ganze Jahr belastet waren. Mein Kamerad kletterte allein hinauf und fiel in tiefen Schlaf, das Haupt auf dem theuren Felleisen. Ich, der zu wachen entschlossen war, zündete ein gutes Feuer an und setzte mich dazu. Schon war fast die ganze Nacht ruhig verlaufen und ich fing an, Zuversicht zu fassen: als ich unter mir unsern Wirth und seine Frau sprechen und streiten hörte; ich horchte durch den Kamin, der mit dem Kamin unten in Verbindung

stand, und vernahm deutlich die Worte: Was meinst Du, soll ich sie alle beide abfangen? Worauf die Frau erwiederte: Ja — und ich hörte nichts mehr.«

»Wie soll ich sagen, daß mir war? Der Athem stockte mir; mein ganzer Körper war marmorkalt. Wir waren beide fast ganz ohne Waffen, gegen sie, die zu zwölf und fünfzehn waren und deren so viele hatten! Und mein Kamerad todtmüde und in Schlaf begraben! Ihn zu rufen, Geräusch zu machen, wagte ich nicht; allein entschlüpfen konnte ich nicht; das Fenster war nicht sehr hoch, unten aber heulten zwei Doggen wie die Wölfe. Nach einer Viertelstunde, die lang war, hör' ich Jemanden auf der Treppe; durch die Spalten der Thüre seh' ich den Vater, die Lampe in der einen, eins seiner großen Messer in der andern Hand. Er kommt die Treppe herauf, seine Frau folgt ihm; ich stelle mich hinter die Thüre. Bevor er eintritt, giebt er die Lampe an die Frau; dann schleicht er auf bloßen Füßen herein und die Frau flüstert außen: Sachte, sachte! An der Leiter angelangt, steigt er, das Messer zwischen den Zähnen, hinan und als er vors Bett kommt, wo der junge Mensch mit offener Brust ausgestreckt liegt, faßt er mit der einen Hand sein Messer, mit der andern . . . ja, Bäschen, mit der andern faßt er einen Schinken, der am Balken hing, schneidet ein Stück herunter und geht, wie er gekommen war. Die Thür schließt sich, die Lampe verschwindet und ich bleibe allein mit meinen Betrachtungen.«

»Unsrer Bestellung gemäß, weckte uns, sobald der Tag erschienen war, die ganze Familie mit lautem Geräusch. Sie tragen Speisen herbei, sie setzen uns — ich versichere Sie — ein reines, sehr gutes Frühstück vor. Dazu gehörten zwei Kapaunen, wovon wir den einen, so verlangte die Wirthin, essen, den andern mit uns nehmen sollten. Als ich dieselben

sah, verstand ich die schrecklichen Worte: Soll ich sie alle beide abfangen?«

»Bäschen, thun Sie mir den Gefallen und erzählen Sie diese Geschichte nicht. Einmal spiel' ich, wie Sie sehen, keine saubre Rolle darin und dann würden Sie mir sie verderben. Sie sehen, ich schmeichle Ihnen nicht. Ihr Gesichtchen würde der Wirkung dieser Erzählung Eintrag thun. Ich habe, ohne mich zu rühmen, das Gesicht zu grausigen Erzählungen. Wenn Sie erzählen wollen, müssen Sie Gegenstände wählen, zu denen Sie passen, die Geschichte von der Psyche zum Beispiel.«

Man sieht, Courier hat es bei der Cousine auf ein kleines »Grauelplaisir« abgesehen; historische Treue brauchen wir wohl in dieser Geschichte nicht zu suchen.

Ich übergehe Courier's Forderungen an den Kriegsminister wegen Auszahlung seines seit Jahresfrist rückständigen Soldes und seiner wiederholten Verluste, die er auf mehr als 12,000 Francs berechnet; über ein halbes Jahr später wurden ihm 1900 Francs im Ganzen ausgezahlt. Ich übergehe ferner die Händel mit seinem neuen Chef, dem General Dedon in Neapel, wohin Courier im November 1806 gerufen worden war. Hier war es auch, wo er seine schon in Piacenza begonnene Übersetzung der zwei Xenophontischen Schriften über Reiterei und Reitkunst beinahe zu Ende führte. Auf einem nach griechischer Weise gezäumten unbeschlagenen Pferde durchritt er damals ohne Bügel die glatten Straßen Neapels, um die Lehren seines Autors praktisch zu erproben. Wie sorgfältig er bei dieser Arbeit zu Werke ging, sehen wir aus vielen Briefen. »Mein Büchlein wächst,« schreibt er schon bald nach seiner Ankunft in Neapel an Sainte-Croix (III., 180): »ich bin jetzt an der Oberhaut. Hier eben sieht man gerade den Unterschied

zwischen dem Bildhauer und dem Steinmetzen. Dieser Text hat Feinheiten, die sehr schwer in unserer verpfuschten Sprache wiederzugeben sind.« Man sehe auch den Brief an Marini (III., 190), wo von den verglichenen Manuscripten die Rede ist und zugleich das Verdienst einer Arbeit hervorgehoben wird, der eine vollständige Kenntniß des Technischen zur Seite steht. »Ich glaube Alles gethan zu haben,« sagt er dort, »was ein Soldat thun kann, der den Gelehrten erklärt, was sie nicht wissen können, nach der Regel: tractent fabrilia fabri.« Am Vollständigsten läßt sich über diese Übersetzung der im November 1807 abgefaßte Brief an Sainte-Croix (III., 197—200) aus, der ihr auch als Dedication im vierten Bande wieder vorgedruckt ist.

Endlich erhielt Courier den Befehl, die neapolitanische Armee zu verlassen, um in Verona bei einem andern Regimente einzutreten. Er verzögerte jedoch — nach einem Briefe von ihm, durch Unwohlsein aufgehalten — seine Abreise und suchte in Rom und Florenz die gelehrten Freunde und Bibliotheken auf, so daß er erst Ende Januar 1808 an dem neuen Bestimmungsorte ankam, wo er fast ein halbes Jahr lang erwartet worden war. Er fand hier ein Schreiben des Kriegsministers vor, das den Arrest und einen Abzug von seinem Gehalte über ihn verhängte. Die Ursache dieser Strafe erfahren wir aus einem kurzen charaktervollen Briefe Couriers an den Minister. »Gnädiger Herr (schreibt er III. 182), durch Ihren Brief vom dritten November verlangen Sie Bericht über meine Dienste. Da ich von den Calabresen einmal gefangen und dreimal vollständig beraubt worden bin, habe ich alle meine Briefe verloren. Ich erinnere mich keines Datums mehr. Die Nachrichten, die Sie von mir verlangen, sind allein in Ihrem Archive aufzufinden. Übrigens habe ich

weder Wunden noch eine glänzende That aufzuweisen. Meine Dienste sind nichts und verdienen keine Beachtung. Wichtig ist es für mich, Ihnen ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich hier auf Ihren Befehl in Arrest bin, weil ich in Neapel dem General Dedon gesagt habe, was Jedermann von ihm denkt.«

Indessen scheint ihm dieser (nur kurze Zeit währende) Arrest, der ihn vom Dienste befreit und ihm volle Muße giebt, gar nicht so unerwünscht zu sein. — Am zweiten März langt Courier über Florenz in Livorno an, um das Commando der dortigen Artillerie zu übernehmen. Von Livorno aus sucht er durch Vermittlung der Generale Lariboissiere in Paris und d'Anthouard in Mailand den vom Kriegsminister ihm abgeschlagenen Urlaub dennoch zu erwirken. Freund Haro, Bataillonschef zu Mailand, der das Schreiben an d'Anthouard zu überreichen hat, erhält von Courier folgende Instruction (III. 193): »Sintemalen wir Deine Treue bei andern Gelegenheiten erprobten, ernennen wir Dich zu unserem Residenten in Mailand und übertragen Dir fürs Erste eine wichtige, schwierige Unterhandlung mit Großmächten, deren Stimmung in Bezug auf uns Verdacht erweckt. Gehe zu jenem Orbassan (d'Anthouard) und sage ihm, daß ich unfehlbar ruinirt bin, wenn ich nicht heimgehe — und diesmal wird ein Gesandter die Wahrheit gesagt haben. Wenn er Dich anhört, so sprich ihm von meinen Angelegenheiten, die Du kennst: von meinen Schurken von Geschäftsführern, meinen wortbrüchigen Schuldnern, meinen hartherzigen Gläubigern, meinen Pächtern, die im Gefängnisse stecken, meinen Verwandten, die todt oder krank sind. Du wirst, indem Du ihm dies Alles sagst, nicht einmal das Verdienst haben, für einen Freund zu lügen. Wenn er Dich aber nicht anhört, oder wenn seine Unverschämtheit über das jetzt bräuchliche Maß hinaus-

geht: dann heiß' ihn zum Teufel gehn. Denn also beliebt es uns. Und so bitten wir Gott, Herr Gesandter, Sie unter seinen heiligen Schutz zu nehmen.«

An d'Agincourt in Rom schreibt er im October 1808 (III. 211): »Ich denke allen Ernstes daran, mein schlechtes Handwerk aufzugeben. Aber da ich nicht weiß, wie meine Angelegenheiten in Frankreich stehen, will ich nicht völlig mit ihm brechen; ich will mich sachte losmachen und meinen Harnisch niederlegen, wie ein Schmetterling allmälig die Puppenhülle abstreift und sich in die Luft schwingt.«

Couriers Verlangen, zur großen Armee versetzt zu werden, ward jedoch nicht erfüllt und auch nicht ein anderes, das er ausgesprochen, nämlich bei der spanischen Armee einzutreten, für welchen Fall er sich geschmeichelt hatte, auf der Durchreise durch Frankreich »den Rauch seiner Hütte zu sehen.« So blieb ihm denn nichts übrig, als seinen Abschied zu begehren, der ihm denn auch im März 1809 bewilligt wurde. »Buvez frais, mangez chaud, faites l'amour comme vous pourrez« ruft er scheidend seinen Kameraden zu, die freilich nichts Besseres als dies zu thun wußten, und eilt nach Paris und in die Heimat, um dann später in voller Freiheit nach Italien zurückzukehren. Denn der künftige mannhafte Vertheidiger der Volksrechte ist noch ganz im Kosmopolitismus befangen, der auch bei uns lange genug gewuchert hat. »Das Vaterland ist da, wo man sich wohl befindet und wo unsere Freunde weilen« (ungefähr eine Übersetzung von dem einst gebräuchlichen Studenten-Motto: Ubi bene ibi patria), schreibt er an seine Freundin Dionigi in Rom (III. 239): »ich mag nur in dem schönen Lande leben, ove il »si« suona.«

Im April 1809 sehen wir Courier in Paris. Der Feldzug gegen Östreich hatte begonnen, und siehe! das Triumphgeschrei der eben erfochtenen Siege bei Abendsberg und Eck-

mühl erweckt neue Kriegslust in seinem Herzen. Er hatte noch in keiner Armee gedient, die unmittelbar unter den Befehlen des neuen Siegesgottes stand, und geht nun seine Freunde an, sich von Neuem für ihn zu verwenden. Wirklich erhält er schon am 7ten Mai den Befehl, sich zur Armee nach Deutschland zu begeben, wo dann der Kaiser über seinen Wiedereintritt entscheiden werde. Nachdem er in Lüynes, so weit es die kurze Zeit gestattete, die Bewirthschaftung seines Erbes in Augenschein genommen und seine Angelegenheiten geordnet hatte, traf er den 15. Junius in Wien ein, wo sich seit einem Monate das französische Hauptquartier befand. Von da wurde er nach der Insel Lobau beordert, um an der Schlacht, die sich vorbereitete, Theil zu nehmen. Hier lernte er (wie Carrel bemerkt) in wenig Stunden gründlich, in wie großem Maßstabe Napoleon die Kriege zu führen pflegte, und die kurze Lection genügte, um ihm die Lust auf immer zu verleiden. »Obgleich er mehren Treffen beigewohnt, hatte er doch nie gesehen, wie Menschen zu Tausenden ertrinken, Generale zu Fünfzigen getödtet werden, wie ganze Regimenter unter dem Kartätschenfeuer verschwinden, die Haufen der Leichen und Verwundeten als Wall und Brücke für die Kämpfenden, als Weg für die Rosse und Geschütze dienen, und wie vierhundert Kanonen zwei Tage und zwei Nächte lang ununterbrochen zu solchen Scenen aufspielen.«

Die Sumpfluft der Donauinseln (so erzählt Courier in einem seiner Briefe) hatte ihm, wie vielen Andern, das Fieber zugezogen, er hatte mehrere Tage gefastet und fühlte sich schwach. Dennoch schleppte er sich zu den Batterien auf der Alexandersinsel, die am 4. Juli den Donauübergang schützten, und verharrte daselbst, so lang sie feuerten. Er schiffte dann mit den ersten Truppen über die Donau und ward von einigen Soldaten, welche bemerkten, daß er sich nicht mehr

auf den Beinen halten könne, in eine Baracke getragen, wo General Bertrand sich neben ihn bettete. Die Kälte und der Regen der Nacht verschlimmerten seinen Zustand, so daß er nach Wien zurückgebracht werden mußte. Als er nach einigen Tagen wieder hergestellt war, hatte Napoleon bereits die große Schlacht bei Wagram geschlagen; der Krieg hatte ein schnelles Ende erreicht, und es war in diesem Feldzuge nichts mehr für Courier zu hoffen. Da er nun in seiner provisorischen Stellung sich nicht gebunden glaubte, wandte er der Armee und dem Kriegsdienste für immer den Rücken. Nun endlich war er frei und ledig, »wie ein Roß, das sein Band zerrissen.« Mit durstigen Zügen genießt er das neugewonnene Glück. »Obgleich ich im Kriegshandwerk weniger Sclave als irgend ein Anderer war (schreibt er III. 268 an einen Freund), so wußte ich doch bisher nicht im Geringsten, was Freiheit sei. Wahrlich, wenn die Menschheit wüßte, was Freiheit wäre, die Könige ließen ihren Thron, und Niemand stiege darauf!« — »Son plus beau château d'Espagne«, ein der Wissenschaft gewidmetes Leben auf Italiens klassischem Boden, sollte nun in Erfüllung gehn.

Erst aber will er die Wuth der Hundstage, in den schattigen Thälern der Schweiz geborgen, vorübergehen lassen. Wie reizend ist die Schilderung seines Aufenthalts am Vierwaldstädter See, wo er in Abgeschiedenheit »als der Eremit am Fuße des Righi« lebt, und wenn er den Tag hindurch den Plutarch, »sein Brevier«, gelesen, am Abend die Glieder in dem krystallenen Wasser erfrischt. »Niemals, sagt er mit Cato, war ich so beschäftigt, als, seit ich nichts zu beschaffen habe.« »Von meinem Soldatenleben, heißt es an einer andern Stelle, habe ich nur noch eine so schwache Erinnerung, daß ich es unter die vergessenen Dinge rechnen

kann«, und den Brief unterzeichnet er mit den Worten: Pauvre hère, mais content, si jamais homme le fut.

Eine Frucht dieses zweimonatlichen Aufenthaltes war die freie Übersetzung von Plutarchs Leben des Perikles; außerdem natürlich eine Reihe trefflicher Briefe, unter welchen wir besonders den an Herrn und Frau Thomassin in Straßburg (III. 262—269) hervorheben. Er enthält die Erzählung eines Zusammentreffens mit einem Schweizermädchen, die, wenn auch nicht frei von Frivolität, doch ein wahres Meisterstück der Darstellung ist.

Mit der kühleren Jahrszeit wanderte Courier mit leichtem Gepäck, einen Dornstock in der Hand, nach Mailand, das er nach fast monatlangem Aufenthalte Ende October 1809 verläßt, um sich nach Florenz zu wenden. Hier begab er sich gleich am Tage nach seiner Ankunft (den 5. November) in die Laurentinische Bibliothek, um ein schwer lesbares Manuscript: Daphnis und Chloe von Longus, das er bei seinem früheren Aufenthalte in Italien nur flüchtig hatte durchblättern können, wiederum nachzusehen. Diese Handschrift hat, wie Courier schon von der ersten Durchsicht her bekannt war, eine ungefähr zehn Seiten einnehmende Stelle von Bedeutung im ersten Buche, die allen übrigen Manuscripten des Longus mangelt und folglich auch bis dahin in den Ausgaben und Übersetzungen des reizenden Schäferromans fehlte. Obgleich sich Furia, der Aufseher der Bibliothek bereits sechs Jahre lang mit derselben Handschrift, welche außerdem die von ihm herausgegebenen sogenannten äsopischen Fabeln enthält, beschäftigt hatte, war ihm doch diese Stelle fremd geblieben. Natürlich eilte Courier, eine genaue Abschrift von ihr zu nehmen und versäumte überhaupt nicht, das kritisch reiche Manuscript mit dem bisher gewöhnlichen Texte zu vergleichen.

Mit letztgenannter Arbeit beschäftigt, hatte er das Unglück, durch ein zufällig mit Dinte beflecktes Papier, das ihm als Zeichen diente, einen Klecks in das Manuscript zu machen, der etwa zwanzig Worte der erwähnten Stelle bedeckte. Um Furia zu beruhigen, stellte ihm Courier eine schriftliche Erklärung über den Vorfall zu, die noch heut zu Tage den Besuchern der Bibliothek mit dem Longus vorgezeigt wird.

Damit aber hatte die in ihrem Ursprunge so geringfügige Geschichte noch keineswegs ihr Ende erreicht. Vielmehr erschien am 14. Januar 1810, vier Tage nach dem Unfalle, im Mailändischen Courier ein Aufsatz, worin die Befleckung der Handschrift als absichtlich dargestellt und ein tratto vandalico genannt wurde. Andere Blätter folgten, von Nationalhaß verblendet. Furia, der Bibliothekar, der, wie wir wissen, besondere Gründe hatte, Courier's Entdeckung mit schelen Augen anzusehen, trat, unterstützt von einen großen Anhang von Pfuschern in der Wissenschaft, die neidisch wie er waren, gegen ihn auf und bemühten sich, in einer Brochüre, die bis nach Paris ging, nach Kräften, die »action atroce qui a fait frémir d'horreur toute la ville de Florence« ins volle Licht zu setzen.

Hierzu kam noch ein zweiter Umstand. Da es bekannt war, daß Courier eine Ausgabe und Übersetzung des Longus vorbereite, forderte ihn der Präfekt von Florenz öffentlich bei Tafel auf, sein Werk »der Prinzessin« — so hieß in Toscana Napoleons Schwester Elisa — zu widmen. Diesen Vorschlag, der ungefähr so viel wie ein Befehl war, lehnte Courier ab, indem er einige anstößige Stellen des Buches vorschützte, oder indem er (nach einem andern Briefe) sagte: dergleichen Dedicationen seien dem Publicum anstößig. Ein solches Wort, an einer höchst loyalen Tafel gesprochen, war natürlich kein geringes Verbrechen. Wie konnte Courier es wagen, vom Pub-

licum, diesem nichtsbedeutenden Dinge zu reden, wenn es die Huldigung eines Gliedes der allmächtigen Kaiserfamilie galt? Fortan galt der eigensinnige Exhauptmann für einen Philosophen (natürlich im französischen Sinne des Worts), für einen unabhängigen, ja wohl gar revolutionären Kopf, den man beobachten, dem man gelegentlich ein Bein stellen müsse. Manuscriptendiebstahl und Philosophie sind die beiden Verbrechen, die ihm nun die öffentlichen Blätter zugleich aufbürden. Signor Puccini, ein Kammerherr Elisas, der ein wenig mit der Feder umzugehen mußte, verbreitet Courier's Verbrechen in Deutschland und Frankreich; die Prinzessin selber meldet nach Paris, daß man ein kostbares Stück Griechisch aus der Laurentiana gestohlen und den Erbfeinden, den Engländern, verkauft habe. Zum Überfluß erschien noch ein Kupferstich, auf dem ein Mann in Mitten einer Bibliothek sich zeigte, der mit höhnisch grinsendem Gesichte die Flut seines Dintenfasses auf ein Manuscript ausgießt.

Die Sache fing an, für Courier bedenklich zu werden. Während Renouard, ein französischer Buchhändler, der bei der Vergleichung des Longus gegenwärtig gewesen und mit unserem Freunde zugleich angegriffen worden war, sich vertheidigte, schwieg Courier hartnäckig in dem wüsten Geschrei. Unterdessen wurden seine Ausgabe und seine Übersetzung des Longus in Florenz und Rom gedruckt. Sofort befiehlt »une excellence à portefeuille« (der Minister des Innern) den Verkauf beider zu hemmen, und als er erfährt, daß Courier die zwei Schriften nur im Manuscripte drucken läßt, um sie an wenige Freunde und Kenner zu verschenken, werden alle Exemplare, deren man noch habhaft werden konnte, mit Beschlag belegt. Courier, der sich damals in Rom befand, ließ diesen Gewaltstreich über sich ergehen; er hoffte so einem Schlimmeren vorzubeugen, vor dem ihn heimliche Stimmen

warnten: dem Verluste seiner noch so jungen Freiheit. Ein Brief an Freund M. aus Tivoli vom September 1810 (III. 319) unterrichtet uns, daß ihm noch von einer dritten Seite her Gefahr drohe. »Zwei Minister, schreibt er, sitzen mir auf dem Nacken, von denen mich der Eine als Deserteur erschießen, der Andere als Dieb will hängen lassen. Ich antwortete dem Ersteren: Gnädiger Herr, ich bin kein Soldat, folglich auch kein Deserteur; dem Zweiten: Gnädiger Herr, hole der Kuckuk das Griechische! ich stehle keins. Aber sie antworteten mir, der Eine: Sie sind Soldat, denn Sie haben sich auf der Lobau mit einigen Taugenichtsen, die Sie Kameraden nannten, einen Rausch getrunken und sind dem Kaiser zu Rosse nachgezogen; also werden Sie erschossen. Der Andre: Sie werden gehängt, denn Sie haben eine Seite Griechisch beschmutzt, um einigen Pedanten einen Streich zu spielen, die weder Griechisch noch sonst eine Sprache verstehen. Darüber lamentire ich nun und sage: Ach, wollt' ihr mir eine Kugel vor den Kopf schießen, weil ich auf des Kaisers Gesundheit getrunken? und soll ich am Galgen hängen um einen Dintenklecks?«

So weit war die Tragödie gediehen, als Courier vor den Präfekten von Rom gefordert wurde, um, laut höheren Befehles, Aufschlüsse über sein Benehmen, seine Verbindungen, seinen Stand, seine Geburt und die Missethat in der Bibliothek zu Florenz zu geben. Er antwortete dem Präfekten mit folgendem Briefe: »Mein Herr, ich habe unterlassen, auf die Verläumdungen, deren Gegenstand ich seit fast einem Jahre bin, zu antworten, weil ich glaubte, daß jenes Geschwätz wenig Eindruck auf vernünftige Menschen machen würde. Da aber der Minister so großes Gewicht darauf legt, und ich mich endlich über diesen kläglichen Gegenstand aussprechen muß: so will ich mich dem Publikum gegenüber, vor

dessen Angesicht man mich anklagt, mit so viel Klarheit und Genauigkeit, als ich vermag, rechtfertigen. Sie, mein Herr, sollen das erste Exemplar dieser kurzgefaßten Schrift erhalten, worin auch Seine Excellenz die gewünschten Nachrichten finden wird.« Der Präfekt antwortete: »Herr, hüten Sie sich, etwas über den fraglichen Gegenstand zu veröffentlichen; Sie würden sich großer Gefahr aussetzen, und der Drucker, der Ihnen seine Hilfe liehe, würde nicht weniger wagen.«

»So durften also, bemerkt Courier mit Recht, die Schmähschriften gegen mich, nicht aber meine Vertheidigung gedruckt werden; man durfte mich ungestraft Dieb heißen, ich aber nicht meine Ehrlichkeit beweisen.«

Courier war nicht der Mann, der sich verblüffen ließ. Nachdem er den Präfekten noch einmal und direkt um die Erlaubniß angegangen hatte, seine Vertheidigungsschrift drucken zu lassen, aber keiner Antwort gewürdigt worden war, begab er sich zu dem Besitzer einer Winkelpresse, einem armen Teufel, der den Kalender auf Löschpapier druckte. Or, su, presto, sagte er zu ihm, sbrighiamola e si stampi questa cosa per l'eccellentissimo signor prefetto di pulizia. *) Worauf der gute Mann erwiederte: Padron mio riverito, come farò? Non capisco parola di francese; che vuol ella ch'io possa raccapezzar mai in questo benedetto straccio pieno di cossature? **) Ei nun, gab Courier zur Antwort, wir arbeiten zusammen. Und sogleich greift er mit an, setzt, corrigirt, druckt und so weiter. Es war ein prächtig Stück Arbeit, zehn Fehler in jeder Zeile, aber doch

---

*) Auf, schnell, flink zur Hand, drucken wir dies für den allertrefflichsten Herrn Polizei- (oder Reinigkeits-) Präfekten.

**) Mein verehrter Gönner, wie soll ich damit zu Stande kommen? Ich verstehe kein Wort Französisch; was soll ich aus diesem verwünschten Wisch voller Correkturen herausbuchstabiren?

zur Noth verständlich. Als sie fertig waren, stiegen in dem Drucker Skrupel auf. »Brauchen wir keinen Erlaubnißschein, Herr?« — Nein. — »Doch, doch.« — Wie, zu einer Schrift für den Präfekten? — »Wartet. Ich bin auf der Stelle wieder hier.« Mit diesen Worten eilt Lino, der Drucker, hinweg. Wohin? Natürlich zum Präfekten. Also hat Courier nichts Eiligeres zu thun, als die hundert fertig gewordenen Exemplare zusammen zu raffen, damit hinweg zu eilen, und sie überall in der Stadt umherzustreuen. Noch einmal schrieb Courier an den Präfekten und erzählte ihm offen, wie er den Drucker hintergangen, der nur ihm (dem Präfekten) zu dienen geglaubt habe. Wirklich konnte diesem keine Schuld aufgebürdet werden; aber auch Courier war nichts anzuhaben. Denn der Präfekt hütete sich wohl, die Vertheidigungsschrift, deren Erscheinung ihn nicht wenig compromittirte, nach Paris zu schicken. Gleichwohl blieb sie auch dort nicht unbekannt, und es brach ein Sturm über den Diener der Gewalt los, der ihn fast seine Stelle gekostet hätte.

Seitdem lebte Courier unangefochten in Rom. Seine Flugschrift machte in Frankreich und Italien, besonders aber im letzteren Lande, großes Aufsehen. Die Lombarden freuten sich über die Wunde, die hiedurch den Florentinern geschlagen wurde. Stimmen, die sich gegen die Brochüre erhoben, verstummten unter dem Zwange der Polizei; man fürchtete damals nichts mehr, als ein Publikum, das sich als Richter aufwarf. Was an der Schrift mißfiel, war die Unzufriedenheit, die sie athmete, die Schonungslosigkeit, womit sie die Beamten behandelte, und mehr als alles dies: die Enthüllung des Hasses Italiens gegen Frankreich und dessen Gewaltherrschaft. Napoleon wähnte, überall angebetet zu werden; wenigstens versicherte es ihn seine Polizei jeden Morgen. Diese eine Stimme, die das Gegentheil unverholen aussprach,

setzte die glatten Lügner in nicht geringe Verlegenheit, und konnte nicht umhin, des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Eines Tages sprach er davon und erkundigte sich nach dem Officier, der in Rom Griechisch drucken lasse. Man beschwichtigte ihn und er störte nicht weiter Courier's Frieden.

Vorstehende Erzählung der berühmten Geschichte von Courier's Dintenflecks hab' ich theils aus seiner Correspondenz, hauptsächlich aber (hin und wieder wörtlich) aus seinem 1821 erschienenen Vorberichte zur Flugschrift gezogen. Beide, der Vorbericht und die Schrift selbst, welche unter dem Titel: **Lettre à Monsieur Renouard** erschienen (IV., 119—168), lassen sich kühnlich Beaumarchais' Memoiren an die Seite stellen, ja sie greifen um so tiefer, als die Persönlichkeit, die hinter ihnen steht, tüchtiger und charaktervoller ist. In der schönen Zornröthe beleidigter Tugend tritt Courier diesen Bibliothekaren und Kammerherren entgegen, diesen Leuten, »welche, so verächtlich sie auch sein mögen, doch eine Bestallung, eine Besoldung und — eine Livree haben; die, ohne Etwas zu sein, doch an Etwas hängen, und darum gefährlich sind.« Dies ist auch der Grund, warum er »die Canaille nicht bellen läßt.« »Freilich,« fährt er fort, »wird am Ende das Unheil, das mir droht, so groß nicht sein. Columbus entdeckte Amerika und man warf ihn in den Kerker; Galilei fand die Ordnung der Welt, und man bezahlte ihn mit dem Gefängnisse; ich, der ich fünf oder sechs Seiten entdeckt habe, auf denen es sich darum handelt, wer Chloe küßt, werde ja nicht schlimmer fahren. Höchstens droht mir ein Verweis aus hoher Region. Aber freilich, die Strafe steht nicht immer mit dem Verbrechen im Verhältnisse.«

Ich übergehe den näheren Inhalt dieser geharnischten Schrift und erwähne nur noch, daß besonders dem Bibliothekar Furia und dem Kammerherrn Puccini übel mitgespielt

wird. Von Furia heißt es unter Anderem: »Vor Zeiten war er Schuster, wie sein Vater; jetzt ist er ein Schulfuchs und Aufseher einer Bibliothek, die er noch (wie früher) abstauben sollte. Da er keine guten Schuhe zu Stande bringen konnte, macht er schlechte Bücher und pfuscht ins Griechische.« Ungemein komisch ist die Beschreibung von Furia's Wuth, als er den Dintenfleck entdeckt. Courier wirft ihm vor, er habe den Klecks vergrößert, um die schwarze That noch schwärzer zu machen. Puccini wird in der Schrift nur immer Puzzini (Stinker) oder Pulcini (Hühnchen, Pulcinell) genannt — was ihn mehr als alles Andere ärgerte. Überhaupt gingen die Stöße, die Courier gegen die Beiden führte, so tief, daß der Bibliothekar krank davon wurde, und der Kammerherr nach einer Discussion, die er mit einem Dritten über die Flugschrift hatte, eines plötzlichen Todes verstarb. Bei dieser Gelegenheit macht Courier (in dem erwähnten Vorberichte) die Bemerkung: »Wenn ich auch diese Katastrophe hätte voraussehen können, so würde mich doch die Furcht, einen Kammerherrn zu tödten, schwerlich abgehalten haben, meine gerechte Sache durchzufechten.«

Mit dieser Schrift betritt Courier, der Schriftsteller, zuerst den Boden der Öffentlichkeit und des Lebens, zwar erst noch in eigener Angelegenheit und aus Nothwehr, aber doch zugleich im Interesse Aller. Er hatte sich die Schranken aufgethan, in welchen er siegreich zu kämpfen und zu fallen bestimmt war.

Von Rom aus sehen wir Courier Neapel zweimal besuchen, ohne seinen langgehegten Lieblingsplan, nämlich eine Pilgerfahrt nach Griechenland, »seinem Mekka,« auszuführen. Ein Brief an Bosquillon vom November 1801 (III., 341) verbreitet sich über diesen Gegenstand und fährt dann mit folgenden merkwürdigen Worten fort: »Ich denke nicht daran,

jemals Etwas (d. h. ein größeres Werk) zu schaffen. Weder ich noch ein Anderer sind heut zu Tage im Stande, ein dauerndes Werk hervorzubringen. Nicht als ob es keine trefflichen Köpfe gäbe; aber große Stoffe, welche die Theilnahme des Publicums gewinnen und den Verfasser begeistern könnten, sind untersagt. Es bleibt sogar zweifelhaft, ob das Publicum überhaupt an etwas Theil nimmt. Die Beredtsamkeit lebt von Leidenschaften, und welche Leidenschaften soll ein Volk von Höflingen haben, dessen Devise nothwendig lautet: Sans humeur et sans honneur?! Begnügen wir uns lieber, die Alten aus guter Zeit zu lesen und zu bewundern; versuchen wir höchstens, hin und wieder ein schwaches Nachbild zu entwerfen. Das ist nichts für den Ruhm, aber es erfreut doch: und bitten wir Gott, daß diese Studien, die allen denen, die sie einmal gekostet, ein Bedürfniß geworden, nicht den Argwohn der Polizei erregen.«

Als Courier im Februar 1812 Neapel zum zweiten Male besuchte, befand er sich in Gesellschaft von Millingen und der Gräfin Albany, Gemahlin des englischen Kronprätendenten. Zwischen ihr, Courier und dem Maler Fabre fand damals in Neapel jenes Gespräch Statt, das uns unter dem Titel: Conversation chez la comtesse d'Albany (IV., 285—315) aufbewahrt worden. Übrigens sind die Gräfin und Courier nicht viel mehr, als bloße Figuranten, während der Maler als der eigentliche Träger des Inhalts erscheint. Er beginnt mit der Behauptung, daß die Zeit des vierzehnten Ludwigs größer gewesen sei, als die gegenwärtige und zwar nicht allein von Seiten ihrer Künstler und Dichter, sondern auch — was man am Ersten in Abrede zu stellen geneigt sei — von Seiten ihrer Kriegsmanöver. Um das Erste zu erweisen, wird Poussin den allerdings weit untergeordneten Malern der damaligen Zeit, es werden die

hochgefeierten Dichter des Siècle Louis XIV. den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber gestellt. Insbesondere hält Fabre Lafontaine, den bekannten Fabeldichter, mit Voltaire zusammen und erkennt Ersterem entschieden den Preis zu, weil seine (wenn auch nur kleine) Leistungen den Stempel der Vollendung trügen, während bei Voltaire keine zwanzig Zeilen ohne Flecken seien. Was den Krieg angeht, fährt der Maler fort, so war er damals eine Kunst; man brauchte so viel Zeit, einen Schritt auf der Grenze zu thun, als heut zu Tage von Paris nach Wien oder durch ganz Italien zu stürmen. Denn es war auf beiden Seiten gleiches Geschick und gleiche Tapferkeit; gegenwärtig jedoch wird den Franzosen gar kein bedeutender Widerstand entgegengesetzt und ihre Triumphe entbehren deshalb des Werthes. — Von da wendet sich das Gespräch auf die Abwägung des Verdienstes, das der Krieger, dem Künstler gegenüber, in Anspruch nehmen darf. Fabre behauptet und beweist nach seiner Art, daß ein guter General, nicht aber ein Künstler Genie und lange Übung missen könne — was am jungen Condé und an Rafael nachgewiesen wird. Hier sieht man wieder Alexander in dem oben erwähnten Sinne herabgesetzt, und es fehlt nicht an Anspielungen auf die Helden der Napoleon'schen Zeit; überhaupt wird der militairische Ruhm als schnell verrauschend dargestellt, während des ächten Künstlers Ruf nach seinem Tode nur steige. — So paradox und oberflächlich zum Theil nun auch diese Behauptungen gegenwärtig, zumal uns tiefer gehenden Deutschen, erscheinen mögen, so fesseln sie doch um der schönen Form willen, in der sie auftreten, und auch als Beitrag zum Charakterbilde Courier's, der sicher hinter der Maske des kecken Malers lauscht. Sie sprechen aber auch einen großen Gedanken aus: unter so viel Rauschgold unächten Ruhmes in damaliger Zeit macht nämlich unser Freund

einen trefflichen Prüfstein des ächten Metalls geltend, wenn er sagt: »Nur die sind unsterblich, deren Gedanke nach ihnen fortlebt« — also die Träger einer großen Idee. Solche Stellen beweisen, daß es mit Courier's Fatalismus doch nicht so ernstlich gemeint ist, wie man nach anderen Aussprüchen glauben sollte. Überhaupt liebt er es in seiner lebhaften Weise, eine Sache schroff von einem Gesichtspunkte aus hinzustellen, indem er dem Leser überläßt, die andern zu ergänzen. Wenn Courier in den Briefen jener Zeit versichert, »daß er nicht mehr an große Menschen glaube,« so deutet er wiederum auf den eitlen Ruhmesschall der Epoche, und sein Haß gegen die Menschen überhaupt, der neben dem glücklichsten Humor nicht selten bitter genug hervorbricht, hat vorzugsweise seinen Quell in der Verachtung der Huldigungen, welche jene Götzen allgemein erfuhren. Mitten im Geräusch der Weltstädte Rom und Neapel lebt er einsiedlerisch, fast wie am Fuße des Rigi. Er hat nicht einmal einen Hut und ein Beinkleid, um in höheren Zirkeln zu erscheinen, und übergießt Millin mit Spott, der mit drei Fräcken nach Italien kommt und einen vierten, die Instituts-Uniform, sich nachschicken läßt, um darin zu antichambriren.

Im Juli 1812 sehen wir Courier auf immer nach Frankreich zurückkehren, wo er seinen Aufenthalt zwischen Paris und seinen Gütern theilt, die er in einem bessern Zustande, als er hoffen durfte, findet. Er überarbeitet von Neuem seinen Longus, und wir sehen ihn so vertieft in sein Werk, daß er eine Einladung der geistreichen, von ihm hochverehrten Prinzessin Salm-Dyck, einem früher gegebenen Versprechen zuwider, ausschlägt. »Ich kann nicht mit Ihnen essen« (sagt er in einem Billet an sie, III., 369), »denn ich bin todt. Ich habe mich gestern feierlich mit einem griechischen Buch begraben und erst in acht Tagen werd' ich wieder auferstehen und

zu Ihnen kommen. Seien Sie mir nicht böse; ich hab' es Andern noch schlimmer gemacht. Wenigstens denk' ich an Sie in meinem Grabe.« — Unterzeichnet: »De profundis.«

In einem anderen Briefe an diese Dame (III., 376) hebt er es als einen glücklichen Umstand hervor, daß die Prinzessin und er niemals einerlei Meinung seien. »Denn gerade deshalb,« sagt er, »stehen wir so gut zusammen und schwatzen so gern mit einander. Es fehlt den Königen vieles Gute, dessen Andere sich erfreuen, so auch dies, daß sie niemals Widerspruch erfahren.« Hierbei führt er einen Großen aus Montaigne an, der seinem Vertrauten zuruft: »Um Gotteswillen, widersprich mir doch, damit wir zwei sind.«

Jener Brief ist vom 29. September 1813, also wenige Tage vor der Leipziger Schlacht, wo die Würfel über Europa geworfen wurden. Er schließt mit den Worten: »Jedermann liest hier die Zeitung. Ich sehe Leute, welche den Armeen auf der Karte folgen und sie nicht mehr aus dem Gesichte verlieren, als hätten sie für den Verlauf der Dinge einzustehn. Gott thut mir die Gnade an, daß ich vollständig gleichgiltig dagegen bin.«

Im Frühjahr 1814, als die Truppen der Aliirten Frankreichs Boden bedeckten, war es Courier gleichwohl peinlich, in Paris überall dem siegreichen Feinde zu begegnen, und er beschloß, noch vor ihrem Einzuge in die Hauptstadt sich nach seinem Gute zurückzuziehen. Eine Neigung zur Tochter seines gelehrten Freundes Clavier ließ ihn jedoch fürs Erste noch verweilen. Courier zählte bereits einundvierzig Jahre; sein Haupt war ergraut. Er, der sich so schwer beugte, sollte sich jetzt dem Joch der Ehe bequemen. Lange schwankt er zwischen Freiheit und Liebe; ja, es gelingt sogar seinen (wahrscheinlich eigennützigen) Verwandten, ihn zum Widerrufe seines schon gegebenen Wortes zu veranlassen. Ein

Brief, den er voll Reue über diesen Schritt im April 1814 an die Mutter Clavier schrieb, enthält folgende Stelle (III., 379): »Vor vierzehn Tagen sagt' ich zu Ihnen ein Wort, dessen Sie gedenken: Alles, was ich liebe, ist hier, und dies war völlig der Wahrheit gemäß. Sie, werthe Frau, sahen damals einen Mann in mir, der bestimmt sei, das Glück Ihrer Tochter zu machen; Herr Clavier dachte wie Sie, und Jedermann billigte eine Verbindung, die seit lange vorbereitet und auf tausend gegenseitigen Beziehungen zu ruhen schien. Ich liebte, verzeih' es mir Gott, wie mit fünf und zwanzig Jahren; Lust und Pflicht gingen diesmal Hand in Hand; ich empfand bei dieser Leidenschaft, welche die Qual meines Lebens war, ein mir neues Gefühl der Ruhe und der Unschuld — lächeln Sie nicht, ja, der Unschuld, und ich sah mir ein dauerndes Glück erblühen. Wer hat es mir so bald entrissen? Was die arme Psyche ins Verderben stürzte: Rathschläge der Verwandten.«

Dieser einlenkende Brief hatte guten Erfolg, und am 12. Mai ward die Ehe geschlossen. Aber das Widerstreben des unbeugsamen Charakters gegen die neue Fessel dauerte noch Monate lang über die Hochzeit hinaus. Eines schönen Tages reist Courier nach der Touraine auf seine Güter. Von da zurückkehrend hält er in Paris nicht an, wo die junge Frau verweilte, sondern geht, eine Lieblingsarbeit mit sich führend, gleich weiter nach den Küsten der Normandie, seine Heirath vergessend, wie einst seinen Dienst. Ein nach Portugal ausgerüstetes Schiff verlockt ihn, nach diesem Lande weiter zu schweifen; aber die Briefe der liebevollen, sinnigen jungen Frau halten ihn zu guter Stunde noch zurück, und er begnügt sich, die Küstenstädte zu durchwandern und seine Schwimmkunst zur Vollkommenheit zu steigern, wie er in Paris auch das Ballschlagen von Neuem geübt hatte.

Nun endlich mit dem Gedanken vertraut, daß er eine edle Freundin habe, an die ihn heilige Bande knüpften, kehrt er nach Paris zurück, und siedelt sich dann mit seiner Gattin nach seinem Erbe über, um künftig nur auf kurze Frist und nur, wenn es die Noth gebietet, von ihr, der Mutter seines Paul, zu scheiden. Jetzt war er kein unstäter Wanderer, kein Abenteurer mehr; fest auf seiner Hufe sitzend, als Bürger und Familienhaupt dem neu sich bildenden Staate näher angehörend, entwickelt er eine neue Seite seines Wesens: die Bürgertugend; sie haben wir fortan zu betrachten. Er hat seine Waffen über dem Herde aufgehängt — mögen sie rosten. Denn eine andere Waffe, seine Feder, die langgeübte, die weit furchtbarer in seiner Hand ist, als die Feuerschlünde, über die er einst gebot, holt er jetzt hervor.

Werfen wir, bevor wir diesmal vom Leser scheiden, noch einen Blick auf die bedeutendsten gelehrten Arbeiten Courier's, die wir hier zusammenfassen, ob sie gleich zum Theil in die spätere Periode fallen. Hier ist zuerst die Ausgabe des Schäferromans von Longus zu nennen, durch welche Courier sich auf immer in die Annalen der Philologie eingezeichnet hat. Sie erschien, wie oben erwähnt, zuerst in Rom in etwa fünfzig Exemplaren, dann vier Jahre nach seinem Tode zum zweiten Male, und zwar diesmal unter seinem Namen und für ein größeres Publikum unter dem Titel: Longi Pastoralia. Pastorales de Longus, publiées intégralement pour la première fois en grec, d'après deux manuscrits découverts en Italie, par Courier; nouvelle édition, revue et corrigée par G. R. Louis de Sinner, Paris 1829.

Hieran schließt sich 2) die Übersetzung des Romans, eine gänzliche Umarbeitung der früheren von Jacques Amyot, un-

ter dem Titel: Les Pastorales de Longus ou Daphnis et Chloé, traduction de Messire Jacques Amyot, revue, corrigée, complétée, de nouveau refaite en grande partie par P. L. Courier. Sie erschien zuerst 1813 zu Paris ohne den Namen des Verfassers, der überhaupt weder Ruhm noch Gewinn bei seinen Arbeiten suchte, und erfreute sich des allgemeinsten Beifalls in Frankreich. In der Gesammtausgabe, die uns vorliegt, steht sie mit Vorrede und kritischen, den griechischen Text betreffenden Noten II. 73—267.

3) Die treffliche Übersetzung zweier Schriften Xenophons, großentheils schon 1807 in Neapel ausgearbeitet, mit einer Widmung an Sainte-Croix und erläuternden Noten, unter dem Titel: Du commandement de la cavalerie et de l'équitation, deux livres de Xenophon, traduits par un officier d'artillerie à cheval, Paris 1813. Auch in der Gesammtausgabe wieder abgedruckt IV. 193—282. Diese Übersetzung ruht auf einem mit großem Scharfsinn berichtigten Texte.

4) Die Übersetzung von Lucian's Esel unter dem Titel: La Luciade ou l'Ane, Paris 1813. In unserer Gesammtausgabe mit Vorrede und Noten II. 1—69.

5) Proben einer Übertragung Herodot's unter dem Titel: Fragments d'une traduction nouvelle d'Hérodote, Paris 1822. In der Gesammtausgabe II. 271—378. Diese werthvolle Übersetzung umfaßt die 16 ersten Kapitel des ersten Buchs, einen großen Theil des dritten Buchs, die 8 letzten Kapitel des achten Buchs und die 17 ersten des neunten.

6) Übersetzung der Äthiopica des Heliodor, Paris 1823. Fehlt in der Gesammtausgabe. — Von der auf Villoison's Rath schon im Jahre 1805 begonnenen Über-

setzung und Bearbeitung der alten griechischen Mathematiker scheint wenig zur Ausführung gekommen zu sein.

Was nun diese Courier'schen Übersetzungen im Allgemeinen angeht, so läßt sich von einem so begabten Manne wie er, der eine ausgezeichnete Kenntniß des Griechischen mit der größten Gewandtheit in der eignen Sprache verbindet, nur das Tüchtigste erwarten. Die Ansichten, von welchen er bei diesen so sorgfältig ausgeführten Werken ausgeht, sind in der Vorrede zur Herodot-Übersetzung am Ausführlichsten dargelegt. Indem er hier überall der klassischen Schule opponirt, sagt er: »Wer Herodot in unsere akademische Sprache übersetzen wollte, in diese ceremonielle, steife, appretirte und dabei noch arme, verstümmelte Hofsprache, der würde sehr fehl greifen. Hier thut eine naive, offene, volksthümliche und reiche Ausdrucksweise Noth, wie die unseres Lafontaine, der seine Sprache nicht aus den Büchern, sondern aus dem Volke schöpfte und mit den Archaismen Marot's und Rabelais' veredelte. Die Übersetzer aber, die meine Vorgänger sind, haben sich diese Ausdrucksweise anzueignen verschmäht und einen Herodot im Frack, einen höfischen Herodot, der eben keiner ist, zu Stande gebracht. Sie sind unglücklicher Weise Leute aus der feinen Gesellschaft gewesen, Akademiker, nobel denkende und nobel sprechende Leute. Ein Mann, der von der vornehmen Klasse getrennt lebt, ein Mann aus dem Volke, ein Bauer, der Griechisch und Französisch versteht, gelangt vielleicht ehe zum Ziele, wenn die Sache überhaupt erreichbar ist. Dies hat mich denn bewogen, mich an die Arbeit zu wagen, bei welcher ich, wie man sehen wird, nicht die höfische Sprache, sondern die der Leute, mit welchen ich meine Felder bestelle, in Anwendung bringe, eine Sprache, die weit griechischer ist, als die der Akademiker.«

Diese Grundsätze, von denen auch, wie schon erwähnt,

die romantische Schule, und namentlich ihr Haupt, Victor Hugo, ausgegangen ist: nämlich die Ausdrucksweise des Volks und die der älteren naiv kräftigen Schriften heranzuziehen, sind gewiß die besten Heilmittel, um die französische Sprache wieder frisch und gesund aus der chronischen Krankheit des Classicismus auferstehen zu lassen. Nur fällt hier Courier, der Übersetzer, in einen Fehler, der auch auf Victor Hugo lastet, während die neueste Blüthe französischer Prosa — wir denken hier besonders an Georges Sand — davon gereinigt erscheint: Beide gehen in der Anwendung der Archaismen in Wort und Phrase zu weit. Am Ersten konnte noch Herodot zu dieser alterthümelnden Manier auffordern; am Auffallendsten erscheint sie bei den Übertragungen aus Longus und Lucian, jenen sprachgewandten Epigonen der griechischen Literatur.

Wäre Courier ein längeres, ruhiges Leben vergönnt gewesen, er hätte gewiß seinen Herodot vollendet und noch manches Andere ins Werk gesetzt, um der schönen Aufgabe, die ihm, dem Gelehrten, gestellt ward, vollständiger nachzukommen: der Aufgabe, das griechische Alterthum dem neuen Frankreich zu deuten und in lebensvollen Nachbildungen nahe zu legen. Die außerordentliche Popularität seines Stils, wie sie kein zweiter französischer Gelehrter, auch Nodier nicht besitzt, hätte ihn besonders dazu befähigt. Aber auch so halten wir diese Arbeiten »von kurzem Athem« und diese Anfänge hoch, zunächst um ihres Werthes willen, dann als Muster für Männer von gleichem Streben und endlich als Fechterschule, worin Courier seinen Arm zu seinen besten Thaten gestählt hat.

Welches diese Thaten waren, versparen wir auf die zweite Hälfte dieses Aufsatzes.

Die politische Poesie
bei
den Neugriechen.

Eine Skizze

von

Dr. D. H. Sanders.

h†

Bemerkung.

Für die Schreibweise der neugriechischen Eigennamen galt als einzige Norm die Aussprache, wodurch manche Abweichung von den Bezeichnungen in den angeführten Büchern entstanden ist. Für die im Deutschen fehlenden Laute δ und ϑ wurde die Bezeichnung dh und th gewählt, das weiche ζ durch s, das schärfere σ durch ss, vor ε und ι, γ durch j, ϰ durch kj, ferner μπ durch mb oder b, ντ durch nd oder d und endlich alle verschiedenen Bezeichnungen des J-Lautes (ι, η, υ, οι, ει) durch i oder y ausgedrückt. Der Spiritus asper wurde so wenig wie der Spiritus lenis bezeichnet, dagegen meistens die Betonung durch einen Accent angedeutet. Über die Aussprache des χ (das wir durch ch ausgedrückt) s. Sanders p. 91.

Zugleich wollen wir, um die hauptsächlich benutzten und citirten Bücher in dem Aufsatze selbst um so kürzer bezeichnen zu können, hier die vollständigen Titel derselben folgen lassen:

a. Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel, übersetzt und mit des französischen Herausgebers und eignen Erklärungen versehen von Wilhelm Müller. 2 Bde. Leipzig 1825.

b. Geschichte der griechischen Revolution. Nach dem Engl. des Thomas Gordon bearbeitet, und von der Ankunft des Präsidenten D. A. Kapodistrias bis zur Thronbesteigung des Königs Otto im Jahre 1835 von Joh. Wilh. Zinkeisen. 2 Theile. Leipzig 1840.

c. Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Grüneberg und Leipzig 1842. (bezeichnet Freiheitsl.)

d. Mittheilungen aus Griechenland von Christian August Brandis. 3 Thle. Leipzig 1842.

e. Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten, nebst einem Anhange von Musikbeilagen und 2 kritischen Abhandlungen von Dr. D. H. Sanders. Mannheim 1844.

f. Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie von Adolph Ellissen. In 3 Bden. Mit einer Völker- und Sprachenkarte Europa's. Erster Bd. Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipzig 1846. Dazu ein Nachtrag Ὁ πρέσβυς ἱππότης. — Die sonst citirten Bücher sind das erste Mal mit vollständigem Titel aufgeführt, dann aber mit dem Namen des Verfassers bezeichnet.

Von den frühesten Zeiten der neugriechischen Poesie bis herab auf die jüngste finden sich politische Gedichte. Das älteste bekannte griechische Volkslied ist ein politisches, eine Wehklage über Adrianopels Fall (1361), die sich merkwürdig genug bis auf die neueste Zeit im Munde des Volks lebendig erhalten (Sanders, p. 2 und 23; Ellissen, p. 261). Die Gedichte der letzten fünfzehn Jahre sind fast nur politischen Inhalts und in der ganzen Zwischenzeit ist der Strom der politischen Poesie, obgleich er zuweilen minder reich geflossen, doch eigentlich nie versiegt. Namentlich hat er sich in den Volksliedern, zumal in den wilden Kleftengesängen, lebendig erhalten und kaum ein wichtiges Ereigniß, selbst nur von rein localem Interesse, dürfte unbesungen geblieben sein. Freilich sind viele dieser Kinder des Augenblicks unbeachtet im Strome der Zeiten verrauscht, wie von den Kunstgedichten viele hiehergehörige und höchst interessante, vergessen und begraben, im Staube der Bibliotheken modern oder bereits zu Grunde gegangen sind. Bei der aber trotzdem noch sehr großen Masse von bekannten und leichter oder schwerer zugänglichen politischen Gedichten wird wohl Niemand hier eine Besprechung aller erwarten. Ja selbst die Berücksichtigung nur der wichtigsten, gleichsam der Repräsentanten der verschiedenen Zeiten und der verschiedenen Gattungen in der neugriechischen politischen Poesie — abgesehen von der Schwierigkeit in der Herbeischaffung des Stoffes für einen nicht in der Nähe einer

größern Bibliothek Lebenden — müßte, wenn sie nicht gar zu oberflächlich ausfallen sollte, sich weit über die Grenzen eines Taschenbuchs ausdehnen. Deshalb schien es zweckmäßig, nach einem vorläufigen allgemeinsten Überblick sich auf die poetischen Erzeugnisse der jüngsten Zeit zu beschränken, etwa seit der französischen Revolution, besonders aber seit dem Freiheitskampfe, mit dem eigentlich die Kunstpoesie erst wieder anhebt.

Nachdem Goethe zu einer näheren Kenntniß der neugriechischen Volkspoesie die erste nachhaltige Anregung gegeben, lenkte **1824** Claude Fauriel *) die Aufmerksamkeit Europas darauf hin durch seine vortreffliche, auch mehrfach ins Deutsche übertragene Sammlung neugriechischer Volkslieder mit einem Anhang nationaler Gedichte, der sich später mehre andre Sammlungen anschlossen **). Und es läßt sich nicht leugnen,

---

*) S. über ihn die Ergänzungsbl. zur Allgem. Zeitung **1845** p. **402—416**, namentlich p. **409**.

) Besonders Iken und Kind, Eunomia und Sanders, Volksleben ꝛc. Besondere Beachtung verdient die in Petersburg **1843 von Ewlambios veranstaltete Sammlung ὁ Ἀμάραντος ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος, die ich in meine nächstens erscheinende Sammlung mit aufgenommen habe, ferner N. Tomaseo Canti popolari Toscani, Illirici, Grecchi raccolti ed illustrati. Venezia **1841**. Die im selben Jahre in Athen erschienene Sammlung, *τραγῴδια ἤτοι διάφορα ᾄσματα ἡρωϊκὰ κλεφτικὰ καὶ ἐρωτικά*, ist bei einzelnem Beachtungswerthen im Ganzen werthlos. Außerdem finden sich einzelne Volkslieder in älteren und neueren Reisebeschreibungen. Wir nennen hier besonders Pashley's treffliche Travels in Crete und Ulrich's und Roß' Reisen; Dr. Ludolf Stephani, Reise durch einige Gegenden des nördl. Griechenlands kann als Muster gelten, wie man Volkslieder — nicht aufzeichnen muß.

daß, mit Ausnahme der jüngsten Zeit, fast ausschließlich die Volkspoesie die Aufmerksamkeit eines größern Publicums auf sich zu ziehen im Stande war. Denn nach dem alten vielbewährten Satze, daß sie und die Kunstpoesie in ihrer Ausdehnung im umgekehrten Verhältnisse stehen, floß der Strom der Kunstpoesie um so trüber und stockender, je reiner und reicher der der Volkslieder dahinbrauste: wie umgekehrt in der jüngsten Zeit, wo die Poesie der *Λόγιοι* einen bedeutenden Aufschwung erhalten, obgleich sie im Allgemeinen die Erzeugnisse der Volksmuse nicht übertroffen, ja wohl nur in seltenen Fällen erreicht hat, die Volkslieder schon etwas in den Hintergrund gedrängt sind *) und ihr Gebiet allmälig noch mehr wird beschränkt werden. Vergleicht man aber die Erzeugnisse der Kunstpoesie aus der ältern Zeit einerseits mit denen aus der neueren Zeit (seit 1821) und andererseits mit den Volksliedern, so bemerkt man darin einen frisches Leben und freie Entwicklung beengenden, ja fast erdrückenden fremden Einfluß. Nicht als ob nicht auch in den neueren Kunstgedichten, ja selbst in den Volksliedern **), fremder Einfluß sichtbar und nachweisbar wäre. Aber bei der Volkspoesie ist es der naturgemäße Einfluß von Völkern, die in die heutige griechische

---

*) Ellissen p. 393 und Brandis III. p. 197.

**) Den slawischen Einfluß auf die Volkspoesie der Neugriechen habe ich im Volksleben ꝛc. p. 307—323 nachzuweisen gesucht, jüdischen, in einem für den 6ten Jahrg. des »Jahrbuchs für Israeliten, Wien,« bestimmten Aufsatz hervorgehoben, auf anderweitigen im Volksleben hingedeutet. Besondre Beachtung verdient es, daß viele Volkslieder gleichzeitig albanesisch und griechisch existiren. S. Magazin für die Literatur des Auslands 1846, № 133 u. 134 Die dort angeführten albanesischen Lieder finden sich alle fast wörtlich in Fauriel's Sammlung neugriechischer Volkslieder.

Nation mit übergegangen sind und sich mit ihr zu einem organischen Ganzen verschmolzen haben. Und wer die der Zeit nach ungefähr mit der staatlichen Revolution zusammenfallende Umwälzung in der neugriechischen Kunstpoesie näher ins Auge faßt, wird schwer sich der Vergleichung einer ganz ähnlichen Periode in der deutschen Literaturgeschichte erwehren können, wo die so lange im Joch französischer Nachahmung gefesselte deutsche Poesie, namentlich durch Shakspear's unermeßlichen Einfluß befreit wurde. Nur daß in Griechenland, wie der Einwirkung der französischen Revolution die staatliche Befreiung, so der der neuern französischen Literatur die Befreiung der Dichtkunst von dem drückenden Joch namentlich italienischer Nachahmung zu danken ist *). Sogar es wird nicht schwer halten, die Ähnlichkeit mit der deutschen Poesie noch weiter zu führen. Die Lieder kurz vor und aus der Zeit des griechischen Freiheitkampfes, jene Feuergesänge eines Rigas **) — obgleich nach französischen Mustern gedichtet —, Trikupis, Kockinakis u. A. entsprechen in Ton und Wirkung den unter ähnlichen Verhältnissen gedichteten Liedern Körner's,

*) Ellissen p. 297, 302 u. 394.

**) Freiheitslieder 1—15, Ellissen p. 344—350, Brandis II. 13—15 und viele Lieder in der ersten Abtheilung der bereits erwähnten τραγῴδια, die, in seinem Sinne gedichtet, nicht von ihm herrühren. Selbst der von Perrhäwos für ächt ausgegebene Θέριος (Brandis II. 15) kann nicht von Rigas verfaßt sein, nicht bloß weil Murusis' Ermordung darin erwähnt wird, die erst 1812 Statt fand (s. Gordon I. 225; Demetrius Murusis' Söhne wurden am 16. April 1821 ermordet), sondern auch wegen der nach französischer Weise der Kunstdichter behandelten männlichen Reime, während Rigas in seinem δεῦτε παῖδες darin durchaus der freieren Weise der Volkslieder folgt.

Arndt's, Schenkendorf's *). Die neueste griechische politische Poesie aber gleicht der neuesten deutschen in dem wilden Drang, dem Ungestüm und der Heftigkeit ihrer Freiheitsforderungen auf ein Haar und hier wie da werden strenge Kunstrichter das Überschlagen in das Gebiet der Rhetorik zu tadeln haben. Freilich lassen sich auch bedeutende Verschiedenheiten nicht verkennen, zumal in der Weise, wie griechische Dichter es lieben, ihre politischen Diatriben in das romanhafte Gewebe einer Liebesgeschichte zu verflechten **), während deutsche Dichter sie in kürzeren Gedichten, wenigstens fast immer ohne romanhafte Einkleidung, darzustellen pflegen. Überhaupt aber wäre den heutigen griechischen Dichtern im Allgemeinen Kürze zu wünschen, jene knappe Form, in der den Deutschen noch immer als unerreichtes Muster Platen dasteht. Um so erfreulicher ist es dagegen, wenigstens bei einem Dichter den entschiedenen Übergang von jener verschwimmenden Breite zur concinnen Form wahrzunehmen,

---

*) Brandis III. 86. Sanders 262. Ein Nachhall jener Lieder findet sich noch bei Rangawis in seiner ersten Entwicklungsperiode, im ersten Theil seiner *διάφορα ποιήματα*, Athen 1837, z. B. p. 273 *τὸ δεῖπνον τῶν κλεφτῶν*, p. 289—296 *ὁ ἱππεὺς, ὁ κλέφτης, ὁ συνταγματικὸς*, obgleich das letzte Gedicht schon in die zweite Periode hineinragt.

**) S. den Wandrer von Panajotis Ssutsos, den Umherirrenden von Alérandhros, wie auch die beiden Romane, den Verbannten von dem jüngern Bruder, Leandhros vom ältern, dessen Messias nach dem Prolog ebenfalls politische Ideen zu Grunde liegen (Brandis III. p. 90—194; Ellissen 410). Frei von solch äußerlichem Gewande treten die politischen Ideen in den kleineren Gedichten der beiden Ssutsos auf, namentlich in des jüngern Panorama und seiner Menippia (Brandis III. 191.).

Rangawis, aus dessen erster Entwicklungsperiode wir bereits in einer Anmerkung einige Gedichte genannt, hat außer mehren Übersetzungen aus dem Altgriechischen, einigen Gedichten in Weise der Young'schen Nachtgedanken, einem romantischen Epos »Dinos und Eleni« *) und wenigen Parteigedichten **), zwei Dramen »Frosini« und »der Vorabend« und ein Epos in fünf Gesängen »der Volksbetrüger« geschrieben ***), bei denen sich im Hintergrunde die politischen Beziehungen auf Griechenlands Gegenwart nicht verkennen lassen. Doch leiden besonders jene beiden Schauspiele an dem »Erbübel der neugriechischen Poesie« (Ellissen 353), an Breite, die wohl zumeist durch den für das Drama gänzlich unpassenden politischen Vers verschuldet ist, der mit seiner starren Cäsur uud seinem Reimgeklingel an die Zeit gemahnt,

---

*) S. *διάφορα ποιήματα* I. p. 317 flgde. (1837). Eine recht gelungene deutsche Übersetzung von Fr. v. P. Lachner erschien bereits 1834 nach dem 1831 in Naupli einzeln erschienenen Gedicht in Neuburg a. D. Sie enthält auch einige biographische Notizen.

**) *διάφορα ποιήματα* II. p. 341—349 (1840), ziemlich zahm und durchaus nicht selbständig. S. Ellissen 397.

***) Das erste Drama behandelt die bekannte Geschichte, wie Ali Pascha eine junge Griechin in Joannina ertränken ließ, in höchst idealisirender Weise. Frosini ist aus einer Hetäre zur engelreinen Jungfrau geworden; Ali's Sohn, Muktar »ὁ αἱμοβόρος, ὁ τυραννικὸς,« wie ein »ἐνθυσιαςικὸς φοιτητὴς Γερμανικῆς ἀκαδημίας« darstellt. Das Stück ist trotz vielfacher Reminiscenzen an deutsche Dichter und trotz der Länge (226 Seiten) höchst anziehend. Auszüge aus dem »Vorabend« s. bei Elissen 332—344 u. 413—416, wo sich auch Einzelnes über den *Λαόπλανος* findet. S. auch Kind Neugriech. Anthologie 1844 I. 108.

wo den Deutschen der Alexandriner als dramatischer Vers galt. Überwunden aber ist jener Fehler gänzlich in der (pseudonym erschienenen) Hochzeit des Krutulis, in der wir einen unermeßlichen Fortschritt, den Anfang einer neuen Periode für die griechische Poesie erblicken. Denn jene bereits besprochene rhetorische Poesie, zumeist unter französischem Einfluß, als deren Häupter und Vertreter die beiden Ssutsos, namentlich der jüngere, zu betrachten sind, ist hoffentlich — obgleich verdienstlich an sich — doch nur ein Durch- und Übergang von der steifen, hölzernen Nachahmung italienischer Vorbilder zu einer selbständigen, nach der ruhigen Schönheit altgriechischer Dichtkunst hinstrebenden Periode:*) wie ja auch in der deutschen Literatur auf die in Opposition zu der steifen Nachahmung französischer Muster unter Shakspear'schem Einfluß hervorgegangene Sturm- und Drangperiode ein Hinstreben nach dem Maß klassischer Schönheit, auf Goethe's

*) Auch Christópulos, der »neue Anakreon« verleugnet den französischen Einfluß durchaus nicht: s. Ellissen p. 351, dessen übertriebenem Lob gegenüber wir nur unser früheres Urtheil — Volksleben p. 288 — wiederholen können. Übrigens gehört bei seiner politischen Apathie dieser Dichter, der allerdings die neu Periode eröffnet, nicht in den Kreis unserer Betrachtung. Rangawis singt von ihm in einer Ode, worin er ihn auffordert, sich mit dem jungen Hellas zu verjüngen, wie Hellas in der Freiheit nieder zu tauchen, wie ein Phönix aus der kalten Asche zu erstehen und wie früher zu singen (*διάφ. ποιήμ.* I. 306, Ellissen l. l.):

Ich las in Knechtestagen,	Da Deine Leier tönte
Anakreon, Deine Lieder,	Mit süßem Silberklange,
Und wähnte da mit Klagen,	Weinten die Musen, stöhnte
Die freie Zeit sei wieder	Das Väterland so bange,
Gekehrt der Lieb' und Lust.	Verwaist um den Verlust.

Götz seine Iphigenia folgte. Möchte die Hoffnung auf Verjüngung und Wiedergeburt der hellenischen Poesie in Deutschland wie in Griechenland keine Täuschung sein! Freilich muß in beiden Ländern, zumal in unserm Vaterlande, ein anderer politischer Boden erkämpft werden, um solche Dichtungen hervorzubringen und gedeihen zu lassen —, nicht etwa, wie es wohl von oben beliebt wird, todte Kopien griechischer Dichtkunst, die in fremden, abgestandenen und bereits lange überwundenen Anschauungen wurzeln, sondern lebendig aus freiem Volksbewußtsein hervortreibende Schöpfungen, die mit den griechischen Werken ursprüngliche, selbständige Schönheit gemein haben:

»Denn es wechselt die Zeit und der Welt Umschwung und der Menschheit ewige Wandlung
Und so lang ihr die nicht völlig begreift, bleibt stets ihr lallende Knäblein . . .
Nicht schreitet zurück deshalb, krankhaft
Dem Gewesenen hold, das lange vermorscht!
Seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht
Des romantischen Quarks
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit!«

Jedenfalls ist der Anbau der aristophanischen Komödie, einer der wenigen rein dichterischen, d. h. schönen Formen politischer Poesie, in Deutschland wie in Griechenland ein Schritt zu dem angedeuteten Ziele und haben wir deshalb »die politische Wochenstube« wie »die Hochzeit des Kutrulis« mit hoher Freude begrüßt *).

---

*) Trotz Ellissens »mit gutem Bedacht« ausgesprochner Überzeugung und seinem »unbefangnen Urtheil« (!): wobei (o der Unbefangenheit!) von Jedem, der den Aristophanes »lobpreisend im Munde führt,« vorausgesetzt wird, daß er ihn »nur

Gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen bis etwa auf die Zeiten der französischen Revolution zurück, mit der, wie bereits erwähnt, auch für die neugriechische Kunstpoesie eine Umwälzung anhebt: so müssen wir zugleich bemerken, daß diese Zeit für die mindestens ebenso wichtige Volkspoesie durchaus nicht epochemachend war. Vielmehr wälzt sich ihr Strom rein und frisch von den ältesten Zeiten herab bis auf die neueste, wo allerdings ihr Gebiet durch die sich immer mehr ausbreitende Kunstpoesie etwas beschränkt zu werden anfängt. In diesem lebendigen, von keiner Stockung unterbrochenen Fluß ist Vieles verrauscht, nichts veraltet. Die Wehklage um Konstantinopels Fall (Fauriel, II., 172; Freiheitsl. p. 15) klingt mit ihrem tröstlichen Schluß noch heute so frisch wie das jüngste Volkslied; gewisse stereotype Wendungen und Bilder finden sich in den jüngsten wie in den ältesten Liedern *). Nur die Lage und die Verhältnisse der Klephten haben sich seit jener Zeit wesentlich geändert; die wilden, gegen die Türken ihre Freiheit und Unabhängigkeit verfechtenden Klephten sind — wenigstens im eigentlichen Griechenland — zu gewöhnlichen Räubern herabgesunken und »der großartige Kampf für Recht und Freiheit zu einem kleinlichen um die

---

stückweise und oberflächlich oder gar nicht gelesen.« Ellissen p. 130.

*) Der Anfang des eben erwähnten Liedes (Ao. 1453) und des über Kjamil-bei's Gefangennahme Fauriel II. 198 (Ao. 1821); die Wendung »ich kam weder des Essens noch des Trinkens halber, sondern . . .« in dem Gedicht Herr Michalis aus dem 16. Jahrhundert (Sanders p. 4) und in dem neuern, höchstens aus dem Ende des vorigen (ib. p. 14), womit auch zu vergl. das serbische Gedicht »Duschans Hochzeit,« v. 27—30. S. Gerhard's Wila I. 130.

Höhe der Steuer« (Sanders, p. 35 und 14) geworden. In der Zeit des Freiheitskampfes selbst aber waren die Kleftenkapitani Heerführer geworden und statt der wilden Kleftengesänge ertönten dann wohl von Kunstdichtern verfaßte Kriegslieder, wie des Kolokotronis' Gesang (Freiheitsl. 13), der mit seinen kunstgerechten männlichen Reimen gewiß nicht von dem »Alten« herrührt und in dem das Mißtrauen gegen Rußland und der Kampf für »Freiheit und Gesetzlichkeit« (*ἐλευθερία καὶ εὐνομία*) seltsam gegen dessen bekannten Charakter absticht (vergl. Brandis, III. 257 und Gordon, I. 265). Trotz all der schönen Redensarten von »der Führerin Eintracht« (*καὶ τὴν ὁμόνοιαν ὁδηγόν*) herrschten nur Zwietracht und wilde Parteikämpfe und auf diesem Boden wucherten dann die Kleftenlieder im alten Sinne, nur Baiernhaß sprühend, wie früher Türkenhaß: s. Sanders, p. 14 № 13. Ein anderes Lied *), das sich ganz auf dieselbe Zeit, Kolokotronis' zweite Gefangennahme, bezieht (Gord., II., 843, besonders 847), erzählt in der abgerissenen Weise der griechischen Volkslieder, wie die Kolokotronäer in der Kirche mit goldenen Kopftüchern und silbernen Säbeln zusammenkommen und wie nach beendigtem Gottesdienst der Alte seinen Sohn Jennäos und seinen Schwager Koliópulos zu geheimer Unterredung beruft, ihnen einen üblen Traum mitzutheilen. Ihn habe geträumt, er überschreite einen trüben Fluß und könne nicht hinüberkommen, sein Kopftuch und seines Säbels Trobdel hätten gebrannt. Das Kopftuch aber sei sein Kopf, die Trobdel Jennäos; ge-

---

*) Absichtlich entlehnen wir die Beispiele nicht aus den gedruckten, oben genannten Sammlungen, sondern aus unseren bereits erwähnten, bis jetzt noch handschriftlichen »neugriechischen Lieder, Sagen und Märchen.«

stern im Hause des Gouverneurs und des Nomarchen habe er die geheime Kunde gehört, Kolokotronis solle in Haft bleiben sein ganzes Leben. — Ein anderes, ungefähr aus derselben Zeit stammendes Lied handelt, ohne ihn anders als mit dem Taufnamen zu bezeichnen, von Joannis, dem Sohn des Panutsos Potarás, der in dem ersten Bürgerkriege während des s. g. Freiheitskampfes auf der »konstitutionellen« Partei stand, während die beiden Brüder Delijannis es mit der »Militairpartei« hielten (Gordon, II., 119), zu der sich auch Georg Sßissinis neigte (ib. 116). Es beginnt mit der stereotypen Wendung, daß drei Vögel sich auf die Burg von Korinth setzen, von denen einer nach Anapli, der andere nach Rumili schaut, der dritte aber wehklagend den Jannakis anredet und ihm räth, sich, wie des Sßissinis Burschen und die Delijanneer, ruhig zu verhalten. Auf die entschiedene Weigerung folgt die erneuerte Warnung, nicht in den Kampf nach Athen gegen die furchtbare Türkenmacht zu ziehen. Jannis' Antwort:

»Ich hab' dreihundert Mann zu Pferd und tausend mit der Flinte,
Ich habe Pulver ohne Maß, Kugeln, so viel ich wünsche«

schließt das Gedicht, von dem es bei der skizzenhaften, nur für die nächsten Hörer berechneten Darstellung schwer zu entscheiden ist, ob es sich nicht vielleicht auf die in den August 1826 fallende Fehde zwischen *'Ιάννης Νοταρᾶς ἀρχοντόπυλος* und seinem Vetter *Παναγιώτης Νοταρᾶς* bezieht, an der die andern Primaten lebhaft Antheil nahmen *). Es kann natürlich hier nicht unser Zweck sein, viele solcher Lieder mitzutheilen; es genügt, wenn klar und anschaulich hervor-

*) Gordon II. 360.

tritt, wie gering die Veränderung ist, welche Griechenlands politische Umwälzung auf diese Lieder hervorgebracht. Außerdem macht die skizzenhafte Darstellung und der griechische Brauch, die Helden meist mit dem bloßen Taufnamen zu bezeichnen, die Zeitbestimmung für dieser Lieder oft sehr schwierig, zuweilen ganz unmöglich. Auch werden mit kleinen Varianten, etwa Namensänderungen, bei den sich wiederholenden Gelegenheiten die alten Lieder neu gesungen: z. B. wie der Räuber gefangen und zum Tode abgeführt wird, tausend vor ihm und zweitausend hinter ihm und wie er dann fleht, ihn nicht durchs Dorf zu führen; seine Feinde würden es sehn und jauchzen, seine Freunde weinen und seine Geliebte todt hinsinken. — So mögen denn hier nur wenige besonders bemerkenswerthe Lieder im Auszuge Platz finden, zunächst das vom Mädchen-Armatolen (wahrscheinlich älteren Datums) aus dem Ἀμάραντος. — »Wer sah je auf dem Berg 'nen Fisch, das Meer besä't mit Saaten?
Wer sah 'ne schöne Maid im Kleid 'nes Kleften und Soldaten?«

Zwölf Jahre, heißt es dann weiter, sei Dhiamando unerkannt Klefte gewesen, bis ihr an einem Feiertag beim Spiel mit den Waffen das Busentuch zerrissen. »Da schien die Sonne glänzend hell, es blitzte hell das Mondlicht« und ein kleiner Kleftenbursch lachte. Sie verspricht, ihn zu belohnen, wenn er schweige; doch er verlangt sie zum Weibe. »Wie packet sie ihn da am Haar und wirft ihn hin zu Boden!« so daß er um Gnade flehen muß. In einem andern — wahrscheinlich ursprünglich albanesischen — Liede werden die Vögel zum Schweigen und zur Trauer aufgefordert, weil Mussa aus Barbunja in Rumeli gefallen. Seine Pallikaren brachten seine Waffen und einen an drei Stellen verbrannten (d. h. Trauer-)

Brief an Ibrahim-aga, Lulos und Karaméros, der die Bitte enthält, für seine Kinder und Barbunja's Burg (Thurm Πύργος) zu sorgen. Er sei gestorben, oder, wie das Lied es ausdrückt:

Als Obersten hat der Paschá nach Sfofja mich entboten,
Den Schatten als Gerichtsdiener (τζαύση), als Bimbaschi den Todten;

die Platte sei nun seine Schwiegerin, die Erde seine Gattin, die Kieselsteine seine Verwandten. Diese Nachricht sollen sie seiner Mutter (νενὲς) und seiner armen Frau bringen, damit diese ihn nicht mit den Schwalben erwarten. — Endlich sei noch als Beispiel, wie die lebendige Volkspoesie Gedichte fortbildet und ändert, das Folgende erwähnt. Der Anfang stimmt fast ganz mit dem bei Fauriel II. p. 62. Auch hier stöhnt das Grab, »nicht weil der Hügel es bedrückt oder die Steine,« sondern (so lautet hier der Schluß) weil sie, ihrer vierzig Kleftenburschen, die aufs Evangelium geschworen, jeden von ihnen zu schützen, ihren Führer, da er fiel, verlassen, obgleich er, »die Seele auf den Zähnen«, sie gebeten, ihm den Kopf abzuschlagen und ihm die Waffen zu nehmen, damit die Türken sie nicht zum Schmuck hätten. Bei diesem Lied möchte, obgleich es sich gewiß auf ein Faktum stützt, die Zeitbestimmung geradezu unmöglich sein. — Etwas Anderes ist es mit den Liedern, die sich auf historisch bekannte Ereignisse, wie die des Freiheitskampfes beziehen, z. B. auf Botsaris Tod u. a. (s. namentlich Fauriel I. 98 u. ff. die Sulioten-lieder und II. 174 ff.), die ich aber als bekannt übergehe. Hier folge nur, um den Unterschied von diesen, im Ton von den älteren Kleftenliedern schwer zu unterscheidenden Liedern anschaulich zu machen, ein Städtelied, das unangenehme, beängstigende Zustände in scherzhafter Weise darstellt. — Auf

ihren Gruß fragt der Dhimarchos — eine erst seit Otto's Regierung eingeführte Würde — die Malámo nach der Ursache ihres späten Erscheinens. Während er auf ihre Klage über Diebstahl Diener und Schreiber abschickt und den Assessor holen läßt, soll sie eintreten und sich ins Bett legen, um ihn eng zu umarmen. —

Das Bisherige genügt füglich für die hier beabsichtigte allgemeine Schilderung der politischen Volkspoesie etwa von der französischen Revolution ab. Den Übergang zur Kunstpoesie bilden am natürlichsten Volkslieder, die den Einfluß der *Λόγιοι* nicht verläugnen können oder vielmehr von ihnen fortgeführt sind. Dahin gehört ein Gedicht Rumeli, das sich in der Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années 1797 et 1798 d'après 2 missions dont l'une du Gouvernement français et l'autre du géneral-en-chef Buonaparte. Redigé par un des professeurs du Prytanée findet. Alles freue sich — beginnt es — nur Rumeli und die Inseln ständen in Kummer. Warum freust du dich nicht und spielst zum Tanz auf? — Wie könnt' ich das? lautet die Antwort. Nach diesem volksthümlichen Anfang (vgl. die ganz gleichlautenden Verse bei Sanders p. 2 № 2) fährt offenbar der *Λόγιος* fort: Wenn du fremd bist und als Griechenfreund die Ursache meines Kummers erfahren willst, schlag die Geschichte auf und siehe, was Griechenland gewesen, und höre, was es jetzt ist! Wo ist jetzt mein Athen, das die Welt einst bewunderte und noch heute verehrt? wo die Freiheit zuerst erschien, Solon seine Gesetze gegeben u. s. f. In diesem Tone geht es fort, untermischt mit einzelnen volksthümlichen Versen, wie: »Jeglicher Türk' auch ein Tyrann, jeder Romä'r ein Sclave.« Es genügt daher wohl, das Ende von Rumeli's Rede herzusetzen (v. 70—87):

Europa, und was that ich Dir, daß Du Dich freust, zu sehen
Ein Ungethüm auf meinem Thron, das sich am Blut nicht
sättigt?
Ein einzig Zeichen seiner Hand und tausend Köpfe fallen.
Und ich, all dieses sehe ich und weine schwarze Thränen
Und, wem ich sagen soll mein Leid, nicht einen Einz'gen hab' ich
Und nicht ein Einz'ger findet sich, um Trost mir zuzusprechen.
Getränket hab mit herbem Gift ich die bewohnte Erde
Und allesammt vergaßen mich, Keiner hat mit mir Mitleid!
Die Russen auch, die Freunde mein, sie, meine einz'ge Hoffnung,
Was thaten sie mir Gutes, da sie kamen zur Levante?
Daß sie die Inseln mir zerstört und daß sie mich verlassen
Und daß mit den Tyrannen sie geschlossen Frieden wieder.
Du siehst, in welchen Zustand mich Rußland hineingestürzt hat!
Solch eine harte Sclaverei gab's nirgend in dem Weltall,
Und keine Hoffnung seh' ich wo, daß ich befreiet werde!
Und Du sagst mir, ich soll mich freun, soll spielen auf zum
Tanze,
Ich, die ich keinen andern Trost find' als in meinen Thränen?! —

Aus einer etwas späteren Zeit (nach 1812) ist das satirische Drama ὁ ῥωσσ-αγγλο-γάλλος, das Russen, Engländern und Franzosen ihr an Griechenland verübtes Unrecht vorwirft. Bruchstücke daraus finden sich unter andern bei Ellissen p. 327 ff. mit einer — freilich nicht ganz formgetreuen — recht lesbaren Übersetzung. Zwischen diese beiden ächt patriotischen griechischen Gedichte in das J. 1805 fällt eine Lebensbeschreibung Ali-Pascha's von Chatsi-Ssiretis,*) welche, in ächt muselmännischem Sinne verfaßt, einen merkwürdigen Pendant

*) Das Χατζῆ (Pilgrim) vor dem Namen bedeutet bei den Türken bekanntlich, daß Jemand seiner Pflicht, das heilige Grab in Mekka zu besuchen, in eigner Person nachgekommen; auch vor christlichen Namen findet es sich als Bezeichnung ihrer Wallfahrt nach Jerusalem, z. B. Χατζῆ Μιχάλης.

zu Perrhäwos Geschichte von Sfuli und Parga und zu den Sfuliotenliedern bei Fauriel bildet. *) Dagegen sprühen den entschiedendsten Türkenhaß die bereits besprochnen, mit den bisher erwähnten Gedichten etwa gleichzeitigen patriotischen Gesänge von Rigas und ihre Nachdichtungen, denen sich andere nationale Gedichte vor und aus der Zeit des Freiheitskampfes anschließen. So das Kleftengedicht Dhimos von Sp. Trikupis 1821 (s. Brandes III. 87, die Gedichte der Zantioten Kalwos und Sfalomós u. A.: s. Dr. Theod. Kind neugr. Anthol. I. 88 und besonders die »Freiheitslieder« 1—15). — Aber die nationale Begeisterung, aus welcher der Freiheitskampf und jene Freiheitslieder hervorgegangen, hielt sich bekanntlich nicht lange rein; auf den ersten gewaltigen Andrang gegen den gemeinsamen Feind, gegen die Allen gleich verhaßte türkische Gewaltherrschaft, folgte ein wildes Parteitreiben: dergestalt, daß noch während des Kampfes um äußere Unabhängigkeit und Freiheit Bürgerkriege zwischen den Konstitutionellen und der Regierungspartei entbrannten, welche später besonders in der Willkürherrschaft der Kapodistrias reichlich Nahrung und Zündstoff fanden. Die Poesie war in Griechenland der Spiegel dieser Zustände: und so folgte auf jene Periode der begeisterten Nationallieder eine neue der Parteigedichte, an deren Spitze, wie bereits bemerkt, namentlich der jüngere Sfutsos steht.

*) Das Interesse, das dies Gedicht auch in andrer — historischer und sprachlicher — Beziehung bietet, namentlich durch die Ähnlichkeit des Tons mit den gerade hierin von den übrigen griechischen Volksliedern so abweichenden kretischen (s. Sanders p. 318), rechtfertigt die Mittheilung eines ausführlichen Auszuges nach Leake Travels in northern Greece I. 463, die wir jedoch, um unsre Darstellung hier nicht zu unterbrechen, gelegentlich in einem besondern Aufsatz geben werden.

Die Brüder Alexandhros und Panajotis Sfutsos, die gleich den Dioskuren in der neuesten griechischen Poesie glänzen, Sprößlinge eines altangesehenen Fanariotengeschlechtes, wurden 1820 von ihrem kurz darauf verstorbenen Oheime Alexandhros Sfutsos, Hospodar der Wallachei, nach Paris geschickt, wo sie französische Bildung und jene Freiheitsideen einsogen, die sich so offen in all ihren Werken kundgeben, mehr verneinend im Ganzen und gegen das Bestehende ankämpfend als neu aufbauend (S. Brandis III. 136 und 186—194). Freilich zeigt die Entwicklungsgeschichte, namentlich des jüngern Alexandhros, in den Urtheilen, Sympathien und Antipathien der frühern und der spätern Zeit mannigfache Widersprüche. Wer aber den Dichter darüber anklagt, thut ihm Unrecht. Denn wie er auch zuweilen auf der Woge der Partei einherzuschwanken scheint — wäre das anders möglich bei dem wilden Strudel um ihn, der oft, die eben noch fest zusammenhielten, auseinanderriß, Andre, die einander feindlich gegenüberstanden, zusammenführte? Wer tiefer auf des Dichters Geist und Gesinnung eingeht, wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß er bei allen Stürmen sich unwandelbar nach einem Kompaß gerichtet, der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande (Sanders 290 ff). Der Dichter stand fest, aber um ihn herum drehte sich Alles schwindelnd und schwankend; die Widersprüche in seinen Werken haben ihren Grund meist in jenem fröhlichen Vertrauen des bessern Menschen, der, was ihm die Seele schwellt, auch außer sich zu schauen glaubt, in jener gläubigen Zuversicht, die, oft getäuscht, sich immer wieder von Neuem täuschen läßt, die jeden schwachen Lichtschimmer freudig als Morgenroth begrüßt, wo es irgend möglich ist, die reine Freiheitsliebe des eignen Busens voraussetzt und dann freilich, wenn sie sich getäuscht sieht, in um so herberen Spott

ausbricht. — Ssutsos, der am Schluß seiner Geschichte der griechischen Revolution Kapodistrias mit Vertrauen begrüßt hatte, schleuderte, bitter getäuscht, im ersten Theil seines *Πανόραμα τῆσ Ἑλλάδος* und in seinem Verbannten die heftigsten Satiren gegen den Präsidenten und die Nagäer. — Otto kam mit seiner Regentschaft; der Dichter, der Mitglied der am 3. April 1833 ernannten Commission für das Schulwesen ward — Gordon II. 831 — und in Gemeinschaft mit seinem Bruder den seit Anfang Juli desselben Jahres unter den Schutz der Regentschaft erscheinenden *ἥλιος* redigirte — ib. 843 — hatte mit offenstem Vertrauen den König begrüßt und ihn als auf einen Leitstern in des Lebens Wogen auf seinen philosophischen Vater verwiesen (*εἰς τὸ πέλαγος τῦ βίυ ὁ φιλόσοφος πατήρσυ ἄς σέ εἶναι, βασιλεῦ μυ, ὁ χειραγωγὸς ἀςὴρ συ!*), auf den gekrönten Dichter, auf dessen Worte die Griechen mit Zuversicht als auf Bürgen einer glücklichen Zukunft schauten, stolz darauf, einen Sprößling Deutschlands auf ihrem Throne zu sehen und von dem weisen Vaterlande der Geßner, Wieland, Klopstock, Goethe und Schiller freie Gedanken, edle Gefühle, Ehrfurcht und warme Liebe gegen Griechenlands Alterthum und Belehrung in deutscher Einfalt und Biederkeit erwartend (*Πανόραμα* II. 68). Der unglückliche Stellenjäger, der gegen die Deutschen nichts ausrichten kann, wird persiflirt (*Ὁ Σπυδαρχίδης ἀποτυχών*. *Πανορ.* II. 5 *σὰν τὴν γάτα τὴν βρεγμένη, φίλοι μυ, ἀναχωρῶ. μὲ τὺς Γερμανὺς νὰ κάμω προκοπὴν δὲν ἠμπορῶ*). Aber schon in dem *ἥλιος* bricht leiser Spott gegen die Regentschaft und lauter Tadel gegen die Minister hervor (Gordon II. 843): und wie tobt dann später der Fremdenhaß in dem *Περιπλανώμενος* und in der *Μενιππεία*! Die zornigen Engländer und die zahmen Russen seien die Feinde von Griechenlands nationaler Unabhängigkeit. Aber auch diese Un=

abhängigkeit genüge nicht allein: der König müsse auch die versprochene Konstitution geben, ohne die das tägliche Brot auf unsern Lippen bitter ist. Die den Thron umlagernden Baiern verhinderten sie, indem sie Mißtrauen gegen das Volk säeten; sie müßten als in Griechenland schädlich, in Baiern aber höchst nothwendig, kostenfrei und bequem zurücktransportirt werden (*Πρόλογος έ*); die hellenische Herrlichkeit sei wie eine Blase zergangen, das Vaterland in ein trocknes Strombett verwandelt, in welchem der fremde Wandrer spiele; mit trockner Ferse durchschritten es die Baiern und schleuderten seine Steine gegen alle Griechen; Griechenlands Väter, die, den Pelikanen gleich, mit dem eignen Blute das Volk genährt, Botsaris, Karaiskos, Tsamadhós, die Riesen, seien gefallen und auf ihren heiligen Trümmern stehe ein Heer von Pygmäen u. s. f. (*Περιπλανώμ.* Schluß 155 und 156). Wie ein Heer unersättlicher Harpyien seien die Baiern eingefallen, Hellas nähre sie mit seines Zornes bittrer Galle und das Land, in fieberhaftem Haß entbrannt, lasse in tödtlicher Gluth sie einen nach dem andern hinwelken. Es kamen und kommen die Fremden sogar von den beiden Polen, fährt der Dichter fort, die von der Welt Verachteten verachten uns insgesammt. Als Helot trage, o Grieche, den Hut, da es dir an Muth und Waffen fehlt. (Anfang des *Περιπλ.* p. 3). In der Anmerkung zu der letzten Stelle (p. 40 ff.) werden in bettrer Ironie die Baiern mit wenigen Ausnahmen als sehr philhellenisch geschildert, mit platonischer Liebe zu den Nachkommen des Perikles und ihren attischen — Drachmen. Der gekrönte Sänger werde in seiner Ermahnung an Griechenland, allein sich die Freiheit zu erwerben, doch wohl auch Se. Majestät und dero Unterthanen mitausgeschlossen haben. Aber alle Stellen seien mit Baiern besetzt. Seit Januar 1833, sechs Jahre also, seien bairische Soldaten im Lande, die jährlich sechs Millionen

Drachmen gekostet, eine Summe, für die reichlich eine Bank (so daß man nicht von den Wunderwerken des Herrn Regny abzuhängen brauchte), Straßen und Kanäle zur Belebung des Binnenhandels und Bibliotheken hätten gegründet werden können. Wenn aber die Minister behaupteten, die Baiern seien zur Aufrechthaltung der Ruhe nothwendig, so sei das ein schönes Zugeständniß in ihrem Munde von der Unzufriedenheit des Volks mit ihrer Verwaltung. Man stelle Griechenland durch eine Konstitution zufrieden und die Baiern werden gleich überflüssig sein. — Dann werden die einzelnen bairischen Herren durchgehechelt (wobei die »Geschichte der griechischen Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte Griechenlands vom J. 1833 bis zum J. 1844 von H. A. Baron von St...t« zu vergleichen ist). Heideck z. B., der in Baiern nie auch nur auf einem Fluß gefahren, den Schwindel erfaßt, so oft er von einer Brücke auf einen Fluß herabgesehen, lenkte in Griechenland das Seewesen und baute mit je einer Kanone, die größer als er, Kriegsschiffe, die wie Münchens Biertrinker gehen. Nach Aufzählung mehrer solcher »von den Griechen mit aufgesperrtem Munde und übereinandergeschlagenen Händen angesehenen ovidischen Verwandlungen« (s. St...t p. 9 und 12), spricht Ssutsos von den andern vielen Fremden. In Griechenland nehmen außer den Griechen Alle nach einander die vornehmsten Stellen ein. Herr Regny wurde noch vor seiner Ankunft aus Frankreich zum Commissair ernannt (St...t p. 102) und wir haben die Kosten für sein Kommen bezahlt. Das Vernünftigste wäre vielleicht, nach einer Bemerkung der Athiná, sofort auch die Kosten für seine Rückkehr zu bezahlen. Bei all ihren Talenten und all ihren persönlichen Fortschritten richten die Fremden nichts Großes für Griechenland aus. Fabvier bei Kárystos und bei Chaïdari (Gordon II. 343 und 393), Lord Cochrane in seinem Zuge gegen Alexan-

drien, der selige Johann Kapodistrias zur Zeit seiner Präsidentschaft, die baiersche Regentschaft, der sonderbare, bäurische Rudhardt (St...t p. 81), die heutigen königlichen Räthe, Commissaire u. A. — was wollt Ihr? die fremden Herren wurden unter keinem günstigen Stern geboren. — Noch schärfer wird den Baiern in der Menippia zu Leibe gerückt, worin der Dichter »mitten unter den Verfolgungen« der Presse durch die Staatsanwalde seine Satire gegen die Hellenen abschießt, weil »die Krebsschäden des von tödtlichen Wunden bedeckten, faulen Staats trotz der dadurch zu verursachenden Schmerzen berührt und mit Höllenstein geätzt werden müssen«. Mit Übergehung des Spottes gegen die bairischen sieben Weisen der Kamarilla (St...t p. 88), die, weder die Namen noch die Sprache der jetzt verachteten Freiheitskämpfer kennend, (St...t p. 108 p. 70 unten u. o.), die Fremden so vielfach ungerecht bevorzugen, einem Hütz (»dem rohen und kenntnißlosen Kommandanten, den die öffentliche Meinung als Ursache der Verschleuderung vieler Hunderttausende von Drachmen anklagte«: St...t p. 145) jährigen Urlaub bewilligen, den Grisiotis dagegen für eine kurze Entfernung das halbe Gehalt und das Futter fürs Pferd entziehen u. s. f. will ich hier nur das über Feder Gesagte mittheilen, weil es zur Berichtigung der oft angeführten Schrift von St...t dienen kann. Die Ohrfeige, die Feder dem Redakteur der *Ἐλπὶς* Lewidhis öffentlich in einem Kaffeehause gegeben für die Nachricht von einem Korb, den Feder von einer Spartanerin erhalten habe, erregte den Unwillen der Presse in hohem Grade und rief Drohungen hervor, die mit der Behauptung, daß »die Griechen nie daran gedacht, den Deutschen nach dem Leben zu trachten« (St...t 146) schlecht stimmen (s. Elissen p. 397). Völlig unbegreiflich ist aber die Äußerung des Barons von St...t (p. 85), Feder sei eine

jener schönen Ausnahmen gewesen, die nie (!) vergessen hätten, daß die Griechen Anspruch auf die zuvorkommende Freundschaft der Fremden hatten; er habe mit den Griechen umzugehen verstanden und wenn er auch seine politischen Gegner gehabt, so habe man ihm doch im Allgemeinen die so wohl verdiente Achtung gezollt u. s. f. Hören wir Ssutsos dagegen! »Der Held gegen unsern unbewaffneten Lewidhis, der Maniatenbei Feder theilt Kreuze aus; dem Einen enthält er das Gehalt vor, die Andern befördert er. Er grollt, daß die Mani (Maina) ihm keine Braut giebt und zischt am brennenden Tänaros wie die Schlange. Doch sagen wir Dir, dem Fremdling: Feder, Feder! die Mani hat Kämpfer statt weißer Jungfrauen, sie hat Tsimowa und Petrówunon, wo der Werth eines Baiern kein Zweidrachmenstück hoch gilt (die 1835 dort gefangen genommenen Baiern wurden aus Hohn für solchen Spottpreis losgeschlagen). »O Schimpf und Schande, daß bairische Officiere Bräute aus den edelsten Geschlechtern verlangen und wie die Verlobung nicht gleich vor sich geht, wüthend die Mawromichális vor Gericht schleppen lassen, wo es Protocolle regnet!« — Die Menippia, die in vollständigem Auszug mitzutheilen uns der Raum mangelt, schließt mit einem begeisterten, sehnsüchtigen Anruf an die Konstitution (vergl. das Gedicht von Ssutsos bei Sanders p. 272): Konstitution! die Fremden werden unser Volk ehren, der wilde Feder vor des Volkes Majestät zittern; der Horizont wird uns Griechen strahlen, wenn auf die Knechte freie Richter, auf die verhaßten Räthe Beschützer der Nation folgen. Wenn der Dichter die Konstitution nicht mehr erlebe, so sollen seine Freunde ihm ins Grab nachrufen, daß die Nation erstanden und seines Lebens Sehnsucht erfüllt sei. Dann werde die Trauerweide auf seinem Grabe und die bang rauschende Luft ihre Klagen enden. — Aber der Dichter erlebte

den ersehnten Tag noch; nach Verbannung und Umherirren begrüßte er in einer eignen Zeitschrift den »dritten September« und die endlich errungene Konstitution (s. Ellissen p. 425). Die Klagen jedoch hatten ihr Ende damit noch nicht gefunden. Die Allgemeine Zeitung vom 18. December 1843 brachte folgende kurze Nachricht: »Herr Paikos, eine Fanariote, sprach sich in der Nationalversammlung für die Zulassung der Fremden aus. Das Volk hatte kaum hiervon Nachricht erhalten, als es laut seinen Unwillen zu erkennen gab, sich zusammenrottete und die Fensterscheiben im Hause des Herrn Paikos zerschmetterte. Herr Ssutsos, ebenfalls Fanariot und deshalb nicht beliebt, hatte in seinem Journal eine politische Satire auf Griechenland einrücken lassen. Das Volk strömte haufenweise zusammen und um Unordnungen vorzubeugen, gab das Ministerium — (das, von Ssutsos verspottet, wahrscheinlich selbst den Volksaufstand veranlaßt hatte, s. Alexander Clarus Heinze, der hellenische Nationalcongreß zu Athen in den Jahren 1843 und 1844 p. 74) — dem Dichter die Weisung, das Land zu verlassen. Ungeachtet der verschiedenen stattgehabten Sitzungen ist doch nichts Wesentliches beschlossen worden und die Verhandlungen beschränken sich bis jetzt auf einige resultatlose Diskussionen« (vgl. die Zeitung v. 21. December. Ausführlicheres über die Verbannung des Dichters und die Veranlassung dazu s. bei Heinze a. a. O. u. p. 77 und Ellissen p. 431).

Immerhin mag man nach dem Vorstehenden Ssutsos eines Schwankens im Urtheil zeihen. Jedenfalls aber hat er selbst nie zu den von ihm selbst in seinem, den Andoniádhis persiflirenden »genäschigen Zeitungsschreiber« so glücklich verspotteten Schriftstellern gehört (s. *Πανόρ*. II., p. 28), deren Refrain lautet:

Bin ein warmer Patriot ja und unsinn'ges Zeug nicht treib' ich:
Gieb entweder mir 'ne Stelle oder eine Zeitung schreib' ich:

Schriftsteller, welche »der Minister Süßigkeiten essen und dann süß schreiben« und »wenn dann die Abonenten sie im Stich lassen wollen,« versichern, daß sie trotz des Umgangs mit Ministern und Ministerfrauen »immer noch die alten Ochlokraten« seien, die, »da ihnen Gott zwei Hände gegeben, mit der einen das Volk, mit der andern die Minister berauben« u. s. w. — Mehr Auszüge aus des Dichters Werken zu liefern, als hier beiläufig geschehen, schien überflüssig, da er und seine Weise in Deutschland ziemlich bekannt ist. Der erste Theil des *Πανόραμα* ist von Kind mit — oft freilich falschen und höchst lächerlichen — Erklärungen herausgegeben; eine vollständige Übersetzung des zweiten poetisch schwächern Theiles wird nächstens in meiner bereits mehrfach genannten Sammlung neugriech. Lieder 2c. erscheinen. Der *'Εξόριστος*, von dem auch eine deutsche Übersetzung existirt, ist außerdem von Brandis ansführlich besprochen, wie auch der *Περιπλανώμενος*, aus dem wir einige besonders scharfe, wohl eben ihrer Schärfe halber von Brandis übergangene Stellen oben mitgetheilt. Eine Übersetzung des Lustspiels *ὁ Ἄσωτος* ist von Ellissen (p. 404) angekündigt, dessen Polyglotte auch manche von Ssutsos' Gedichten enthält, p. 394—434. S. auch Sanders, p. 265 ff. und Kind, neugr. Anthol. I., p. 110 ff.

Zur Besprechung anderer seiner Gedichte dürfte sich auch wohl nächstens Zeit und Gelegenheit finden; hier inzwischen erscheint es passender, sich zu einem in Deutschland ziemlich unbekannten jüngeren Dichter aus der Schule der Ssutsos zu wenden, zu dem Smyrnäer Theodor G. Orfanidhis, der im Jahre 1840 eine Zeitschrift »der Schütze« herausgab, deren vollständiger Titel lautet: *Ὁ Τοξότης, σύγγραμμα ἔμμετρον καὶ πεζὸν ὑπὸ Θεοδώρȣ Γ. Ὀρφανίδȣ Μμυρναίȣ, περιοδικῶς*

κατὰ μῆνα ἐκδιδόμενον. Ἐν Ἀθήναις ἐκ τῆς τυπογραφίας Κωνσ. Κασόρχη. Ὁδὸς Αἰόλȣ 1840. Diese Monatsschrift, die schon nach einem Jahre einging, weil der Verfasser bis dahin »schon genug Geld- und Kerkerstrafen erduldet« und »weil die Herren Minister beschlossen hatten — sicherlich zu des Volkes wie zu eignem Heile — für die Stimme des Volks taub zu sein und die Stimme eines Zeitungsschreibers die Stimme eines Predigers in der Wüste war« — reiht sich etwa an die das Jahr vorher erschienenen *Μενιππεῖα* von Ssutsos an, nur daß sie, wo möglich, noch giftiger und baiernhassender ist. Eine Probe des Baiernhasses giebt gleich im ersten Hefte die Anzeige: »Da alles Geld im Besitz der Herren Baiern, die von 1833 bis heute gekommen sind, in das Blut unzähliger Helden unseres Aufstandes getaucht ist, so machen wir bekannt, daß wir von einem Baiern keine Subscription annehmen und keinem von ihnen ein Heft zuschicken.« — Außer einer Besprechung des *Περιπλανώμενος* von Alexandhros und des *Μεσσίας* von Panajotis Ssutsos (p. 93—104) enthält das Journal fast nur Diatriben gegen die italienische Oper und Politisches, theils in Gedichten, theils in prosaischen Notizen, die zur Erklärung mancher Anspielung höchst willkommen sind. — Das erste Heft, das Märzheft, wird mit einem Gedicht auf den 25. März, als den Festtag des Beginns griechischer Freiheit, eröffnet, das wir im Auszuge mittheilen.

Nach der finstern Nacht (heißt es), die unsere alten Heiligthümer bedeckt hielt, in der nur Kettengeklirr schallte, ein eiserner tyrannischer Arm auf dem Nacken der Freien und auf der Brust der Helden lag, in der der Thrasybule seufzende Kinder statt Lorbeerkränze ein Sklavenkleid trugen, setzte sich mit Donnerschall wieder der Ruhm auf seinen alten Thron. Heil, ruhmvoller Tag der Wiedergeburt! Golden und rosig gingst

Du auf, Morgenröthe der Freiheit! Deine Sonne verscheuchte die Nebel der Knechtschaft; des Halbmonds mattes Licht ward vom Feuerglanz des Kreuzes verdunkelt und der Sieg krönt mit Lorbeern von Thermopylä, mit Rosen von Marathon die Häupter ruhmvoller Sprößlinge. Wie einst ein Engel des Lichts der unbefleckten Jungfrau eine weiße Lilie dargeboten, das sündige Menschengeschlecht erlösend, so wurden wir heute von den Fesseln der Knechtschaft erlöst. Freiheit, Du des Griechen liebste Göttin, die Du von Deinem alten ruhmvollen Altare geflohen, Du Donner für der Tyrannen Ohr, Du hast Timoleon gegen seinen Bruder, Brutus gegen seine Kinder gewaffnet. Wie ein plötzlicher Ausbruch des Vesuvs ergoß sich heute die in der Brust gegen die Tyrannen kochende Rache und der gefesselte, tief schnarchende Löwe der europäischen Völker erwacht. Knechtische Österreicher! Eure Krone habt Ihr in Rigas' unschuldiges Blut getaucht, vergebens durch Unterstützung unsrer Tyrannen unserm Ruhm widerstrebt! Doch wir haben Euch gezeigt, daß des Muthigen Brust nie zagen kann. Aus Rigas' Blut sproßten, wie aus den Drachenzähnen, die Kadmus säete, Helden hervor; der Himmel leuchtete vom Brande der Flotten und die Schiffbrüche der neuen Perser künden neuen Ruhm. Doch in meinen schwachen Händen reißen schon die Saiten der helltönenden Leier, das Auge weint und die Stimme versagt mir . . . Wittwen und Waisen der Gefallenen, weint nicht! Ewiger Ruhm ist ihr Theil und Thränen der Dankbarkeit wird der Grieche ewig auf ihrem Grabe weinen. Welche Begeisterung damals gegen die Tyrannen, für Tugend und Ruhm! Doch heute, wie viele Tückische, Leichtsinnige, Räuber, Sklaven! Weh! umsonst alle Mühe! Der frühere Ruhm ist wie ein Traum vergangen! Der ersten, höchsten Stellen erfreut sich der Auswurf des lieben Baierns, die Früchte unseres Schwei-

ßes erntend. Umsonst eifern die Zeitungsschreiber gegen sie, sie antworten nicht und des Baiern bleiche Wange kennt keine Schamröthe. Ich wende mich zu Euch, greise Kämpfer des Volks, die Ihr wie Marmorstatuen schweigt und den Nacken beugt. Wo ist jene Zeit, da Ihr zu Trisini (Trözene) Konstitutionen gemacht und Euch als ächte Nachkommen der Hellenen gezeigt? jene Zeit, wo die Ströme Leichen fortgewälzt? wo Alle gleich in brüderliche Eintracht (?) gelebt, bloß hoffend, das Vaterland frei und glücklich zu sehen?! — O Schande! Ihr habt Eure alten Trophäen zerstört, blitzschnell ist Euer Ruhm vergangen und aus ruhmbekränzten Vätern des Vaterlandes, Beschützern der Freiheit und Feinden der Tyrannen seid Ihr Sklaven der feigsten Sklaven geworden, Nachäffer fremder Sitten, statt Vorbilder glänzender Thaten. Noch seh ich Euch nicht mit Freimuth vor den König treten, des Volkes Wünsche zu künden. Wie lange soll uns die Heerde der Fremden bedrücken? wie lange unsre Zukunft bedroht werden? wie lange noch mißtönende Namen gehört werden? (*Χέδερ καὶ Χλὰφτζ καὶ Πρὶτζ καὶ Χυὸ̀τζ*, als Verdrehungen der baierschen Namen). Wie lange wird der Nationalkongreß verschoben werden? Säumt nicht aus Furcht vor dem Purpur! Der König kennt des Griechen Geist und weiß, daß der Grieche nicht leben kann, wenn er nicht nach Gesetz und Freiheit regiert wird. Gründet den Thron auf ein unerschütterliches Fundament, die Früchte Eurer Kämpfe zu ernten, daß Euer Ruhm mit des Volkes Ruhm verbunden glänze! O möchte meine schwache jugendliche Stimme nicht ungehört verhallen; sondern mindestens in der Tiefe Eurer Seele einen Wiederhall finden, daß ich künftig des Vaterlandes und Euren Ruhm singen kann.

Auf dies ziemlich allgemein gehaltene Gedicht (3—11) folgt ein zweites »mein alter Lehrer« (p. 13—18) mit spe-

ciellstem Bezug auf den Gymnasialdirektor in Nawplia Leóndios Anastassiádhis (s. p. 60), den »Tartüffe von Nawplia« (p. 184), der auch sonst noch öfter und zwar mit vollstem Rechte durchgehechelt wird. — In meiner frühesten Jugend (sagt er) schickten mich meine Ältern zu dem ausgezeichnetsten der damaligen Lehrer, einem kleinen, häßlichen Männchen aus Konstantinopel, einem wahren Thersites. Er schlug uns, als wären wir Esel und er der Eseltreiber. O, hätte das Volk nur noch drei Lehrer, wie diesen, wollte es dann wohl noch andere, erfahrenere Eseltreiber? — Singen, die Apostelgeschichte, die Psalmen und den Kalender lernten wir dort Alle. Wissenschaftliche Bildung, sagte er, sei Gottlosigkeit und Verderben. Den ganzen Tag prügelte er uns: doch schon vor Sonnenaufgang gings in die Kirche, mit aufgesperrtem Mund und sich wiegendem Kopfe zu singen. Noch drei Lehrer, wie ihn, brauchte man da noch Kirchensänger? — Bei etwaigen Todesfällen in seiner Nachbarschaft hielt er unaufgefordert die Leichenrede und ließ sich als Entschädigung für seine Brust Zucker und Kaffee geben. Jeden Sonntag nach der Liturgie ermahnte er mit frechem Geschwätz die Christen, statt Gott zu ehren, vor der Geistlichkeit zu zittern. Noch drei solche Lehrer: braucht man da noch Prediger? — Alles habe ich allein gelernt, Kinder! sagte er zu uns; ich war erst zehn Jahre alt, da wußte Keiner so gut romäisch (neugriechisch), wie ich; Dank meinem Talent, in drei Tagen habe ich Astronomie, in zweien Mathematik, in zehn Physik gelernt, aber volle fünf Jahre habe ich aufs Romäische zugebracht. Alles Andere ist leicht, wie daraus erhellt, daß ich trotz meiner Jugend fast ein Gay Lussac, Galiläi und Archimed geworden. Noch drei solche Lehrer: brauchte da das Volk noch Astronomen? noch Weise? — So barbarisch er gegen die Schüler war, so freundschaftlich und brüderlich war er gegen

die Priester, die ihm zu essen gaben. Eitel und stolz gegen Schwache, kriechend gegen Mächtige, ein bis zur Unverschämtheit geschickter Schmeichler der Türken — noch drei solche Lehrer: brauchte man da noch Drohnen und andere Fanarioten? — Es ist keine Sünde, sagte er, seine Gevatterin zu heirathen, doch muß man sie erst von ihrem Manne trennen und zweitens das Gesetz es Einem erlauben. Es genügt, Mittwochs und Freitags streng Öl und Fleisch zu vermeiden, dann wird noch Schlimmeres vergeben. Reue, Gebet, Fasten und Nachtwachen sühnen Alles. Drei Lehrer, wie mich: würde das Volk noch bei Andern Moral hören? — Wie die anderen Türkenzöglinge zog er von den drei Geschlechtern das männliche vor und beschönigte seine freche Liebe mit dem göttlichen Gebot der gegenseitigen Liebe. Bibelstellen hatte er für Alles bei der Hand; betrunken, berief er sich auf Davids Wort, der Wein erfreue des Menschen Herz. Noch drei solche Lehrer: würde man in Argos sonst noch Weinhäuser sehen? — Seine Schüler mußten ihm Kaffee, Zucker, Branntwein, der eine dieses, der andere jenes bringen, so daß die Schule wie ein Waarenlager aussah. An denen, die nichts brachten, rächte er sich beim Unterricht. Noch drei solche Lehrer: und man könnte die Steuereinnehmer sparen. — Einst war er für mich mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen, weil ich nichts mitgebracht; er fand gleich einen Grund mich zu strafen, ich hatte nicht »mit des Kreuzes Hilfe« gesagt. Er prügelte mich gräßlich mit dem Ochsenziemer. Noch drei solche Lehrer: brauchte man dann noch Henker? — Da wir sahen, daß er erbarmungslos war, banden wir ihn in unsrer Verzweiflung einmal und hieben auf ihn los, künftigen Zeiten zur Lehre. Noch drei solche Lehrer: brauchte man da wohl noch Mühlpferde? —

Den darauf folgenden prosaischen Aufsatz »der Theater-

streit« können wir hier füglich übergehen, da er nur die für die italienischen Sängerinnen Rita Basso, Lugli und Ricci enthusiastisch schwärmenden atheniensischen Stutzer verspottet (s. die Allgem. Preuß. Zeitung, 1845, № 100, auch über diesen Theaterstreit), und namentlich gegen die Unsittlichkeit der dort aufgeführten Opern, wie der Barbier von Sevilla, eifert. Dabei hält er sich freilich von einzelnen politischen Anspielungen und Beziehungen nicht fern, wie z. B. ein Arzt darin auftritt, der früher Minister war und nun für Leute Recepte verschreibt, welche von dem Exminister, der ihnen als Theilnehmern am Freiheitskampfe das Brot entzogen und sie in Noth und Krankheit gestürzt, Heilung verlangen (Glarákis, s. St...t p. 84, 87 und 122); ferner ein Baier, der in seiner Heimath ein Müller gewesen, in Griechenland aber eine hohe Würde bekleidet, neben einem Freiheitskämpfer in seiner Fustanella mit Wunden, der sorgt, wie er seinen hungrigen Kindern für den Abend Nahrung verschaffen soll. Der Baier wird dabei wegen seiner schlechten Aussprache des Griechischen verspottet (namentlich des ϑ, γ und χ), wie von Sutsos in seiner Menippia (p. 188) Rudhardt, der Hellenist, der Ruhm der Baiern, wegen seiner erasmischen Aussprache u. A.

Das Aprilheft brachte dann ein dreiundzwanzig Seiten langes Gedicht, »ein Blick auf unsern Zustand,« gegen das die früheren höchst zahm erscheinen. Habe er bisher gegen Einzelne seine Satiren geschleudert, so wolle er jetzt mit der Schlangengeißel der Furien die Unverschämtheit der Höllenmänner geißeln, ihr schwarzes Herzblut vergießen und nur Otto's Krone verschonen (*καὶ ϑέλω μόνον σεβασϑῇ τῦ Ὄϑωνος τὸ ςέμμα*), nach dem Beispiel der unermüdlichen Arbeiter fürs Volkswohl, der Kolosse der Presse, Andoniádhis, Filímon und Petsális. Hellas schwanke um-

her, wie ein von Stürmen verschlagenes Schiff auf dem Ocean; niedrige Schmeichler umgeben den Thron, unter dem Schein von Freiheit sind wüthende Genossenschaften gefesselt, die Minister schlafen ruhig auf sybaritischem Lager und die Verordnungen ihrer Söldlinge messen mit Aufmerksamkeit die Sprünge der Flöhe. Während uns die Fremden, die an den Zähnen schabenden Parasiten, wie ein konstitutionelles Volk ansehen und unsre Regierung im Allgemeinen wie die französische haben wollen, ist unsre Hand gefesselt; drei freisinnige Zeilen genügen, den Zorn unsrer Regierung zu erregen, Minister im Solde der Fremdlinge öffnen den freien Dichtern und Journalisten das Grab und die Staatsanwalte verfolgen den Volksfreund (von Andoniádhis redigirt), die Athiná (Minerva), den Fortschritt (*πρόοδος*) und das Jahrhundert (*Αἰὼν*, le siècle) — vgl. St...t. p. **109**. — Da ist jener vom Volk verfluchte Verräther und Unmensch, ein lebendiger Judas, der mit dem schändlichen Preßgesetz (s. Ellissen, p. **397**; Brandis, III. **284** und St...t., p. **111**) uns Journalisten Netze gestellt (Paikos) .... Bei dieser Unthätigkeit der Minister hat unser Staatskörper noch eine tödtliche Wunde, gegen welche die in Geldberechnung so geübten Minister kein Heilmittel auffinden können, eine Wunde, die, hier geheilt, dort wieder ausbricht; die Regierung kann diese dreizehnte Herkulesarbeit nicht vollenden. Aber, Ihr Blinde, seht Ihr denn nicht, daß Übel durch Charlatanerien nicht aufhören? Statt Balsams wendet Ihr Schierling, statt kühlenden Thaues Flammen an! Die Zweige haut Ihr ab, aber die Wurzel beachtet Ihr nicht. Indem Ihr unser Murren erstickt, untergrabt Ihr mit schwarzen Lügen den Thron und so seid Ihr Erste — mag man mich immerhin für dies Wort strafen! — die Lehrer der Räuber und jene nur Eure Schüler (s. St...t. p. **25**). Unsre Räuber sind — Sieger über die

Türken, die, statt gerechte Belohnung zu empfangen, trauernd haben fliehen müssen, — Hirten, die zur Bezahlung der Steuern mit Klagen ihr letztes Schaf verkauft, — Väter, denen man wegen neuer Streitigkeiten mit den Bürgermeistern ihre Kinder entrissen, — Leute, die von den Eindringlingen, neuen Janitscharen, unermeßlich bedrückt werden, — die, ungebildet, gegen die Bedrückung nicht in Worten, sondern nur in den Waffen ihre Zuflucht gefunden. — O Kommandant Hütz (St...t. p. 145), laß die abgehauenen Köpfe nicht mehr wie Medusenhäupter nach Athen bringen! Minister, schafft den Beweggrund fort und wenn Ihr dann noch von Räubereien hört, mögt Ihr mich guillotiniren! (Über die letzte Räuberbande und die Jagd auf sie im Peloponnes bis 1843 s. L. Roß in den Monatsbl. zur Allgem. Zeitung, Januar 1847, p. 17.) — Während sich kein Minister halten kann und wir gewohnt sind, gleichzeitig den Minister und das Hemde zu wechseln, bleibt Schmaltz unerschüttert in seiner Stelle (Brandis, III., 271 und Ssutsos' Menippia 178—181, wo ihm eine glückliche Reise gewünscht wird, man habe als seine Nachfolger Männer wie Botsaris und Londos! — ferner St...t. 65, 87 und 105). Seinen lieben Baiern und Landsleuten verleiht er Stellen und Würden, vier Jahre lang geißelt er mit dem in Lug und Trug gewandten Feder (*ἄξιον εἰς δόλον καὶ εἰς πλάνην*) die unglückselige Mani (Maina s. o.). Unsere Adlere Kolettis und Mawrokordhatos sind verbannt (Brandis, III., 272, St...t. 28 und 65) und an dem für jene mit Schmerzen bereiteten Mahle schmarotzen die Baiern. Hättest Du, mein lieber Kolettis, Schmaltzens Geist, Du wärst noch Minister! Du aber, Mawrokordhatos, lerne, wie die Baiern als große Diplomaten leben. — Während Glaros (oder Glarákis, s. St...t. 87 und besonders p. 105) die Last des

Ministerthums nicht mehr tragen kann, hast Du, o Theochàris, sie zum zweiten Male übernommen (St...t. p. 88 und Ssutsos in der Menippia p. 173 zollen ihm Lob). Du sollst bieder sein; aber selbst Biederkeit und politisches Talent nützen nichts, wenn Du nicht den Plänen der Fremdlinge entgegenarbeitest. Willst Du einen freien Charakter zeigen, so rühre das Ministerialarchiv nicht an! befolge nicht das Ausweisungssystem des Präsidenten (Paikos), der zechend den Universitätslehrern räth, statt freier Ideen die Finsterniß zu begünstigen, den Jünglingen nur einige fromme Traktätchen u. dgl. in die Hand zu geben, da überhaupt das viele Lesen den Augen schade, und lieber mit ihm zu zechen; der ferner den Journalisten als Bruder räth, es gehen zu lassen, wie es wolle, und statt zur Feder zum Becher zu greifen und ihnen die für den Fall des Nichtfolgens drohenden Strafen vorrechnet! Man kenne seine großen Pläne nur noch nicht, statt der Büchersammlungen Fässersammlungen anzulegen, die Schulen zu stürzen, über ganz Griechenland für alle möglichen Fälle ein russisches Heer zu bringen, die Aufgeklärten zu spießen, die Griechen zu Heloten zu machen, eine Inquisition einzuführen und den Kaïris zu verbrennen (s. Brandis, I., 299—304 und III., 36 ff.). Schweigen, Niedergeschlagenheit und Schauder soll überall herrschen, wüthende Wölfe Euer Blut trinken, täglich Freiheitsmänner verbannt, Kinder den Müttern entrissen werden und der Dämon der Knechtschaft in der Dunkelheit tanzen, Alles soll dann gehen, wie Jeder von uns will, aber ich will mein Faß dann zehnmal leeren. — Das alte Gymnasium zu Nawpli wird aufgelöst und die Leitung einem häßlichen, ungebildeten Tartüffe, einem Zwerg von Gelehrsamkeit, einem Schlauch von Schlechtigkeit, der Geld verschluckt, um die Jünglinge blind zu machen (dem bereits oben erwähnten Leondios Anastassiádhis),

übergeben und die anderen Lehrer gehen ab. Wir aber, o Minister, verlangen Abhilfe. Doch sieh, wessen Ankunft kündet der Kanonendonner des Dampfschiffs? Sográfos (über dessen schändlichen Handelsvertrag man besonders St...t p. 122—124 sehe) kehrt vom Bosporos zurück mit einem prächtigen Handelsvertrag! Jetzt werden wohl in unsern Häfen Asiens und Afrikas Schätze aufgehäuft werden. Seht, was ein tüchtiger und großer Diplomat werth ist! Wenn er auch die Kosten der Gesandtschaft bekommen, wenn er monatlich 6000 Drachmen (d. h. 1465 Thlr.) und außerdem noch ebenso viel für außerordentliche Ausgaben, Geschenke ꝛc. erhalten, seht, welch großen Schatz er uns dafür bringt! Hört aufmerksam zu, Frauen, Männer und Kinder! »Für Griechen gelten nur die heute in Griechenland Wohnenden und Lebenden. Wenn Griechen den türkischen Turban höhnen, sollen sie am türkischen Pfahl sterben u. s. w.«, wie Jeder von Sográfos selbst erfahren kann. Der unsinnige Pöbel murre nun nicht mehr gegen einen Mann, dessen Brust der Iftichar — ein türkischer Orden! — schmückt. Ihr Kaufleute beweist ihm Ehrfurcht! Habe ich Dich beleidigt, so nehme ich alles oben Gesagte zurück und nenne Dich den größten Diplomaten im Norden und im Süden. Jeder sieht ein, daß Du für Deinen Vertrag nicht einen, sondern fünf Iftichars hättest bekommen müssen. Da aber die Könige vor Deiner Schreiberhand zittern und Du als Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle Reiche überblickst, so magst Du mir als Vermittler dienen und für mich einige Zeilen an den Dichter Ludwig, den König von München, schreiben. Ohne diplomatische Phrasen sag' ihm das Folgende: Wir sind seinen Wünschen geneigt und es genügt, daß er seine Unterthanen nicht mehr herschickt. Von seiner großen Liebe zu Griechenland und zu uns haben wir in seinen Gedichten

gelesen und wir vergessen nicht, welche Wohlthaten er bei seiner Ankunft in Griechenland verstreut. Wir sahen ihn jedes antike Überbleibsel aufsuchen und genau prüfen, ja mehr als nöthig. — Eine Anmerkung fügt hinzu, daß die letzten Worte bloß durch den Reim veranlaßt seien; der Dichter habe damit durchaus nicht auf jene drei Silbervasen anspielen wollen, von denen Böswillige behauptet, daß der König Ludwig sie mitgenommen *). — Dann erblickt der Dichter das Schreckbild des Fanatismus, das mit dem Aberglauben im Gefolge einst Spanien verheert und jetzt hier des Kaïris' Blut trinken will. Ich ehre Dich, griechische Geistlichkeit, wenn Du, das Kreuz in der einen Hand, die Waffen in der andern, wie in unserm Freiheitskampfe, dastehst, wie der edle Jermanós (*Γερμανὸς*) zuerst in Kaláwrhta die Kreuzesfahne aufgesteckt. Aber eben weil ich Dich ehre, wünsche ich, daß Dich nicht arge Flecken schänden, daß die Fremden nicht sagen sollen, die griechische Geistlichkeit übertreffe an Heuchelei die übrige. Nachdem der Dichter sich als guten anatolischen Christen bekannt, fragt er nach dem Grund von Kaïris' Einschließung in ein altes Kloster. Er sei ein Ketzer, antwortet Ihr. Wie? jener muthige Kämpfer für das Vaterland und die heilige Religion? er, der Christi Kreuz in Händen, von Tugend und göttlichem Eifer angespornt, selbst den Heller der Wittwe zur Begründung einer guten Erziehungsanstalt gesammelt? Doch es sei: warum wird seine

---

*) Selbst der höchstgemäßigte Rangawis wünschte in der Zeitschrift *ὁ σωτὴρ*, in einem Gedicht zum 1. Januar 1837, dem Volk Hiobs Geduld, und eine Anm. zu diesem Gedicht (*Διάφορα ποιήματα* II. p. 312) bemerkt *ἀνυπομόνως περιεμένετο τότε ὁ Βασιλεὺς ἐκ Γερμανίας διὰ νὰ ἐπιφέρῃ μεταβολὴν εἰς τὴν πολιτικήν μας κατάςασιν*, wonach St...t p. 73 zu berichtigen ist.

Schuld nicht öffentlich verhandelt? wenn er gesündigt, warum wurde die Schule aufgehoben? Damit ist, deucht mir, der gordische Knoten gelöst. Doch wohin verirr' ich mich? Laß mich ohne Abschweifung vom Hauptthema den letzten Blick auf andere Gegenstände werfen! All unsere goldgeflügelten Hoffnungen auf ruhiges Leben nach den Heldenkämpfen, mit denen wir den Thron befestigt, sind durch die unersättliche Schaar der Baiern verdunkelt und wir sind den Europäern zum Gelächter. Auf den Vorwurf, den er aus dem Munde der Schmarotzer erwartet, man habe ja die Staatsräthe mit scharfem, für Knechte nicht passendem Geist, silbergeschmückte Minister, wie buntschillernde, aufgeblasene Pfaue, die für das Recht sprechen können, baiersche Räthe des Königs, treue Freunde des Volksschatzes, neuen Ruhm für unser Land herauszuführen; dem Dichter aber zieme es, als einem der Welt unkundigen Jüngling, nicht, die Wahrheit zu sagen, das Leben von Greisen zu brandmarken und als Letzter gegen die Ersten zu schreiben, — auf diesen Vorwurf antwortet er, sie seien Schmarotzer, die eben, wie die Baiern, dem Bauch gehorchend, das Weiße schwarz und den Tag Finsterniß nennten. Aber seitdem die Väter ihren Ruhm im Bauch begraben und, statt die Konstitution zu begründen, die Phasen des Monds nach Drachmen berechnen und die so theuer erkauften Freiheiten nicht achten, müssen wir Junge jede Handlung der Regierenden aufmerksam prüfen; unser Beifall wird ihre Gräber noch mit Lilien und Narzissen kränzen, unser Stöhnen unter der Last ihnen Schimpf und Schande bringen. Ich schreibe nicht für wüthende Parteigänger, nicht für Schmeichler und Schmarotzer, noch für eigenes Interesse, sondern für die Freiheit. Deshalb, o Staatsanwalte, macht meinen Kerker fertig, wie Ihr Filimon, Andoniádhis, Ssofianópulos (s. Ssutsos' Menippia, p. 172) eingekerkert! Weh über die

Unersättlichkeit der Fremden! Nachdem sie auch den letzten Heller verzehrt, haben sie nicht einmal ein anständiges Gefängniß eingerichtet und warum? Um die Freien mit den ärgsten Verbrechern zusammenzukerkern, einen Filimon mit dem schuftigen Bibisis und dem Räuber Trakádhas. Doch, was soll man zuerst, was zuletzt sagen in einem Staate, wo Lug und Trug belohnt und die Tugend geschändet wird? Ich bin müde .... und ob meine Brust auch noch vielen Zorn birgt, so schweige ich doch. Mögt Ihr, des Volkes und des Thrones Feinde, mich als Verbrecher angeben und dafür Lohn erhalten: ich verachte Euch und Eure Despoten und werde fortfahren, Pfeile gegen Euch abzuschießen, meine Hand werdet Ihr nicht fesseln! Denn ich lebe nicht im Solde der Minister, suche nicht Stellen und Würden. Es genügt mir, Volksfreund zu sein und daß Ihr beim Schall meiner Verse, wie der Hase vor dem Jäger, zittert.«

Käme es hier bloß darauf an, den geneigten Leser mit der Weise des jungen Dichters bekannt zu machen, so könnte es füglich bei den mitgetheilten Auszügen sein Bewenden haben, da fast in all seinen Gedichten dieselben Vorzüge und dieselben Fehler wiederkehren: hoher, meist rhetorischer Schwung neben einer endlosen Breite, die den fallengelassenen Faden immer wieder aufnimmt und oft bis zur plattesten Prosa fortspinnt. Die Verbindung des Einzelnen ist meist lose oder platt, wie z. B. in dem eben besprochenen Gedicht der Übergang, der hier im Original folgen mag, damit man nicht dem Epitomator zur Last lege, was Schuld des Dichters ist: *ἄς ῥίψωμεν, μὴ φεύγοντες τὸ κύριόν μας θέμα,*

κ' εἰς ἄλλα ἀντικείμενα τὸ τελευταῖον βλέμμα!

Da jedoch außer dem oft erwähnten Buche von St...t in Deutschland kaum etwas über die gräßliche *Παναροκρατεία* bekannt ist, die der Septemberrevolution voranging und sie

herbeiführte, so scheinen einige fernere gedrängte Auszüge als historische Documente nicht überflüssig. —

Das Maiheft des Schützen blieb aus und es erschien dafür ein Doppelheft im Juni. An der Verzögerung war wohl hauptsächlich ein von dem Dichter in einer Anmerkung erzählter Umstand Schuld. Er hatte auf die Warnung eines Freundes, sich vor den nächtlichen Angriffen und den Schwertern der Baiern zu hüten, scherzend erwiedert, er habe Werkzeuge, die weiter reichten, als das Schwert. Kurz darauf wurde er auf der Straße um elf Uhr in der Nacht von Iliás Dhukas, der — früher bloßer Gendarm — damals zum Officier befördert worden, zur Auslieferung seiner Feuerwaffen aufgefordert. Auf seine Erklärung, daß er derlei nicht führe, nimmt ihm Dhukas all seine Manuscripte ab und will ihn mit Gewalt ins Gefängniß schleppen. Da aber auf Orfanidhis' Rufen Zeugen herbeikommen, wird er freigelassen und kommt mit dem Verlust seiner Papiere davon, die noch beim Gerichte liegen. Inzwischen hatte das Nichterscheinen des Blattes das Gerücht veranlaßt, er habe im geistigen Streite die Flucht ergriffen. — Nachdem er sich dagegen vertheidigt, droht er dem baierschen Satan, der gegen die Presse seinen Schweif ausstreckt. Ihr Fremdlinge, deren Gräuelthaten nicht auszuschreiben sind, zittert! Eure Stunde ist gekommen! Als wäre ich Euer Freund, rathe ich Euch, zu fliehen, da Ihr am Rande des Abgrunds steht. In der ruhigen Stille der Nacht herrscht nur in Athen keine Ruhe; der Bosheit gönnt der Schöpfer keinen Augenblick Frieden. Staatsräthe verspielen jetzt ihr Gehalt, junge und alte Sklaven sind des Streites über die italienischen Sängerinnen in den Kaffeehäusern müde; die Napäer sind in einem großen Hause zusammen (bei Katakazy, St...t p. 116), über die orientalische Frage und Europas Zustand unter stetem Lob Rußlands

plaudernd. Drei scheinbare Konstitutionsfreunde suchen den Türkenfresser (Nikitas) den Fremden zu opfern (St...t p. 104). Überall herrscht Eigennutz; nichts Schönes in Athen, als die alten Ruinen, nur Staub und Baiern! keine persönliche Sicherheit! Tsinos prügelt einem wehrlosen Bürger Hände, Kopf und Schultern wund und bietet inzwischen den Dieben eine passende Gelegenheit, dem Pérris (einem bekannten Kaufmanne) sein sauer erworbenes Geld zu stehlen; in den Kaffeehäusern wird über Politik gestritten, aber Du bist immer unter Spionen, jedes Deiner Worte wird der Polizei hinterbracht. O Jammer! Mit großem Lärm sind wir aus Raja's — Heloten geworden! Die öffentliche Sicherheit ist einem Manne, wie Tsinos anvertraut, der sich rühmt, die Gesetze hingen an seiner Peitsche! O Tsinos, können Deine Untergebenen die Ordnung schützen, wenn Du so handelst? Ist es recht, die Biene, während Du ihren Honig einsaugst, zu tödten? Wenn nun der Kaufmannsstand, von Dir geprügelt, der Handwerker, unrechtmäßig eingekerkert, der aufgebrachte Bürger die Steuern verweigern, muß da nicht das Vaterland, der Thron und Du zu Grunde gehen? Könige und Verwaltende sind nur Diener des Staats, die für der Völker Wohl sorgen, nicht Ungerechtigkeiten begehen müssen. Die Völker haben Hände, Muth und wilde Kraft und eines Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Hatte man Dich beleidigt, so gab es Gerichte, statt Selbstrache. Aber beim Schreiben sehe ich die Geißel über meinem Haupte schweben; doch will ich wenigstens muthig fallen. — Die Sonne hebt sich: doch während Du am Morgen im offenen Buche der Natur liesest, ist in Athen ein knechtisches Treiben. Ein Baiernminister, bloß der Schatten eines Ministers mit gefesseltem Geist, eilt, den Fremden Weihrauch zu streuen. Mit eines Baiern Gehirn und Herzen dient er baierisch der

Baiernherrschaft (*κρανίον ἔχων Παναροῦ καὶ Παναροῦ καρδίαν παναρικῶς ὑπηρετεῖ τὴν Παναροκρατείαν*), gleichgiltig sieht er das Staatsschiff sinken und hält die Jugend im Joche eines Thersites Leondios (s. o.). Der gestern ein Freiheitsfreund hieß (wohl Theochàris), wirkt heute für das Interesse der Fremden, der Verfolger der altgriechischen Tragödie lacht überlaut beim unsittlichen Barbier von Sevilla. Eine Anmerkung hiezu hebt hervor, daß Stücke, die selbst im knechtischen Italien aufgeführt werden, in Athen verboten worden: Timoleon wegen des Tyrannenmordes, Brutus wegen der teuflischen Ideen gegen die Tyrannei, Georg Kastriota, weil darin ein türkischer Herrscher ermordet wird, Konstantin Paläologos, weil in einer Zeit, wo die orientalische Frage gelöst wird, die Eroberung Konstantinopels nicht dargestellt werden darf, Rigas wegen des österreichischen Gesandten u. s. f. Dann fährt der Dichter fort: ein anderer Minister (Païkos, s. St...t 87 und 105, ferner Ssutsos' Menippia, p. 183), ein großer Geist, ein treuer Israelit, in allen Aussprüchen ein untrüglicher Prophet, der Rabbiner von Jericho, der freien Dichtern und Journalisten das Grab gräbt, der Phrasenschmied, verschlingt auf geheimen Reisen und als Sold der treuen gewissenhaften Staatsanwalte für ungesetzliche Handlungen Tausende und entzündet durch Änderung unserer heiligen Gesetze des Volkes Wuth. Der große tapfere Pallikar des Rinos (d. i. Schmaltz) will erschossen werden, wenn er mit nur noch drei Männern wie Feder nicht in sechs Tagen die Thore der Stadt frei machen und augenblicklich statt anderer Pflanzen Gurken u. dgl. säen würde. Hier fegen die Drachmenverschlinger den Boden des Staatsschatzes ganz rein, dort sucht umsonst das ökonomische Triumvirat (St...t 162) die Einnahmen den Ausgaben gleichzustellen. Die heiligen Mitglieder halten einen

Weisen (Kaïris) auf der Insel Thira gefangen, nur materiellem Interesse nachjagend. Alle schaudern bei des Farmakidhis' Buch gegen sie und sagen, es sei mit Hilfe des Satans geschrieben (s. Brandis, III., 226 ff.). Wollt Ihr aber ein Zeichen von der Liebe unserer Minister, so seht das Irrenhaus, das sie errichtet, als ob nicht ganz Athen ein Irrenhaus wäre (nach p. 124 ging die Idee dazu von Theochàris aus), besonders müssen die Theaterenthusiasten hinein und die Redakteure des Eselblattes und der Posaune (*τοῦ Γαδάρου ἡ φυλλὰς*, das zumeist dem Leondios Anastasiádhis zur Stütze diente, und *ἡ ἐλευθέρα σάλπιγξ*, redigirt von *Χαράλαμπος τοῦ Σακκελαριάδη*, der wegen seiner schändlichen Aufführung in Bukarest verbannt, des Diebstahls beschuldigt war u. s. w. und nun mit Solözismen, unorthographisch und unwissend, die Stimme der Freiheit posaunte und Keinen ungelästert ließ, wie die Anmerkung ausführlicher bemerkt). Hellas, das früher bis zu den Säulen des Herkules sich erstreckt (?), ist schmerzlichen Unfällen preisgegeben; der Hellene, der wilde Tyrannenverfolger, ist wie ein Auswurf den Muselmännern von Sográfos, dem neuen Antalkidas, auf dessen Haupt tausend Flüche gehäuft werden, überliefert. Geh nur schnell, wie Du es beabsichtigst, nach Italien, vertheidige Dich dort bei den Nationen, dem Griechen ist Dein türkischer Orden auf der Brust ein Beweis Deines Verrathes! Der scheußliche Vertrag (der auch die Küstenschifffahrt zerstörte, da nach ihm Schiffe, die die Türkei passirten, zwanzig Procent in den Schatz des Sultans zahlen mußten) war der Vorläufer einer gräßlichen Landplage, die uns, wie den Pharao, traf, der Heuschrecken. Zeierlei Heuschrecken verheeren Griechenland; was die eine Art überläßt, zerstört die andere (die Baiern). Der Grieche hat nur das Joch gewechselt und lebt wie ein Thier. Keiner, der fürs

Vaterland stirbt! Die Botsaris und die Karaïskos sind todt! Die wenigen Kämpfer aus dem Freiheitskampfe verzehren dankbar die Spreu! Drei Affen, die große Politiker heißen, lassen sich an der Nase herumführen; sie haben Worte der Freiheit im Munde, die sie aber sogleich vergessen, wenn ihnen die Fremden einen Theil der Beute abgeben. Drum laßt uns, Junge, die Stützen des Volkes sein, laßt uns frei in Flammenworten sprechen, damit der alte Ruhm wie ein Phönix aus der Asche erstehe! Als Fackeln, als politische Sterne, als Wegweiser haben wir Jennádhios (*Γεννάδιος*), Wamwas, Wenthýlos, Filippos und den Volksfreund Masson (s. Brandis, III., 42), die unsre Leiden vertreiben, wie die Sonne das Dunkel. Der türkische Halbmond ist von Wolken verdunkelt, Thessalien, Epirus, Thrazien sind zum Ausbruch bereit wie der Ätna und werden nicht zögern, daß zwischen uns und ihnen eine Meinung herrscht. Leben denn nicht so viele Feldherren? oder wird ihr Herz immer kalt und abgestorben gegen den Ruhm bleiben? Leben nicht noch Grivas, Makryjannis, die Mauromichalis, Chatzi Petros, Tsamis, Grisiotis, Tsawellas und der Türkenfresser (Nikitas)? Ein Wort, ein Wink von ihnen und wir, die jungen Sprößlinge, wollen uns der ruhmvollen Väter werth zeigen. Auf Rigas' Grab tönt um Mitternacht Waffenklang und eine Stimme klagt wie Rauschen des Meeres über unsere engen Grenzen (vgl. Ellissen, 403, 418 und 434). Wenn Ihr Euch als ächte Söhne der Freiheit zeigt, werde ich meinen Bogen mit der Leier vertauschen und Euer Lob singen.

Außer diesem Gedichte, das im Original 27 Seiten einnimmt (p. 65—91), enthält das übrigens erst am 28. August ausgegebene Doppelheft für Mai und Juni noch die schon erwähnten Recensionen des »Umherwandernden«

und des »Messias,« ferner eine Verspottung der Theaterenthusiasten mit mannigfachen politischen Anspielungen und ein Liebeslied. Dann aber erschien erst nach langer Pause am 15. April 1841 wieder ein Doppelheft (№ 5 und 6) für Januar bis März (p. 129—192). Das erste ziemlich allgemein gehaltene Gedicht, »die Constitution,« kann, da es sich übersetzt in meiner nächstens erscheinenden Sammlung neugriechischer Lieder findet, hier füglich übergangen werden, eben so wie das Gedicht auf die kritische Insurrection, das sich — freilich unvollständig *) — bei Ellissen p. 418 findet. Von den prosaischen Notizen verdient besondere Beachtung der Aufsatz »die Verarmungen und Ruf,« (der sich für bankerott erklärt hatte, s. über ihn besonders Ssutsos' Menippiá p. 175). Wir heben daraus Folgendes aus: Jeder sieht deutlich, daß dieser hinterlistige Fremdling in Compagnie mit einem der königlichen Räthe den Reichthum des Volks zu verderben versucht. Wenn die Regierung nicht für die Einkerkerung dieses Scheusals von Baiern sorgt, so werden wir zuerst ihn steinigen, komme, was will, danach! — Von den Gedichten erzählt eines (p. 154—159) die ruhmvolle Einnahme der Festung Palamidhis durch Staïkos (am 30. Nov./12. Dec. 1822 s. Gordon I. 561), denselben Staïkos, den man als wirren Bettler in Nawpli begraben. Die Baiern höhnen unsres Volkes Feldherren, unsre einzigen Retter, und in Mauern, die diese erobert haben, kerkern sie sie

*) Daß Ellissen übrigens, um ein deutsches Gedicht von ähnlichem Inhalt, das »s. Z. nur mit wesentlichen Verstümmelungen ans Licht treten konnte, unverkürzt einzuschalten,« das griech. Gedicht, von dem er nicht zu wissen scheint, daß es im Τοξότης steht, verstümmelt, wird schwerlich Jemand billigen können.

ein! u. s. w. — Etwas ausführlicher müssen wir die beiden noch übrigen Gedichte betrachten; das eine (p. 136 — 159) schildert einen Preßproceß. Wie der Dichter befürchtet, brachte ihm der Gerichtsdiener eine Gerichtsvorladung, worin es heißt: Da Du in des 'abwesenden Ssutsos' Stelle eintreten willst, wir aber wünschen, daß die Presse unsre Ohren nicht belästige, andrerseits aber auch, daß Du anständig schreibest, so machen wir Dich mit Folgendem bekannt. Seit lange sehen wir mit Bedauern Dich den ungleichen Kampf mit der Gewalt kämpfen, die Minister und die friedlichen Baiern unaufhörlich beschimpfen. So suchten wir denn eine gerechte und passende Gelegenheit, Deine gewaltige, glühende Phantasie auszulöschen und Deinem Pegasus die Flügel des Gesetzes mit der Scheere zu stutzen. Sintemal Du nun wieder mit Unverschämtheit eine giftige Schaale auszuschütten gewagt, sintemal der große Rabbi als Angegriffner es will, daß der Bogen, Sehne und alle Pfeile zerbrochen werden (der Justizminister Päïkos aus Thessalonich s. u.), und sintemal besonders Dein viertes Heft strafwürdig ist, worin der höchst patriotische Herausgeber der freien Posaune, Charalambos Ssackjelariádhis (s. o.), aufs Heftigste angegriffen wird, — so laden wir Dich, kraft hundert Artikel und so und so vieler Gründe unsrer Sonnengötter des Gedankens am Gesetzhimmel vor unser ciceronianisches Tribunal vor. — — Der Teufel, der Richtern ungerechte Verurtheilungen einbläst, einem Sográfos (mit bitterem Spott wird seinem Namen das türkische Wort für Gesandter vorgesetzt, Ἐλτζῆ-Ζωγράφος) Handelsverträge, den drachmengierigen Baiern Unersättlichkeit der Wölfe und dem Geist eines Päïkos Gesetzartikel, — dieser Teufel hat mir den Ssackjelariádhis als Gegner aus der Hölle hergeschickt. — Es ist zehn Uhr; Deine Henker kommen, bleich, von Gewissensangst gepeinigt,

sie hüsteln, — rechts ein Schreiber, das göttliche Casta Diva der Rita Basso vor sich herbrummend und Solon's Schatten sitzt groß und schweigend auf des Präsidenten Glatze. Auf die Anklage des Staatsanwaldes Melás, die mit ihren unzähligen Gesetzartikeln dem Dichter klar machte, was es heißt, ein Loch ins Wasser machen, antwortet still und ruhig der Vertheidiger Masson (s. o.), und wie ein brausender Bergstrom der beredte Triandafillis. Doch umsonst, da der Samen auf steinigen Boden fällt. Nach dreistündiger Überlegung, wobei sie geschlafen oder über die Sprungweite der Flöhe gestritten, treten die Stützen unserer Gerechtigkeit langsam heraus; der Präsident bringt durch dreimaliges Husten die Anwesenden zum Schweigen, wie in der Wüste bei des Löwen Gebrüll Alles schweigt, und liest dann: »Wir Richter, Minos-Mawrogordhátos, Aeakos-Dheanjelos, Rhadamant-Griparis und Welissarios verurtheilen mit vierzig »Sintemal« und »da wir wahrgenommen, erwogen, gehört, bedacht, gesehen,« das Blatt des Schützen, worin Ssackjelariádhis angegriffen wird, oder vielmehr den Redakteur, indem wir sein Bestes wünschen, 1) zu einer Geldstrafe von 100 Drachmen (ca. 25 ₰), 2) zur Bezahlung der Gerichtskosten, 3) zu sieben Tagen Gefängniß und 4) zur Veröffentlichung des Vorstehenden.« — Bravo zu solcher Gewissenhaftigkeit! Und dabei wagen noch Viele, gegen die Richter zu klagen und die Gemüther aufzuwiegeln! Und doch verschließt eines Jeden Mund das Preßgesetz, das der Geist eines im heiligen Jordan getauften Páïkos geschmiedet! (s. Ellissen p. 397). So gerechte Richter giebt es nirgend mehr! Schweigt, Ihr Verleumder! Die despotisch Gesinnten halten das freie Schreiben für eine Erfindung der Landstreicher und für Geschwätz von Müssiggängern: und wie Jäger auf die Hirschjagd, gehen sie mit den Netzen der Gesetze auf die

Journalistenjagd. Páïkos als Souffleur führt mit einer würdigen Schauspielerbande eine rührende Komödie auf, das Tribunal in ein Theater verwandelnd; wie die Atropos schneidet er den Faden des Daseins ab, wenn ein kecker Poet seine heilige Person anzugreifen gewagt. — Doch es ist Zeit, Ihr Richter, Euch ohne Zagen das scharfe Schwert der Gegenwehr ins Herz zu stoßen. Zittert vor Euren Richtern, der öffentlichen Meinung, die ungeschriebene, aber strenge Gesetze hat! Die von Euch unschuldig Verurtheilten sind Zeugen Eurer Schuld und werden Euch bei Gott verklagen. Man kennt unter Euch die gerechten Richter: aber gegen die ungerechten, die auf höhern Befehl den Bruder tödten u. s. w. schleudre ich meine feurigen Geschosse. Warum habt Ihr mich verurtheilt? Weil ich den Ssackjelariádhis verspottet? Diesen Wicht, der je den dritten Griechen verleumdet, diesen Thersites, der bis gestern zum dreizehnten Mal durchgeprügelt worden? Ihr lügt! So eifrig seid Ihr nicht für fremde Ehre besorgt! Ich habe Dheanjelos rufen hören: er muß verurtheilt werden, das Gesetz sieht es voraus und unser Justizminister Páïkos will es! Darauf erfolgte Euer, der Pilatus-Richterspruch: »er ist des Todes schuldig.« Ihr Harten, Ihr Steine! wozu habt Ihr das Preßgesetz verfaßt, das jedem freien Munde Schweigen auferlegt? Aus niedrigem, trügerischem Interesse für Graf's (s. St...t p. 88) oder Páïkos' Wohlwollen. Drei dumme Fremdlinge und drei knechtische Minister haben Euch bestellt, die Blitze der wahrheitliebenden Federn zu verlöschen. Ihr Fremdlinge, knechtische Minister und Staatsräthe, hört meine kühnen und letzten Worte! Wie lange wollt Ihr den Hellenen für ein Vieh ansehen? wie lange dem König den bewölkten, dunkeln Abend als hellen, lichten Tag schildern? wie lang sollen wir wie Gewürm im Koth leben? wie lang

die Baiern uns allesammt verzehren? wie lang soll ohne nationale, feststehende Gesetze der greise Freiheitkämpfer bittend an der Thüre eines Graf stehen? Ihr schifft ruhig auf dem See der Volksgeduld: aber es werden Stürme kommen! Die Geduld des Volks ist wie eine Lunte, die ungesehen in einer Mine liegt, aber sie mit einem schwachen Funken plötzlich entzündet. Dann weh Euch! Ja, dann wirst Du, lieber Freiheitsfreund, Polysoïdhis, und Du aus Thessalonich Chacham-Aristides (d. i. Päïkos, der mit dem türkischen Worte für »weise, klug« bezeichnet wird), das Preßgesetz erläutern müssen, dann Du Magir-aga Sográfos Deinen Vertrag vertheidigen, Du Palikar des Rinos (Schmaltz) Deine Heldenthaten in der Máni beweisen, während Graf und seine Genossen unter irgend ein Bett versteckt werden gefunden werden! — Was giebt es Schrecklicheres, als das Vaterland von Fremden geschändet zu sehen, als zu sehen, daß Fremde oder Volksverräther, zwei, drei Aristokraten oder zehn Fanarioten sich freuen: während mit offnem Munde, wie ein ehrloser Bettler, nackt oder in Lumpen der geht, der viele Wunden trägt, während der Eingeborne in seiner Heimath wie ein Fremder angesehen und ihm, wenn er vor Zorn weinen will, der Mund durch das Preßgesetz geschlossen wird und ein Dheanjelos, ein Mawrogordhátos ihn ins Gefängniß schicken?! Man möchte fliehen; vielleicht findet man mehr Liebe bei einem wilden Satrapen Asiens, vielleicht weht unter einem andern Himmel und bei andern muthigen Völkern Einen die Luft der Freiheit an. — Doch was schreib' ich? Vergaß ich, daß wir in Athen leben mit bissigen Hunden von Staatsanwalden, mit Päïkos und drei zum Verurtheilen stets bereiten Richtern und einem gar zu biegsamen Preßgesetz? Das Schreiben muß ich lassen, wenn ich nicht mit Räubern und Mördern zusammengekerkert

werden will! Wann, wann werde ich fort können von hier, mit goldnen Hoffnungen und Träumen? auf dem Meere schiffen und den heiligen Wall der Freiheit grüßen? Nein, Du bist nicht elend in der Fremde, ob Dich auch Tyrannen von Deiner Wurzel losgerissen, Du umherirrender Dichter des Umherirrenden (Aléxandhros Ssutsos)! Ich beneide Dein Geschick, ob Du auch fortwährend weinst.« Mit diesem Wunsche, in wilder Einöde zu leben und erst in das freie Vaterland zurückzukehren oder zu sterben, schließt der Dichter. — In ähnlicher Gesinnung, aber mit mehr lachendem Munde nimmt der Poet in seinem Gedichte »an die Journalisten« (p. 186—191) Abschied. An Alle, die fürs Gesammtwohl mit patriotischem Geist und Herz die Feder rühren, vom Letzten bis zum Ersten, richtet er seine letzten Verse. In einer Anmerk. wird indeß der Verf. der Freiheitsposaune mit dem Beinamen Surnatzís (das türk. Wort für Trompeter) ausgenommen, weil nach dem Sprichwort die Runkel nicht mit unters Gemüse und Saul nicht unter die Propheten gerechnet wird. — Er vergleicht sie den Danaiden, die mit einem Siebe ein durchlöchertes Faß zu füllen bemüht sind; ihr Kampf gegen die Unersättlichkeit der Baiern mahne an das Sprichwort, daß man an die Pforten tauber Leute pochen könne, so viel man wolle. Auch er habe in ihren Reihen mit gespanntem Bogen gestanden, den er nun zerbreche, nachdem er so lange in ein durchlöchertes Faß geschöpft und vergebens an tauber Leute Thüre geklopft. Das Richtergewürm habe seinen Bogen zernagt, die Mäuse=Staatsanwalte die Senne durchfressen. Ohnmächtig gegen die Páïkos, flieh' ich (fährt er fort). Scheltet Ihr mich darob, ich habe keine eherne Brust. Ihr aber, die Ihr eine solche habt, setzt Eure Danaidenarbeit fort! Wünscht, die Tartüffes, die den Kairis auf Skiathos einkerkern, seine große Schule aufheben und

Finsterniß verbreiten, im Feuer zu sehen! Aber das heißt, mit einem Sieb in ein durchlöchertes Faß schöpfen und bei tauben Leuten an die Thüre klopfen. Zehn Jahr stöhnt nun unser Volk und jeder Mächtige verspricht ihm Constitution und Freiheit als Zuckerbrod, damit das kleine Kind nicht mehr weine (das Original hat das Kinderwort für Eier: s. Sanders p. 120 Anm.: »ὡς κοκά τε νὰ μὴ κλαίῃ κάθως τὸ μωρὸ παιδί«). Und so werden noch Jahre vergehen; mit der Zeit werdet auch Ihr Euer Schreiben um Constitution als vergebliche Mühe erkennen. Er wendet sich dann an seine Freunde: »Ssofianópulos, Filimon, biedrer Andoniádhis *) und Du, lieber N..., der Du der Biene Flügel giebst (μέλισσα, eine freisinnige Zeitschrift), ich bitte Euch, wenn Ihr gesunde Rippen behalten wollt, nicht des Abends auf der Straße zu sein! denn wenn Ihr von drei Freiheitsfreunden im Dunkeln Prügel schmeckt (ταῖς φᾶτε st. φάγετε, sprichwörtliche Ellipse für »Prügel bekommen,« z. B. πέ με ποιὸς σὲ ἔδερε καὶ ξεύρω πόσαις ἔφαγες), so werdet Ihr mit einem Sieb in ein durchlöchertes Faß schöpfen und umsonst an tauber Leute Thor klopfen. — Wir Alle stehen unter den

---

*) Auch in diesem Lob des Andoniádhis aus Kreta kann man den Parteidichter nicht verkennen. In Alex. Ssutsos' Panorama II. p. 10 wird die von Andoniádhis redigirte Ἀθηνᾶ einem Schiff ohne Kompaß verglichen, sein Schimpfen ungewaschnes Geschwätz genannt; ebenda p. 15 heißt seine Zeitschrift Παλαβὴ die Verrückte. Endlich gehen, wie erwähnt, zunächst auf ihn (darum auch p. 30 das Wortspiel mit κριτικὸς und κρητικὸς) Ssutsos' Gedichte »der genäschige Zeitungsschreiber« s. o.: weil ihn nämlich Madame Trikupis durch einige Leckereien für die Partei ihres Mannes gewonnen hatte, wie es hieß.

Tsinos, die die Gesetze an die Peitsche hängen und von denen jeder, wie Pilatus seine Hände waschend, die Gesetzartikel unserm Rücken ein wenig anpassen kann. Will aber der gepeinigte Bürger den Peiniger abgeben, so beginnt er eine Danaidenarbeit. — Gegen die Fremden, die ihren Esel in unsrem Vaterland angebunden, die uns verzehren, das Gold für sich nehmen und uns die Schlacken lassen, indem sie uns für ein unterjochtes Volk halten, sagt mit zorniger Brust, was Ihr müßt und könnt. Doch damit wird das durchlöcherte Faß nicht voll und Ihr klopft nur an tauber Leute Thor. — Unser Handel hinkt, die Mannschaft in dem Staatsschiff mit zerrissenen Segeln sucht das Wasser auszuschöpfen: aber sie wissen nicht, daß jedes Faß leck ist und flehen in Verzweiflung taube Wellen an. — Niedrige, unwissende Sfackjelariádhis haben unsere Presse geschändet; doch verdienen solche dickköpfige Diebe aus Bukarest keine schriftliche Entgegnung. Aber während sie schöpfen und in ein durchlöchertes Faß gießen, laßt uns mit Eisenstäben auf ihren Rücken klopfen. — Ich wünsche herzlich, daß das Zeitungsschreiben nicht eine Art Broterwerb für den Ersten Besten sein möge, dann wird es auch keine Danaidenarbeit mehr sein. Doch lebt wohl! Möge die Finsterniß bei uns der hellen Sonne des Ruhms weichen und Jeder im Rathe der Volksvertreter unsere Rechte mit demosthenischer Beredtsamkeit fordern und die freien Bürger unsere Verfassung auf den Eckstein der Constitution gründen, damit Keiner mehr Wasser in ein durchlöchertes Faß gieße und Euer Klopfen gleich gehört werde!« —

Wir hoffen nun, mit diesen Auszügen einen doppelten Zweck erreicht, nämlich sowohl die der Septemberrevolution in Griechenland vorangegangnen Ereignisse in ein helleres Licht gesetzt, als auch an einem der geistreichsten Repräsentanten

den Charakter der Ssutsos'schen Schule zur Anschauung gebracht zu haben. — Ein längeres Gedicht von Karatsutsas s. Kind neugr. Anthol. I. 134 ff. Von Orfanidhis ist uns nur noch ein Gedicht und zwar ganz in der Weise der bereits mitgetheilten bekannt (ὁ Πρωτομάρτυς Ῥῆγας καὶ ἡ ἑλληνικὴ ἐπανάςασις, zur Feier des 25. März), in welchem man das einzig Neue, das Eifern gegen Fallmerayer und dessen Hypothese über die slawische Abstammung der heutigen Griechen, schwerlich wird ohne Lächeln lesen können. Nachdem nämlich der Kampf ganz nach althellenischer Weise der homerischen Helden mit gehörigen Schimpfreden eröffnet worden, wird Fallmerayer gefragt, ob es wohl slawisch sei, daß zehn gegen hundert Bewaffnete, ein morscher Nachen gegen zwanzig Dreirudrer streite, (Polen und Serben gehören also nicht zu den Slawen!!), ob Botsaris,*) Kanaris, Kyriakulis, Rigas, Karaiskos von Slawen und Vandalen herstammen können. (Der Albanese = Schkypitar = Botsaris stammt natürlich, »da er wie ein neuer Leonidas gestorben,« — θανὼν ὡς νέος Λεωνίδας — wenn nicht direct von dem Spartерkönig, doch von den alten Hellenen her!! s. Brandis III. p. 2 u. 5, und Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea II., Vorrede p. XVIII.). Bedenkt man noch, daß das Gedicht dem »greisen Sänger Jakowos Risos Nerulos« gewidmet ist, demselben, der in seinem Cours de

*) Hier darf eine kleine Unredlichkeit des Dichters nicht ungerügt bleiben. Er schreibt nämlich statt mit dem das Ungriechische an der Stirn tragenden Μπ den Namen mit Β, als ob er Wotsaris laute, Ssutsos sogar im Περιπλαν. p. 51 Βόζαρης mit Β u. ζ, wie sie umgekehrt statt des früheren Βαναρὸς meist Παναρὸς schreiben; vergl. Τοζότης p. 32 mit p. 40 u. ff.

litter. grecque moderne p. 171 die Verwunderung der »Romäer« über den beim Ausbruch des Freiheitskrieges plötzlich auftauchenden Namen der »Hellenen« offen berichtet: so geht das Lächeln vielleicht gar in ein Gelächter über, dem freilich auch Ssutsos u. A. nicht entgehen (s. Ellissen p. 428). —

Sollten wir nun zum Schluß ein Gesammturtheil über den Dichter fällen, so wüßten wir das nicht besser als mit seinen eignen Worten zu thun. In dem bereits besprochenen Gedicht »die Verurtheilung des *Τοξότης*,« äußert er da, wo er Ssutsos um die Entfernung von Griechenland beneidet: »Ein grauses Chaos ist meine kleine Gedankenwelt, nachdem ich jede tröstliche Hoffnung verloren.« (*χάος φρικτόν εἶν' ὁ μικρὸς κόσμος τῶν ἰδεῶν μϐ || πᾶσαν ἀφ' οὗ ἀπώλεσα παρήγορον ἐλπίδα*). Ob der daran geknüpfte Wunsch des Dichters, auf dem Meer umherzuschweifen, in Erfüllung gegangen, ob er im Anblick der Elemente den Kreis seiner Ideen erweitert und sein Herz erfrischt, ob er namentlich, statt auf sein Hellenenthum zu pochen, hellenische Bildung sich gründlich zu eigen gemacht und mehr als nach französischen Vorbildern sich nach dem ewig unerreichten Muster althellenischer Dichtkunst gebildet, sich an ihnen gekräftigt und gestärkt, — wir wissen es nicht, wünschen es jedoch zum Heil des Dichters wie der griechischen Dichtkunst! Denn die bisherigen Erzeugnisse dieses ungebundenen Geistes leiden an einer ungemeinen Monotonie; es fehlt ihnen, wie auch den meisten, mindestens den größeren Gedichten von Aléxandhros Ssutsos, das Maß und jene knappe, gebundne Form, ohne die bei allen Schönheiten im Einzelnen kein dichterisches Werk auf ewiges Leben, ewige Jugend rechnen darf. Wie denn Ssutsos selbst den »gewaltigen Odendichtern« Kalwos und Ssalomós zuruft:

In ärmlichem Gewande sind Ideen, ob reich geboren,
Doch zu dem ewigen Leben nicht bestimmt und auserkoren.
(*Ἰδέαι ὅμως πλούσιαι, πτωχὰ ἐνδεδυμέναι,
Δὲν εἶναι δι' αἰώνιον ζωὴν προορισμέναι. Πανόρ.* II. 64.)

Das günstigste Prognostikon dagegen stellen wir, nach Platen's Wort:

»Was stets und aller Orten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist,«

wie bereits gesagt, der Hochzeit des Kutrulis von Alexandhros Risos Rangawis: einem Gedicht, welches der Verfasser dieses Aufsatzes, in der von ihm abgefaßten Übersetzung, recht bald auch dem größeren deutschen Publikum zur Beurtheilung, zum Genusse vorlegen zu können hofft.

Über die Bedeutung des Stils.

Von

R. Haym.

Wenn wir den Stil zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung zu machen unternehmen, so lassen wir es gern geschehen, daß man uns hierin dem Naturforscher ähnlich finde, wenn dieser eine einzelne Muskelfaser, ein einzelnes Blättchen oder den zarten Staub auf den Flügeln des Schmetterlings, auf den Blättern eines Blüthenkelches unter das Mikroskop nimmt. Denn wie dem sinnigen Naturforscher zwar das Höchste und Letzte die Darstellung des Kosmos, die Auffassung des Zusammenhanges der einzelnen Glieder der Natur, ihres Ineinandergreifens und ihrer Vollendung in dem organischen Ganzen ist, wie aber darum nicht weniger Geduld ihn oft bei dem Einzelsten und Kleinsten zu verweilen zwingt, so auch ist es mit demjenigen, der die Natur des Geistes zu erforschen bemüht ist. Oder wenn allerdings von dem Philosophen mit Recht gefordert wird, daß er viel unverwandter noch, als der Beobachter der sinnlichen Erscheinung seinen Blick auf das Ganze und auf die Mitte des dasselbe beherrschenden Lebens richte, so ist es zugleich die Gunst seines Gegenstandes, die diese Aufgabe ihm erleichtert. Es sind die Glieder in dem Reiche des Geistes enger geschlossen, eins weist auf das andere, und jedes, wenn es überhaupt ergriffen wird, wird nur in seiner Beziehung zu allen andern ergriffen. Wer einmal eingetreten ist in das Bereich der Idee, muß in ihrem Lichte erblicken, was dieser Horizont umschließt: so liegt über allen Gestalten und Erscheinungen der

übersinnlichen Welt der zarte Hauch eines höheren Daseins gleichmäßig und unvergänglich ausgegossen.

Und um die Würde unseres Gegenstandes sogleich zum Bewußtsein zu bringen, so entdeckt es sich ohne Widerspruch, daß, wenn der Stil zwar ein kleines, leicht übersehenes, er darum nur ein um so feineres und ungreifbareres Wesen ist, wenn er nur die Bedeutung hat, etwas Formelles zu sein, er darum nur um so gewisser das letzte Räthsel des Gehaltes birgt. Jene Feinheit seiner Natur mag es sein, die ihn einer gesonderten Betrachtung bisher entzogen hat und auf ihr beruht die Schwierigkeit, für die philosophische Untersuchung seiner habhaft zu werden. Das nahe Verhältniß aber, in dem er zu dem Inhalte des Gesprochenen steht, wird empfunden, wo irgend aus der Tiefe der Gefühle und Gedanken eine lebendige Rede quillt und hier liegt der Reiz, sein Wesen und seine Gewalt zu enthüllen.

An der Schwelle einer Untersuchung, da, wo der Gegenstand nur erst in seiner Ganzheit vor das Auge tritt, ohne bereits in seinen einzelnen Theilen und nach allen seinen Falten sich auseinandergelegt zu haben, da, wo uns nur erst die Empfindung seines unmittelbaren Eindrucks einwohnt, ohne daß wir schon erkennend sein reiches Urwesen uns entwickelt hätten, — da liegt es nahe, jenes Empfinden in einem Bilde wiederzugeben, als dem sichersten Mittel, mit einem Schlage, zwar dunkel, aber bedeutsam die Natur des Gegenstandes auszudrücken. Solch ein Bild mag dann im Laufe der Untersuchung genaueren und begreiflichen Bestimmungen weichen; dennoch aber wird es auch für diese als Norm und Leitstern dienen, ja es wird am Schlusse der Untersuchung, von dem Lichte der gewonnenen Einsicht erleuchtet, seine vollere Bedeutung erhalten, und, wenn anders der unmittelbare Eindruck in vieler Beziehung der richtigste und

durch keine Begriffszergliederung zu ersetzen ist, so werden sogar in jenem bildlichen Ausdruck zuletzt noch einmal die Aussagen des Nachdenkens ihren Abschluß und ihre Probe finden können.

Wir empfinden aber den Stil als die Seele der Rede. Wie wir in den Mienen eines Menschen die Seele lesen, als dasjenige, was das Geheimniß seiner inneren Bildung uns offenbart, indem es dasselbe zugleich als Geheimniß oder doch als ein Unsagbares bewahrt; wie das vollendete Kunstwerk, selbst in den Zügen seiner göttlichen Vollendung, ein Menschlicheres birgt, welches den Künstler als den inmitten seiner Hoheit und Seligkeit Bedürftigen und als Unseresgleichen verräth, und wenn wir auch dies, was die Vollkommenheit seines Werkes schmälert, während es den Genuß desselben mit eigenthümlichem Zauber erhöht, die Seele des Kunstwerks nennen: so treffen wir ein ganz Analoges in der gesprochenen oder geschriebenen Rede. Die Seele der Rede, in dem angedeuteten Sinn, läßt sich nieder im Stil.

Es ist nicht der Inhalt, nicht der Gehalt der Rede, welcher ausschließlich und durchaus im Stile zur Erscheinung käme. Es ist am Wenigsten der Schatz der Gedanken, der begriffliche Antheil des Gesprochenen, es ist zum Theil wohl, aber weder ganz noch allein die Zuthat des Gefühls oder der Phantasie, was im Stil seinen Sitz hätte; ja, offenbar, wenn wir nach der Reihe durchgingen, was von subjectiven geistigen Mächten in die Rede einfließt, oder allein durch diese zur Erscheinung gebracht wird, so würde keine von ihnen allen ausschließlich dem Stile zuzuweisen sein. Es ist die erste Entdeckung, welche unsrer Beobachtung wird, daß der Stil sich nicht deckt mit irgend einem der geistigen Vermögen, welche, gesondert oder gemeinsam, in aller menschlichen Rede walten. Auf der anderen Seite scheint es, daß an ihrer aller

Wirken der Stil einen Antheil hat, daß sie alle die Farbe der Rede wenigstens mitbestimmen, daß irgendwie ihr Wesen das Wesen des Stils berührt und streift. So wenig wie einen völlig charakterlosen Menschen, so wenig giebt es eine völlig stillose Rede. Der reine Gedanke sogar, wie er Zusammenfügung der Worte, wie er den Satz und Verbindung von Sätzen fordert, kann nicht loskommen von der Nothwendigkeit, als ein stilistisch Gefärbtes zu erscheinen; die Empfindung aber und die Phantasie sucht sich begierig ein Dasein noch jenseits der festen Formen der Sprache, da, wo diese im Dufte des beredten Ausdrucks zu neuen und freien Gestaltungen sich zusammenweben. Hat nicht Lessing, der hohe Meister deutscher Prosa, es ausgesprochen, daß ihm die größte Deutlichkeit immer zugleich für die größte Schönheit gelte? und spiegelt sich nicht wirklich in seiner Prosa überwiegend die Gymnastik des Gedankens? Der edle und vollendete Bau, welchen Wilhelm v. Humboldt seinen Perioden zu geben, der sanfte Fluß, in welchen er schmelzend den harten Gedanken aufzulösen weiß, so daß auch seine Zunge, nach dem pindarischen Ausdruck, »mit der Charitinnen Gunst das Wort aus tiefem Gemüthe schöpft,« — ist nicht dies das Werk der sanft erregten Empfindung, welche leise und bescheiden den Gedanken begleitet, und der Phantasie, in deren Schooß der Gedanke empfangen war? Und geben nicht die Schwingungen unsres eignen Gefühls bei dem Vernehmen jeder begeisterten Rede Zeugniß dafür, daß die Hoheit und die Anmuth ihrer Form ursprünglich aus der Erregtheit des Gefühles herstammt?

Wie gesagt jedoch, das Geheimniß des Stils ist mit dem Hinweis auf diese Vermögen als die Quellen seiner Reize entfernt nicht erschöpft. Wie überall, so ist es auch hier das lebendige Zusammen jener geistigen Kräfte, aus

deren Mitte die Schönheit oder überhaupt die Gestalt der Rede hervorgeht. Wir erkennen aber sofort, daß wir um keinen Schritt weiter sind, wenn wir die Erscheinung des Stils aus eben dem Ganzen des Geistes ableiten, aus welchem alles Menschliche, That und Wort und unsre ganze Geisteswelt herrührt. Nur unsre Aufgabe gestaltet sich jetzt bereits klarer und bestimmter. Ob nicht überwiegend wenigstens eine bestimmte Richtung des Geistes sich auf den Stil als die gemäßeste Sphäre ihrer Äußerung wirft, dies ist das Eine; das Wichtigere und Nächste aber der Untersuchung dies, wie sich objectiv das stilistische Element gegen andre, verwandte Elemente abgrenzt, welche mit ihm vereint die Rede bilden, oder in der Rede zur Darstellung kommen.

Und hier wiederum ist nichts näher und wichtiger als die Unterscheidung des Stils von der Sprache. Denn wenn allerdings diese Beiden untrennbar verwachsen scheinen und der Stil mit Recht als die letzte zarte Blüthe der Sprache bezeichnet werden mag, so ist doch diese Unselbständigkeit, genauer besehen, nur auf Seiten des Stils. Dieser nämlich erhebt sich schlechterdings nur auf der Grundlage der Sprache, welche ihrerseits nicht nur ein weiteres, sondern, in ihrem grammatischen und lexikalischen Bestande, auch ein selbständiges Dasein hat. Ihre volle, energische Weise zu existiren findet nur da Statt, wo sie, in die Lebendigkeit der menschlichen Rede erhoben, als eine gesprochene am Hauch des Mundes erwarmt und durch seelenvollen Ausdruck gekrönt wird. Aber sie ist gleichsam ihrer Unsterblichkeit zu gewiß, als daß sie nicht auch in nachgelassener dynamischer Daseinsweise ihr Wesen und ihre Wirklichkeit bewahren könnte. Sie ist die schlechthin erregbare, welche gern in dem Zauber poetischer und prosaischer Rede die letzten Blüthen ihrer Herrlichkeit entfaltet, aber doch auch in ihrem elementarischen Bestehen die

Knospen des Geistes verschlossen hält und, gleich einem lebendigen Wesen, schließt sie nur zugleich in Schlafen und Wachen den Kreis ihres Lebens ab. Weiter aber sind es wiederum verschiedene Stufen, welche allmälig durchlaufend, sie sich zu voller Wirksamkeit erhebt. Auf gewisse Weise ist sie bereits ganz im Worte vorhanden. Denn das Wort trägt jede Beziehung zu seinesgleichen bereits in sich; für jede Biegung und Verbindung steht es sich durch sein eigenes Wesen offen und erwartet nur das Annahen andrer Worte, um mit diesen organisch zusammen zu gehen. Flexion und Verknüpfung kommt an das Wort nicht von Außen, sondern quillt aus der eigenen Kraft des Wortes unversiegbar hervor. Wie Schlaf und Wachen aber, so hat die Sprache auch die historische Entwickelung mit dem Geschlechte gemein, dessen tiefstes Wesen sie keusch und bescheiden bewahrt und trägt. Geschlechter und Menschen begleitet sie unwandelbar treu, ein Denkmal der gewesenen, ein Zeugniß der gegenwärtigen. Unbestechlich billig und gerecht beschämt sie die That, nach welcher nur der Lebende Recht hat, und wahrt in alle Zeit hin das Andenken vergangener Zustände und Persönlichkeiten. So hat sie in ihrem Tode selbst ein Leben, welchem kein anderes gleichkommt, würdig und sicher genug, daß die Edelsten mit ihrem Verlangen nach Unsterblichkeit sich seinem Schutze anvertraun. — Als die wache, gegenwärtige endlich ist sie gleich sehr die willige Dienerin des Bedürfnisses, wie sie dem bedürfnißlosen Geiste die Anschauung und den Genuß seiner selbst verschafft.

So muß es denn erlaubt sein, von der geschriebenen oder gesprochenen Rede mit behutsamer Hand dasjenige abzulösen, was ihr die letzte zarte Färbung giebt, von der Sprache den Stil zu trennen; und der Sinn dieser Trennung, so wie ihre Zulässigkeit mag noch daraus erhellen, daß wir zwar

von dem Stil eines Schriftstellers, oder einer Klasse von Schriftstellern, aber nie, oder nur höchst uneigentlich, von dem Stil einer Sprache reden. Die Sprache sonach kommt zu einem Stil nur durch den Einzelnen, der sie im Zusammenhang spricht; sie ist ohne Stil, so lange sie nur noch als das Gemeingut einer ganzen Nation gedacht wird, und wiederum daß sie so gedacht werden kann, beweist die Selbständigkeit der Sprache als solcher und ihre Unabhängigkeit von dem Individuum.

Unabhängigkeit aber ist sofort nur die negative Seite dieses Verhältnisses. Positiv aufgefaßt erscheint dieselbe als Macht über das Individuum, als eine Nothwendigkeit, welcher der Einzelne unterworfen ist, der er sich bis auf einen gewissen Punkt unweigerlich fügen muß. Wenn wir gewohnt sind, dem Menschen oder dem Geiste, als dem Freien, die Natur als die Grenze dieser Freiheit gegenüber zu stellen, so erscheint nunmehr die Sprache, in jenem beschränkten Sinne, als die Naturgewalt, in deren Fesseln wir gefangen gehen. In Wahrheit freilich ist die Sprache so wenig etwas blos Natürliches, daß sie vielmehr am Ehesten und Unmittelbarsten den Menschen von der Furcht vor der Natur befreit, indem sie zuerst als auf seine eigentliche Heimath und den Boden der Wahrheit und der Schönheit, ihn auf die reine Mitte zwischen Natur und Geist versetzt. Darin gerade besteht das Geheimniß und die Bedeutung der Sprache, daß an ihr der Versuch einer Trennung jener beiden Mächte scheitert und nur ihre Einheit als ihre Wahrheit erscheint.

Zugleich aber als ihre Wirklichkeit. Jene Einheit ist nicht eine ideale, zu der eine neue Anstrengung des Verstandes sich jenseits der abstract Getrennten erschwungen hätte, sondern eine völlig reale, von welcher der trennende Verstand erst ausgeht, um vielleicht in metaphysischen Regionen später

ein Abbild jener sich aufzusuchen. Der Ausdruck demnach, daß die Sprache eine Naturgewalt sei, ist theils nur ein übertragener, theils nur von relativer Bedeutung. Ein übertragener insofern, als die Natur es ist, welcher die vulgäre Anschauung alles dasjenige zuweist, was sich als sichtbare und fühlbare Schranke dem freiwaltenden Geiste aufdringt. Von relativer Bedeutung in sofern, als ein viel höheres Maß der Freiheit, als innerhalb der Grenzen der Sprache Raum hat, von dem Menschen ersehnt und in dem Bereiche des sittlichen Handelns wirklich entdeckt wird. Auch dieses offenbar ist über die Trennung von Natur und Geist ursprünglich erhaben und stellt eine reale, lebendige Einheit beider dar, welche nicht überflogen werden kann, ohne in der Dialektik der Sprache zum progressus in infinitum sich aufzulösen.

Jene Gewalt der Sprache aber, welche dieselbe in dem erläuterten Sinne als eine Naturmacht erscheinen läßt, entdeckt sich leicht, auch bei oberflächlicher Beobachtung. So frei wir uns in unserem Innern fühlen mögen — und wir müssen es wohl, weil unsere Geisteswelt in zweiter Instanz in dem Princip des sittlichen Lebens ihre Wurzeln hat — so sehr empfinden wir diese Freiheit durch die Nothwendigkeit des Aussprechens gehemmt und gebrochen. Ja, bis in die untersten Gründe unseres Wesens reicht der verborgene Einfluß der Sprache. In seiner Geburt schon ist der Gedanke von ihren Formen umschlungen. Nicht erst auf den Lippen empfängt das Gedachte das Gewand des sprachlichen Ausdrucks, nicht dort erst vertraut sich die Seele den Flügeln des Wortes an: gleich im Mutterschooße sind ihr diese Flügel gewachsen, die sie nur rauschender schwingt, sobald sie dem Reich des Klanges sich nahe fühlt. Sowie zwar das Auge durch künstliche Bewaffnung seinen Horizont erweitern kann, wesentlich aber dennoch nur in einer bestimmt gegebenen und

beschränkten Welt lebt, so zieht wohl auch, wissensdurstig und nach Erweiterung strebend, der denkende Geist andere als die angeborene Welt an sich heran; aber die Muttersprache ist dennoch diejenige, in der allein er heimisch bleibt, von der er sich umschlossen, der er sich unterworfen bekennt.

Der Drang der Freiheit aber nimmt seinen Anfang vom Gefühl des Individuellen. Dies in seiner Eigenheit und Punktualität ist es, welches sich durchsetzen will. Das Ganze von dem Punkte des persönlichen Selbstgefühls aus zu beherrschen, diesen zum Mittelpunkte der Bewegung des Ganzen zu machen, dies ist der natürliche Beginn der Freiheit. Und diesem Verlangen gerade setzt die Sprache feste, unverrückbare Grenzen. Der Vorrath ihrer Worte, so reich er auch sei, ja eben weil er es ist, ist ein Fertiges, Daliegendes, an welches der Einzelne gewiesen, auf welches er im Wesentlichen beschränkt ist. Die grammatischen, die syntaktischen Formen und Regeln treten als geschlossenes System auf, an welchem zu rütteln, oder welches zu durchbrechen selbst der Geistbegabteste verhältnißmäßig nur eine sehr geringe Freiheit hat. Höchstens an den äußersten Rändern der Sprache ist es genialerer Kraft vergönnt, in Ernst und Spiel leise zu ändern, zu erweitern, zu trennen, zu verbinden. Aber die Wurzeln der Sprache, aber der Stamm ihrer etymologischen und syntaktischen Bildungen trotzt der Erfindung des Individuums wie seiner Laune. Weder der Tiefsinn des Denkers, noch die Erregtheit der dichterischen Phantasie, weder die Energie des Gedankens, noch die des Gefühls dringt jenseits jener Urformen in den schöpferischen Grund aller Sprache vor. Gleich der Kraft der alternden Erde, neue Organismen ursprünglich zu erzeugen, ist auch die sprachbildende Kraft, wie es scheint, für immer erloschen, und wie es dort den Geschöpfen überlassen ist, aus eingeborener Fähigkeit, nur immer wieder ihresglei-

chen zu erzeugen und durch die Erzeugung das Geschlecht fortzupflanzen, so ist der Sprache gleichfalls nur so viel eigne Lebenskraft geblieben, daß sie sich selbst im leichten Wechsel ihrer Formen von Geschlecht zu Geschlecht erhält. Oder ihrer Kraft vielmehr ist die Erzeugung einer höheren Bildung anvertraut. Als die Trägerin der Gedankenwelt vermittelt sie zwischen organischem und geistigem Leben. Hier ist es, wo ihre schöpferischen Triebe sich in das Bereich des Unendlichen senken und intellectuelle Erzeugnisse zahllos und in unabsehlicher Mannigfaltigkeit hervorbringen.

Und hierauf, in der That, stürzt sich die gediegene und ihrer selbst bewußte Geisteskraft. Ihren Drang und ihr Vermögen, zu schaffen, vermählt sie mit jener productiven Anlage, die die Natur in die Sprache senkte. Die Freiheit der Intelligenz legt sich in die Nothwendigkeit der Sprache und dringt in den sicheren Bahnen der sprachlichen Formen in unerschlossene Regionen des Geistes vor. Der höchste Sinn der Freiheit scheint erreicht, wenn sie jene Nothwendigkeit zur Dienerin ihres Willens macht und dieselbe dahin leitet, wohin sie durch ihre eigene Schwere gerichtet ist. So auch geschieht es, daß ihr, gleichsam zum Lohne und wie durch freiwillige Gunst der Sprache, unbeabsichtigt neue sprachliche Bildungen hervorzulocken gelingt. Denn indem die Freiheit in geistiger Production sich am Höchsten fühlt und dennoch völlig zusammengeht mit der Sprache, welche als unumgängliches Schicksal sie umringt, so tritt hier gleichsam zum zweiten Male, auf dem Wege bewußter künstlicher Darstellung, dasjenige ein, was wir der Entstehung der Sprache vorgängig, oder richtiger, als die eigenste Natur der Sprache uns vorstellen müssen. Die Sprache selbst ist Freiheit und Nothwendigkeit, Geist und Natur in Eins und mit Einem Schlage. Dieser Begriff ist ihre Existenz und die tiefe Bedeutung dieses Begriffes bewährt

sich in dem Reichthum ihres Lebens und ihrer Formationen. Kehrt nun diese Einheit, welche in der Sprache real und ursprünglich ist, auf dem Boden der Sprache in idealer und sekundärer Weise wieder, so ist es begreiflich, daß die Sprache, wie von einer Erinnerung ihres eigenen Daseins berührt, in sich erzittere und die schöpferische Kraft, auf deren Grunde sie beruht, noch einmal leise sich in Bewegung setze. Von dem frischesten Wehen der Freiheit getroffen, wird der erloschene Herd der sprachlichen Erzeugung noch einmal, momentan wenigstens, zum Glimmen angefacht; die tiefen Gründe der Sprache kommen auf Augenblicke zum Vorschein und durch die höchste Anstrengung der Freiheit, wie sie in Kraft der Intelligenz und Phantasie auftritt, wird selbst dem Schicksal, dem in der Sprache über sie waltenden, von Zeit zu Zeit eine leichte Wohlthat abgerungen. Wiederum aber ist es weniger dieser einzelne Gewinn, welcher die Freiheit in ihrer Reinheit, in ihrer Übereinstimmung mit ihren immanenten Schranken belohnt, als vielmehr die durchgängige Verklärung und Vertiefung des sprachlichen Stoffes, der gleichmäßige Glanz der Bedeutsamkeit und Schönheit der Sprache, womit diese durch den in sie einströmenden Hauch der Freiheit überzogen wird. Es ist das, was mit den Worten desjenigen zu sagen erlaubt sei, der vielleicht mehr und glücklicher als irgend ein Anderer diese edelste Frucht von dem Stamme der Sprache zu pflücken verstand. »Ohne die Sprache,« sagt W. v. Humbold, »in ihren Lauten und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaß. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein

anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Literatur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie.«

Jedoch, so sehr nun auch der Freiheit diese Verschmelzung mit ihrem eigenen Schicksal auf dem Boden theoretischer Erzeugung gelinge, mit wie glücklichen Erfolgen auch dieselbe gekrönt werde: diesen theoretischen Boden wird zuletzt die Freiheit immer doch mit dem Bedürfniß nach einer vollständigeren Erfüllung auf einem anderen Gebiete verlassen. Ihre Resignation kann ihr sogar zum Genusse werden: dennoch wird sie ihrer Natur nach darüber hinausstreben. Es kann nicht fehlen, daß sie die Ufer der Sprache überströme, als welche ihrer ganzen Erregtheit, ihrem innersten Reichthum zu eng, zu wenig angemessen erscheinen. Nur in dem breiteren Bette des sittlichen Lebens fließt sie sicher und beruhigt hin. Mit schwankender zwar, aber zugleich unaufhebbarer Grenze zeichnet sich dieses gegen das Bereich der Sprache ab. Die Freiheit, welche mit dem sittlichen Leben identisch ist, sucht schließlich in der Sprache immer nur den Boden, auf welchem das ethische Wesen eine einstweilige, eine vorbedeutende und gleichsam bildliche Existenz gewinnen soll und je mehr die Sprache, kraft ihrer Eigenthümlichkeit, diese Absicht der Freiheit in ihrer Weise, wo nicht vereitelt, so doch wesentlich modificirt, um so unruhiger drängt jene, nach einer anderen Seite hin, von dem Boden der Sprache hinweg.

Dies ist das Eine, und zugleich auch dasjenige, von wo aus auch das Andere, bereits Erwähnte, seine Berechtigung entnimmt. Die Freiheit nämlich unter der Form des Strebens nach individueller Äußerung, welche wir oben als den Anfang der Freiheit bezeichneten, ist auf dem Gebiete der Sprache weit weniger berechtigt, als auf dem des sittlichen Handelns. Zwar der Anfang der Freiheit ist sie auch hier

nur, das Allgemeine zwar ist eben so dem Aussprechen des Gedankens untergebreitet, wie es als letzte Forderung über dem individuellen sittlichen Thun sich abschließend hinstellt: aber das Verhältniß desselben zu beiden Gebieten ist dennoch ein verschiedenes. Während es auf dem sprachlichen das Erste und der Ausgangspunkt für das Individuelle ist, so ist es auf dem ethischen vielmehr das Letzte und der Zielpunkt für dasselbe. Während es dort als zwingende Nothwendigkeit dem Willen vorangeht und diesen als ein Fertiges, Unvermeidliches empfängt, so trägt es hier ausdrücklich selbst den Charakter der Freiheit und ist nothwendig nur insofern, als es schlechthin erstrebt und erreicht werden soll. Die Sprache, um es anders auszudrücken, läßt sich zu dem Individuellen nur herab aus der Sicherheit ihrer allgemeinen und wesentlichen Herrschaft über dasselbe; das sittliche Leben erfreut sich desselben, läßt es reichlich gewähren und leitet es durch sich selbst zu jener letzten Klarheit und Einigkeit, in welcher seine Willkür erlischt und seine Mannigfaltigkeit aufgehoben ist.

Sehen wir nunmehr, wie dieses Beides, die Unzureichendheit der Sprache für den Ausdruck der Sittlichkeit und die Berechtigung des Individuellen, sich in der Sprache selbst zur Erscheinung treibt.

In der Sprache selbst! die Sprache im weitesten Sinne genommen. Denn klar ist zunächst, daß Sprache und Sittlichkeit in beständigem Wechselverkehr, in beständiger Grenzberührung stehen. Indem die Eine die Andere zu durchdringen, zu messen, zu erschöpfen, zu verdrängen, zu bewältigen versucht, erfrischen sie sich gegenseitig und regen ihre schlummernden Kräfte zu energischer Thätigkeit an. Dazu aber kommt, daß die Sprache dem sittlichen Streben gegenüber als eins von den vielen Gebieten der Wirklichkeit erscheint,

mit denen sich einzulassen, auf welche einzuwirken, seine eigenste Aufgabe ist. Ist jenes eine mehr innere Beziehung beider Mächte, so ist diese mehr äußerlich und jemehr bei dem Versuche der ethischen Kräfte, den innersten Kern der Sprache in ihre Gewalt zu bringen, jene von den widerstrebenden Kräften der Letzteren zurückgetrieben werden, desto heftiger ergreifen sie von außen die Sprache, als die in die Welt der Erscheinungen getretene, und versuchen, ihr in derselben Weise den Stempel ihrer Macht aufzudrücken, wie den übrigen Gebieten der Realität.

Nicht minder hat von Haus aus das Individuum Ansprüche an die Sprache; dem Einflusse des Individuellen ist dieselbe darum nicht weniger preisgegeben, weil sie diesen Einfluß zu beherrschen und in den engsten Schranken zu halten weiß. Gerade an dem Punkte, wo die Sprache zu lebendiger Wirkung erwacht, gerade die gesprochene, überläßt sich der scheinbar freien individuellen Behandlung und Anwendung. »So wundervoll,« heißt es in jener klassischen, schon einmal von uns angezogenen Abhandlung, auf welche jede Untersuchung über diesen Gegenstand immer wieder wird zurückkommen müssen, »so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daß man eben so richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt.«

Wenn wir nun aber den Ort suchen, wo diese zwei, das ethische und das individuelle Moment, in der Sprache sich Geltung verschaffen, so ist das Nächste, daß wir über den Bezug dieser beiden zu einander, die wir bisher nur empirisch aufgegriffen, uns aufklären. Jenes Erstere nämlich, wie so eben bemerkt, erstreckt seine Wurzeln bis in die tiefsten Tiefen der Sprache; Sprache und Sittlichkeit sind beide

aus der Innerlichkeit des Menschen nachbarlich emporgewachsen und sind nur darum zwei verschiedene und objectiv in alle Ewigkeit unverschmelzbare, weil sie zusammen den Gehalt der allgemeinen Menschennatur erschöpfen und den Kreis unseres Geisteslebens in principieller Bedeutung abschließen. Die Sittlichkeit, als dieses allgemeine Wesen, durchzieht und berührt allerorten die Sprache. Diese ist von jener so vielfach durchwachsen, daß es der geschicktesten Hand, des sinnigsten Blickes und der umständlichsten Arbeit bedürfte, um in dem künstlichen Gewebe der Sprache die Fäden aufzuweisen, welche aus dem Bereiche des sittlichen Lebens in sie hineinverschlungen sind. Und dies natürlich kann unser Geschäft nicht sein. Möglich aber, daß um so gewisser die Entdeckung desjenigen Ortes uns obliegt, an welchem, wie wir sagten, die ethischen Kräfte mehr von außen auf die Sprache einzudringen und sie zu bearbeiten versuchen. Möglich auch, daß dies derselbe Ort und dieselbe Einwirkung ist, welche von dem Individuellen erstrebt wird.

Wenn nämlich außerhalb ihres festen Kernes die Sprache noch diesen Einflüssen zugänglich sein soll, so kann es nur da sein, wo sie, über sich selbst sich erhebend, zu neuen, ätherischen Geburten sich anstrengt. Aus einem festen Sein ist sie hier noch einmal in ein flüssiges Werden verwandelt, indem sie ihr eigenes Wesen zur Production eines höheren aufregt. Ihre geistigeren Kräfte, ihre Seele gleichsam, setzt sie in die regste und angestrengteste Bewegung, indem ihr materielles Sein, ihre leiblichen Organe, willfährig und geschmeidig den Schwingungen ihres höheren Wesens folgen. Es sind die syntaktischen, durch weite Räume der Sprache sich hindurch erstreckenden Gesetze, durch welche hauptsächlich diese Regsamkeit der Sprache bedingt ist; jene Gesetze schließen sich dann nach unten zu an die Formfähigkeit der Sprach-

bestandtheile an und diese ist am Größten natürlich in denen, welche zu beweglichen Bildern alles Handelns und Leidens geschaffen sind. Aber auch hier kommen die von den oberen Schichten nach unten hin sich fortpflanzenden Wellen noch keineswegs zur Ruhe. Ohne sich fortzubewegen und abgesehen von der Verschlingung und Verschmelzung mit dem benachbarten Elemente, vermag das einzelne Wort noch in sich selbst zu erzittern und von dem geistigen Impulse, welcher von der freien Oberfläche ausging, eine Kunde zu geben. Kaum, daß die Bezeichnung des sinnlichen Gegenstandes starr und von jenen Schwingungen unberührt bleibt. Auch auf ihr noch lassen sich geistigere Beziehungen im springenden Wechsel der Bedeutungen und im gefälligen Spiele der Bilder nieder. Sinnliches und Geistiges mischt sich, das Eine scheint durch das Andere hindurch und in der beständigen Berührung der Grenzen von Licht und Schatten erzeugt sich die bunte Farbenpracht des Ausdrucks. Von Ort zu Ort zieht der Sinn der Rede und im gegenseitigen Austausch ihres Gehaltes vermögen noch die untersten Elemente der Sprache frisches Leben in die Empfindung des Redenden einzuhauchen. So schüttelt die Sprache jedes lebenden Geschlechtes mit der Kraft des Frühlings immer neue Blüthen aus ihrem Schooße; unermüdlich sorgt sie, daß der Geist nicht darbe, daß er vielmehr im Glück ihrer unverwelklichen Schönheit zu wachsender Herrlichkeit gedeihe und seiner Unendlichkeit froh werde.

Und diese Beweglichkeit des gesammten Sprachschatzes ist es eben, in welche das sittliche Leben beständig einfällt. Und weil doch jene Beweglichkeit nur im individuellen Gebrauche der Sprache wirklich zur Erscheinung kommt, so tritt auf diesem Punkte auch das Sittliche mehr oder weniger nur als ein individuelles auf. Die individualisirte Sittlichkeit, die sittliche Individualität ist es, welche in die Sprache eindringt

und sich in derselben ein Dasein gründet, um so sichtlicher und um so reicher, als zart das Element ist, in welchem sie sich darstellt. Wenn die Wirklichkeit außer dem Menschen der eigentliche Schauplatz ist, auf welchem dieser sein sittliches Wesen erscheinen lassen, auf dem er, von Zweck zu Zweck sich besonnen fortarbeitend, das Reich der Moralität immer fester gründen und vollenden soll, so ist doch neben diesem harten und widerhaltigen Elemente in der Sprache uns eine zweite Welt bereitet, in welcher wir wie zur Übung und zur Probe uns ergehen dürfen. Ohne fast, daß wir einen Anlauf zu nehmen hätten, fließt unser individuelles sittliches Wesen in die Rede über und schafft sich in dieser vorweg die Befriedigung, welche nur nach unsäglicher Arbeit auch aus der äußeren Welt uns entgegenkommen kann. Ja, die Rede wird nicht anders entlassen, als mit dem Gepräge des Charakters versehen. Das Recht, herauszutreten in das sinnliche Dasein, erkauft sie nur durch den Tribut, welchen sie an den Charakter entrichtet, und dadurch, daß sie duldet, von diesem so beherrscht und unterworfen zu werden, wie es die Bestimmung der gesammten Sinnenwelt ist. Denn dafür ist sie ein Innerliches. Es ist billig, daß sie die Weihe des Charakters empfange noch ehe sie dem unmittelbaren Einflusse desselben entnommen und an der Luft zu einem fremden, unbiegsamen Wesen verhärtet ist. Wie in den Mienen, in den Zügen des Antlitzes, in dem Blicke des Auges, in der ganzen Gestalt des Leibes sich der Charakter ausprägt, so muß er es viel mehr noch in dem weicheren, geistigeren Stoffe der Rede. Leidet das sittliche Wesen im Innersten Gewalt von den an sie herandringenden Maßen der Sprache, ist es ihr Einfluß, daß jenes nicht ohne den inneren Gegensatz des Bösen, nicht ohne den Zwang des Zwecksetzens ans Licht hervortreten kann, ist ferner das Gegenstreben des Ethischen gegen die

Macht der Sprache in der Tiefe des Gemüths nur von partiellen Erfolgen begleitet, so ist es in der Ordnung, daß an dem Punkte ihres sinnlichen Hervorbrechens das Sittliche sich mit ganzer Gewalt ihr aufdringe und es nur in der Verklärung seines Wesens ein selbständiges Dasein gewinnen lasse. Freilich nur in der Weise der Sprache wird diese Herrschaft des Charakters über sie möglich. Statt des allgemeinen sittlichen Wesens ist es aber nur das Individuelle, dem es gelingt, sich durchzusetzen. Und wiederum sind es nur die freien Gipfel der Sprache, über welche der Charakter herrschend einherschreiten kann, während sie tiefer unten nur in ihrem eigenen Grunde unerschütterlich wurzelt. Nur in ihren feinsten Lebensäußerungen weicht sie gefügig der Herrschaft des Charakters, während sie, ihrem festeren Bestande nach, in ihre eigenste Unergründlichkeit sich zurückzuziehen die beständige Kraft bewahrt. Gerade die stetige Vermittlung aber zwischen diesem ihrem unerschätterlichen Kerne und der flüchtigen Atmosphäre, die diesen Kern umringt, bringt den eigentlichen Zauber hervor, welchen die Rede durch ihren Stil uns empfinden läßt. —

Denn daß es der Stil war, welchen wir so eben nach seiner allgemeinen Natur theils beschrieben, theils in seiner Entstehung beobachtet haben, kann nicht länger verschwiegen werden. Es ist der Stil, um es zusammenzufassen, das in den höheren Regionen der Sprache erscheinende Bild des sittlichen Wesens; er ist ferner Ausdruck des Individuellen und ist endlich die Erscheinung des Charakters. Unter den höheren Regionen der Sprache verstehen wir dabei ihre der Ideenerzeugung zugewandte Bewegung. Denn wie Bewegung ihr Wesen durch und durch ist, so fällt namentlich das Sittliche in ihr durchaus nur in sie als in ein bewegtes Element, um in diesem Processe den Stil zu erzeugen. Dieser selbst ist

somit Leben und Bewegung und nichts Anderes als die Erscheinung jenes Processes. So reißt ein vorüberfluthender Strom einen anderen mit sich und beide mischen, fortfließend, ihre Wellen. Das Individuelle aber weiter verhält sich zu dem Sittlichen als dessen unmittelbare und getrübte Erscheinung und beide endlich, zu einer bleibenden und festen Einheit verwachsen, geben dasjenige, was wir Charakter nennen. Je mehr das Sittliche als solches und in seiner Reinheit sich mit der flüssigen Oberfläche der Sprache mischt, desto mehr ist die Frucht dieser Verbindung der schöne, harmonisch gemäßigte Stil; je mehr das Individuelle als solches in jener sprachlichen Bewegung sich projicirt, desto vielfacher nüancirt, desto manierirter ist der Stil; der Charakter aber endlich verleiht ihm durch Klarheit, Kraft und Entschiedenheit neue und die vorzüglichsten Reize.

Insofern nun das Individuelle sowohl ein integrirender Theil des Charakteristischen ist, als die unvermeidliche Vorstufe, von welcher aus allein hohe und reine Sittlichkeit erreicht werden kann, so scheint die Berücksichtigung dieses Momentes am Tiefsten in die Natur des Stils hineinzuführen. Auf der anderen Seite indeß ist es das Individuelle, welches sich jeder Berechnung entzieht; bei ihm angelangt, ist der Forscher auf die empirische Beobachtung gewiesen und die Einheit der Betrachtung löst sich sofort in eine Mannigfaltigkeit auf, vor welcher das auf das Allgemeine gerichtete Interesse resignirend sich zurückziehen muß.

Dem gegenüber tritt das Sittliche als das Allgemeinste auf. Die Schönheit, welche als Preis auf die Vermählung desselben mit dem Sprachlichen gesetzt ist, ladet freundlich zu der Betrachtung desselben ein. Aber gesetzt, daß jene Vermählung völlig erreicht und jener Preis errungen werden könnte, so schwindet vor dem Aufgange des Schönen die

eigenthümliche Bedeutung des Stils; die härtere Prosa schmilzt zu den weicheren Formen der Poesie, zu welcher der Rhythmus ihres Periodenbaus sie stetig hinüberleitet, den Sinn überwuchert die Form und in ihren festen Gesetzen findet sich plötzlich die Individualität gefangen und niedergehalten.

So ist es denn die Einheit jenes Einzelnen und dieses Allgemeinen, auf welche zuletzt der Blick sich richtet. Der Charakter ist es, welcher dem Wesen des Stils nicht nur am Reinsten entspricht, sondern auch am Meisten Aufschluß über die Natur desselben giebt, so wie wechselsweise der Stil das hellste Licht auf den Charakter wirft. Von dieser Seite ist es daher, daß wir zunächst die Natur des Stils noch genauer ins Auge zu fassen versuchen. —

Das Individuelle als solches entbehrt noch jedes Maßes. Die Laune des Augenblicks gleich sehr wie die anhaltende Naturbestimmtheit, Angebildetes gleich sehr wie Angeborenes trifft in dem Individuellen zusammen. Theils die Reinigung, theils die Befestigung bringt erst der Charakter hinzu; oder er vielmehr ist das Ergebniß der durch den Einschlag des beherrschenden sittlichen Wesens in die persönliche Eigenthümlichkeit vollzogenen Verbindung. Indem er so natürliche und zufällige Eigenheit auf den sicheren Grund geistiger und nothwendiger Allgemeinheit überträgt, giebt er jener Berechtigung und Würde und diese macht er zugänglich und gefällig. Weil sich aber das Individuelle, ungreifbar und eigensinnig wie es ist, nur schwer und langsam mit dem Gesetze einrichtet, so ist der Charakter nur zur Hälfte ein Geschenk der Natur, zur andern Hälfte ist er ein Erworbenes und Errungenes. Nicht die Jugend vermag daher die Krone des Charakters zu tragen, so wenig als das schwächere Haupt des Weibes: aber den Mann ziert sie, so wie der Mangel des Charakters ihn schändet. Hier aber durchdringt er nun

auch das ganze Wesen und wird zur beherrschenden Mitte des Lebens. Die Weihe der Kraft geht einzig von hier aus auf alle Regungen und Äußerungen der Seele über. Ist die That die eigentliche Verkünderin des Charakters, so erfrischen und stählen sich doch nicht minder durch seinen Anhauch auch der Gedanke und die Empfindung und empfangen von ihm aus die Würde geistigerer Thaten.

Zur That wird so auch die Rede durch die Würze des Stils. Zwischen der Festigkeit ihres natürlichen Grundes und der Unbestimmtheit, ja Grenzenlosigkeit ihrer höheren Bestimmung schwankend, schmiegt sich die Sprache von selbst an die Sicherheit des Charakters an. Ohne ihre Bewegung einzubüßen, findet sie an dem Charakter den Halt wieder, von welchem aus sie ihren Aufflug in das Reich des Geistes wagte. In höherer Art jedoch. Denn, losgerungen von der natürlichen Bestimmtheit, ist der Charakter in der Festigkeit des Willens gegründet. So ergreift er die umschweifenden Gedanken und so führt er sie auf festen Wegen zu dem bestimmten Ziele. Er festigt zunächst die Bedeutung der Wörter und übt im wiederkehrenden Gebrauche derselben eine strenge Zucht über ihre Willkür aus. Die wuchernde Fülle des Sprachschatzes selbst drängt er durch besonnene Wahl zurück. Er erhöht die Bedeutsamkeit, indem er die Mannigfaltigkeit auf ein knapperes Maß bringt. Unter den Biegungen und Formungen der einzelnen Wörter stellt er die ausdrucksvollsten in den Vordergrund und haucht ihnen eine Kraft ein, die auf ganze Sätze ihren Einfluß zu erstrecken im Stande ist. In der Anordnung der Wörter und ihrer Zusammenstellung lockt er durch den Zusammenstoß von Bedeutung ungeahnete Kräfte hervor und erhebt er Wörter zu der Würde energischer handelnder Wesen. In den Verschlingungen aber der Sätze und Perioden schneidet er feste und gerade

Wege ab und spannt die Constructionen zu geschickter und sicherer Erreichung des Zieles an. Der Gewohnheit der Wortfügungen überläßt er so wenig als möglich, es sei denn, daß diese von selbst auf dem Wege lägen, welchen er gehen will. So stellt er oft ein nachdrucksvolles Wort zu überraschender Wirkung an ungewohntem Platze auf; ja, gelingt es ihm nicht, die feindliche Berührung von Worten, Sätzen und Wendungen durch irgend ein Zwischenglied zu verstecken, so springt ihm aus dem Zwange solcher Verbindung um so sicherer der Triumph über die Sprache entgegen. Überhaupt sind die milden, stetigen Übergänge ihm verhaßt, mit denen die Sprache schonend die Lücken des Sinnes und die Sprünge der Beweisführung zu verdecken liebt *); denn so wenig wie möglich will er der Sprache verdanken, die er nur als das gefällige Werkzeug seines eigenen Willens ehren mag. Vor dem Schönheitssinn der Sprache fehlt ihm die Achtung, sobald sie selbständig aufzutreten gedenkt und nicht, durch Gesinnung geadelt, nur ein zufälliger Schmuck des Innern ist. An die Stelle der Schönheit setzt der Charakter, wie überall, so auch hier Bestimmtheit, Schärfe, Nachdruck, Größe und Erhabenheit.

Durch unzählige individuelle Abstufungen aber verläuft natürlich von dem Stil im prägnantesten Sinne des Wortes, von dem charaktervollen Stil der Ausdruck durch die Mitte

*) Bei Goethe (S. Werke v. 1840 in 12. Bd. XXXII., S. 222) findet sich eine Sammlung von „Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.“ Goethe bemerkt, daß Fichte hiezu die Veranlassung geworden. „Dieser kräftige, entschiedene Mann,“ erzählt er, „konnte gar sehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen, oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewissermaßen eine heftigen Krieg machte.“

der Schönheit bis zu jener Färbung, welche überall der Zufall, die Regellosigkeit und den Anflug momentaner Stimmung bekundet. Jene Linie der Schönheit jedoch wird nur geschnitten; denn in ihrer Nähe schmilzt der Charakter und sinkt haltlos in die Sprache, deren Formen ihn warm und schmeichelnd umströmen. Aus dem Redenden ist der Charakter übergegangen in die Rede selbst. Diese zeigt denselben zur festen Form verwandelt, in deren Geleise sie nunmehr die Individuen fortführt, ihnen selbst nur geringe Schwankungen innerhalb sicherer Regeln gestattend. Während im Gebiete der Prosa die Verschiedenheit des Stils obenansteht, welcher die sachlichen Unterschiede sich unterordnen müssen, so ist in der Poesie die Gattung zugleich Gesetz des Stils, oder der Stil vielmehr verschwindet vor dem Gesetz der Gattung oder hat doch sich zu äußern eine ohne Vergleich geringere und durchaus nur innerhalb dieser Schranken sich haltende Freiheit.

Denn Schönheit ist das Gesetz der Dichtkunst. Und dies ist die Natur der Schönheit: überwältigt von dem Sinnlichen, frei von der Alleinherrschaft des Geistes, zieht sie auf zarter Grenzlinie zwischen beiden mitten hindurch und knüpft sie eben dadurch aneinander. Auf der Sprache, die diesen Bund in ihrer Weise durch die sichere und solide Kunst der Natur vollzogen hat, läßt sie sich deshalb mit Vorliebe nieder und treibt auf diesem Boden ihr leichtes und gefälliges Spiel. Von den Wellen der Sprache geschaukelt zieht sie die sittliche Welt an deren Oberfläche, schlichtet den alten Streit, den diese Zwei mit einander führen und läßt in ihrer Berührung beide verklärt in einander scheinen. Sie ist deshalb ursprünglich in einem nahen Bunde mit der Sprache, die ihr als eine verwandte Erscheinung mit allen Kräften entgegenstrebt, die irgend die Natur zu verleihen vermag. Gern vertraute sie ganz

das sittliche Leben ihren Händen und ihrer Pflege an. Wo dagegen dies auf die Spitze des Charakters gestellt ist, da weicht sie schüchtern zurück und überläßt die Sprache dem Kampf mit ihrem Gegner.

Sie weicht zurück: aber sie bleibt doch in ihrer Nähe. Denn auch dem sittlichen Wesen ist sie ewig verwandt und so umschwebt sie schützend beide, wo sie irgend zusammentreffen. Ihrer versöhnenden Kraft völlig gewiß, erträgt sie bis auf einen gewissen Grad den Andrang des Charakters und weiß denselben zu Milde und Nachgiebigkeit zu stimmen. So duldet sie auf der einen Seite die Individualisirung innerhalb der Gattungen der Poesie, den Stil als die ethische Zuthat des Subjects zu dem objectiven, von der Sprache selbst unabtrennlichen Stil; auf der anderen Seite weiß sie auch in der Prosa die Individuen durch das Gesetz der Gattung leise zu fesseln und das Vorwalten des Subjectiven durch die Zeichnung objectiver Grenzen zu zügeln. Wie gesagt: während im Gebiete der Poesie über das Individuelle die stärkere Farbe der Gattung herübergezogen ist, so daß jenes nur schwach hindurchscheinen kann, so findet in der Prosa das Umgekehrte Statt: durch die Farbe der Individualität blickt nur versteckt und dunkel der Charakter der Gattung durch.

Auf jenem Punkte jedoch, wo, wie wir uns ausdrückten, die Linie der Schönheit selbst von dem prosaischen Stile durchschnitten wird, thut sich eine ganz eigene, wunderbare Erscheinung hervor. Harmonische Bildung aller Geisteskräfte wie sie den Charakter edler Menschheit ausmacht, ist auch die Quelle edler, anmuthvoller Darstellung. Da, wo der Charakter in dem wahrem Schwerpunkte des Geistes ruht, so daß er nur das freiwillige Resultat der gesammten Anlagen und Regungen des Inneren, und, obwohl angebildet, dennoch ein Natürliches erscheint, da, statt gewaltsam mit der Sprache zu

schalten, senkt er sich still in sie ein. Eines weicht dem Anderen und in dem innigen Bunde, welchen beide mit einander eingehen, spiegelt sich die harmonische Stimmung des Gemüthes. Glücklich die Wenigen, denen es vergönnt ist, diese höchste Blüthe prosaischer Darstellung zu pflücken und schöpferisch aus reichem Geiste emporzutreiben! Wie ihnen drinnen nie die Herrschaft über die Triebe und Leidenschaften der Seele abhanden kommt, wie von niemals wankender Mitte aus der Reichthum der Gefühle geordnet und gemäßigt wird, so geht die Darstellung an dem Zügel sichrer Gesetze und die einzelnen Theile der Rede lagern sich gleichmäßig um den Kern derselben. Die Sprache scheint über sich selbst erhoben: so hat der Charakter ihren tiefsten Sinn durchdrungen und in seinen Sinn und Willen ihn umgebildet; der Charakter blickt frei und leicht aus der Sprache durch: so hat diese seine Spröde ihm genommen und seine Würde durch Anmuth gemäßigt. Selbst dem musikalischen Elemente der Sprache giebt der Charakter nach und wenn er freilich verweigert, daß dieses sich Ton für Ton und Silbe für Silbe offenbare, so läßt er es doch in langen, immer wiederkehrenden Zügen anklingen und seinen Schritt durch den freieren Schlag des Rhythmus in ebenmäßig gerundeten Perioden begleiten. Manche Blüthen streut die Poesie auf diese Wege der Prosa und diese verschmäht nicht, den Ernst des Gedankens mit ihnen zu kränzen; aber bescheiden und sparsam hebt sie sie auf, um über dem Spiel der Bilder nicht die Arbeit und nicht den höheren Sinn ihrer Aufgabe zu vergessen. Denn darin gerade beruht die Bedeutung und die Schwierigkeit der vollendeten Prosa. Mag sie es geschehen lassen, daß die Sprache durch ihr natürliches Walten den Gedanken halb schon forme und zur Reife bringen: die letzte Bildung muß derselbe vom Charakter empfangen. Ein Wort durch das andre zu ergänzen, das Zu-

viel des Sinnes, welches das Eine mit sich führt, durch einen Ausfall auf anderer Seite zu decken, die Risse und Spalten in dem Gefüge der Gedanken durch ein leichtbereites Wort, durch ein Bild, eine Biegung, einen Satz zu verschmelzen, Härten des Inhalts durch Rundung der Form zu verstecken: das ist die gefällige Art der Sprache und Keiner entzieht sich dieser ihrer freiwilligen Dienstleistung ganz. Aber wo der Prosa das Vollendete gelingen soll, da darf der Charakter sich solcher Willfährigkeit der Sprache nur mit Besonnenheit überlassen, um nicht, eingewiegt in die Süßigkeit ihrer Formen, die Wachsamkeit auf die Richtigkeit und die Reinheit der Gedanken, auf das Recht des Begriffes aufzugeben. Diese Prosa in ihrer Vollendung ist daher das Höchste, was in der Kunst der Darstellung erreicht werden kann. Sie gleicht dem Tage, welcher der Morgenröthe der Dichtung folgt. In ihrer Helligkeit erst kann die Arbeit des philosophischen Denkens und der wissenschaftlichen Forschung vollzogen werden, während Beredtsamkeit zugleich, bald eigennütziger, bald uneigennütziger, ihre Feste feiert. Sie ist eine Frucht der reifsten, allseitigsten Bildung und nur da, wo eine Nation nach innen und außen ihre Kräfte thätig geübt und in der Übung sie gegen einander ausgeglichen hat, nur da gelingt ihr, Schönheit und Charakter verbunden in den sprachlichen Ausdruck einzuführen.

Und auch hier sind es immer nur Einzelne, denen mit der Anstrengung in der Aneignung der Bildung auch der höchste Genuß in der Darstellung derselben durch die Leichtigkeit der eignen Natur gewährt ist. Wer, wie der Verfasser des Kosmos, den ganzen Reichthum der Natur durchforscht, selbst ihre fernsten und fremdesten Schönheiten mit sinnigem Auge in sich gesogen, dazu aber auch die Blüthen der Bildung von Hellas und Latium nicht ungepflückt gelassen hat, dem mußte Unnachahmliches glücken, als er am Abend seines Lebens eine

Aufstellung jenes Schatzes, die Darstellung eines Weltgemäldes unternahm, begünstigt, wie er selbst sagt, »durch eine Sprache, die seit Jahrhunderten so mächtig auf Alles eingewirkt hat, was durch Erhöhung und ungebundene Anwendung geistiger Kräfte, in dem Gebiete schöpferischer Phantasie wie in dem der ergründenden Vernunft, die Schicksale der Menschheit bewegt.« Ihm zur Seite aber steht, ja in der Kunst der wissenschaftlichen Prosa durch Einfachheit der Mittel wie durch Tiefe des Gedankens dem Bruder überlegen, W. von Humboldt. Mit dem Sinn wie mit den Schönheiten der Natur nicht unvertraut, stand er einerseits dem Quell alles geistigen Lebens, der Sprache, näher; andrerseits hatte er an hellenischem Geiste mit einer Hingebung und einem Grade der Empfänglichkeit sich genährt, wie sie nur das Verwandte zu Verwandten empfinden kann. Hatte er in der Sprache, nach seinem eigenen Ausdruck, »ein Vehikel entdeckt, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren«, so nennt er, als die höchste Frucht, die er für sich aus dem Studium der Griechen davonzutragen gedenke, »die Bildung des schönen menschlichen Charakters.« Eben dies aber sind die beiden Elemente, aus deren harmonischer Verschmelzung wir die Schönheit des Stils als sicheren Gewinn hervorgehen sahen. Und noch Andre wohl wären neben diesen Heroen zu nennen. Vor Allen die beiden Gewaltigen unter unseren vaterländischen Dichtern. Goethe, dem Glücklichen, dem Lieblinge der Charitinnen, fiel die Schönheit des prosaischen Stils als ein freier Gewinn, als ein Nachklang seiner Dichtung wie von selbst in den Schooß, während bei Schiller dichterische Anlage und intellectueller Drang, Poesie und Prosa um die Herrschaft sich stritten. Ein Höchstes ist jedenfalls auch diesem nach Gehalt und Form in seinen ästhetischen Aufsätzen gelungen. Überhaupt gelang Ein-

zelnen Einzelnes; auf Schelling's Haupte, zum Beispiel, wird der Kranz des Denkers längst verwelkt sein, wenn der Duft der Schönheit noch unvergänglich einen Theil seiner Worte umfließen wird.

Hiermit jedoch sind wir ans Ziel unsrer Untersuchung gelangt, welche nur das allgemeine Wesen und die Bedeutung des Stils erforschen sollte. Wie sie aber nicht unternommen werden konnte, ohne die Erfahrung und beständige Erinnerung an individuelle Stile, so hat sie auch ferner die Beobachtung und Beschreibung derselben zu ihrer Ergänzung: und wenn wir durch die Hervorhebung des tiefgreifenden Einflusses des Stils hiezu angeregt und überhaupt die Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung des Geistes gelenkt hätten, so würden wir unsre Absicht für erreicht halten. Welch eine feine Beobachtungs- und Auffassungsgabe, die aus den Werken eines Lessing, Jacobi, Fichte die Seele der Darstellung heraus zu lesen und in treffenden Zügen zu schildern verstände! Und ob es wohl auch ferner erlaubt sein wird, diese Geister in ihrem Wesen und nach ihren Leistungen zu charakterisiren, ohne anders als in flüchtigen und allgemeinen Andeutungen über ihren Stil sich auszulassen? —

Aber das Feld der Beobachtung und Untersuchung dehnt sich noch weiter. Es sind bekannte und oft citirte Worte, mit denen sich die Einleitung zu dem Werk über die Kawi-Sprache über die philosophische Diction vernehmen läßt. Die »eigenen Wege« nun, auf welchen, wie es dort heißt, »die wahrhaft tiefe und abgezogene Philosophie zu einem Gipfel großer Diction gelangt«, wären aufzusuchen und nachzuweisen. Neben der Erforschung des philosophischen Stils aber würde die des historischen darum nicht weniger Interesse bieten, weil unser Vaterland für diesen an Mustern ärmer ist. Vielleicht daß eben dies zu einer neuen Betrachtung überzuleiten im

Stande ist. Welche Entwicklung des Stils und welche Stilarten der besondere nationale Charakter begünstigt, in welcher Abhängigkeit von diesem der individuelle Charakter steht: — diese Fragen müßten aus einer reichen Beobachtung heraus beantwortet werden. Nehmen wir hiezu noch die historisch-sprachliche Erörterung über die Bedeutung des Wortes: Stil und die Vergleichung desjenigen, was in den Künsten und sonst mit diesem Namen benannt wird, so erkennen wir, daß wir die Untersuchung über den Stil nicht sowohl abgeschlossen, als nur eben eröffnet haben. — Sie aber wirklich eröffnet zu haben, das, wie gesagt, ist es, was wir am Meisten und aufrichtig wünschen.

Lessing über Gleim.

Ein Nachtrag

zur

Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken.

Von

Th. W. Danzel.

Die Bereicherungen, welche die Lachmannsche Ausgabe von Lessings Werken im Gegensatz gegen die früheren enthält, sind erheblich. Nichtsdestoweniger hat Guhrauer, der in seiner Schrift über die »Erziehung des Menschengeschlechts« auch noch nach einer andern Seite hin eine Kenntniß von Lessings literarischem Lebensgang beurkundet, deren Möglichkeit Niemand geahnt hatte, in einem der letzten Jahrgänge der Blätter für literarische Unterhaltung eine Nachlese von ungedruckten Notizen aus den Lessingschen Papieren, die zu Breslau aufbewahrt werden, veröffentlichen können. Der Zufall hat auch mich auf die Entdeckung eines Lessingschen Paralipomenon geleitet, das zwar keineswegs bisjetzt ungedruckt war: vielmehr seit neunzig Jahren liegt es gedruckt vor, aber von Niemanden ist es für Lessings Eigenthum erkannt worden. Daraus ergab sich denn ganz von selbst die Veranlassung, eine Untersuchung anzustellen, ob sich an dem Orte, wo dieses Stück von einer Recension (denn mehr ist es nicht: aber Lessing gehört zu den Männern, von denen jedes Gedankenspänchen seinen Werth hat, weil sie immer aus dem vollen Holze gearbeitet haben) verborgen lag, noch mehr dergleichen finden möge und finden könne.

1.

In den Jahren 1757 und 1758 gaben Nicolai und Mendelssohn die »Bibliothek der schönen Wissenschaften und

freien Künste« heraus, die mit dem Jahre 1759, als Nicolai, der sie ursprünglich allein zu schreiben beabsichtigt hatte, zum Buchhandel zurückkehrte, in Weiße's Hände überging. Das Verhältniß Lessings zu den beiden ersten Jahrgängen der Bibliothek ist ein eigenthümliches. Er war nicht ordentlicher Mitarbeiter; er erklärt selbst in Briefen an Gleim wiederholt auf Ehre (Werke ed. Lachmann XII. 97. 98), daß er gar keinen Antheil an ihr habe; auch zählt Nicolai die von ihm später beigesteuerte Recension von Lieberkühns Theokrit in der Vorrede zum Anhange des III. und IV. Bandes, wo er über die Verfasser der einzelnen Beiträge Rechenschaft ablegt, unter die *fremden* Aufsätze. Noch weniger war er Redacteur; eine Behauptung K. Lessings in der Lebensbeschreibung seines Bruders, als habe dieser die Urtheile seiner Freunde cassirt, wenn sie ihm nicht gefallen, veranlaßte Nicolai sich in einer Anmerkung zu einem der Lessingschen Briefe (XII. 43) ausführlich über das ganze Verhältniß auszusprechen. Lessing besorgte, wie er der Bibliothek in Leipzig einen Verleger verschafft hatte, späterhin auch ihren Druck: aber nicht in der untergeordneten Stellung eines Correctors, wie man aus einer Stelle in Weißes Selbstbiographie schließen könnte (S. 50) — obgleich ihm allerdings Nicolai für seine Verdienste um die Correctheit dankt, wobei er jedoch zugleich den Corrector tadelt, (XIII. 85) — sondern als beirathender Freund, der nicht nur mit den Verfassern über ihre Aufsätze vielfältig hin und her disputirt und sie auf Ungenauigkeiten und Mißgriffe aufmerksam macht, — wovon in dem Falle, den K. Lessing im Auge hatte, wirklich einmal die Folge ist, daß Nicolai eine Recension des Devil to pay, des Originals der damals von Gottsched wüthend verfolgten und noch jetzt bekannten Fastnachtsoper Weißes »der Teufel ist los,« zurücknimmt, — sondern auch im Ganzen und Einzelnen Beiträge

verspricht, und wo das Manuscript für ein Heft nicht ganz ausreicht, selbständig und ohne weiter anzufragen oder das Einzurückende in Berlin vorzulegen, aushilft (XII. 94).

Dieses überhaupt etwas unbestimmte Verhältniß und besonders der letztere Umstand scheint zu der Vermuthung zu berechtigen, daß hier noch bisher nicht erkannte Beiträge von Lessings Hand vorhanden sein dürften.

Diese Betrachtung ist Lachmann nicht fremd geblieben; er hat ihr zufolge zwei kleine Aufsätze in seine Ausgabe aufgenommen (V. 77), von denen er den einen mit voller Gewißheit, den andern mit großer Wahrscheinlichkeit Lessing beilegen zu können glaubt, und auf zwei andre, die von diesem wenigstens herrühren könnten, hingewiesen.

Allein der verdienstvolle Mann scheint bei seinen Untersuchungen über diesen Punkt nur die nächste Quelle zu Grunde gelegt und insofern noch ein gewisses Feld zu neuen Entdeckungen übrig gelassen zu haben.

Diese nächste Quelle ist eine Anmerkung Nicolai's zum 31. Literaturbriefe im 26. Theil der Lessingschen Schriften — sie findet sich in Lachmanns Ausgabe an dieser Stelle nicht — der zufolge Lessing zur Bibliothek der schönen Wissenschaften außer der Recension zu Lieberkühns Theokrit, die im 2. Stücke des II. Bandes S. 366—396 steht, nur »ein paar kurze nicht bedeutende Nachrichten« beigesteuert hätte. Auf die Ermittelung dieser kurzen Nachrichten beschränkte Lachmann seine Aufgabe.

Obgleich gegen die Lösung derselben, welche in seiner Ausgabe vorliegt, nur wenig einzuwenden ist, mag doch hier die ganze Untersuchung, welche ihn auf jene Ergebnisse geführt haben muß, von vorn angestellt werden, damit die Entscheidungsgründe — falls es mir nämlich gelungen sein sollte, gerade auf die seinigen zu treffen — öffentlich

vorliegen und die Frage damit, wenn möglich, ein für allemal abgemacht ist. Außerdem werden sich bei dieser Untersuchung noch gewisse interessante Beziehungen ergeben, die vielleicht schon allein eine Vorlegung derselben rechtfertigen könnten.

Die »vermischten Nachrichten« in der Bibliothek der schönen Wissenschaften beziehen sich theils auf Musikalien und theoretische Werke über Musik, theils auf bildende Kunst, theils auf Literatur. Daß nun Lessing sich mit Musik und ihrer Theorie beschäftigt, davon ist mir keine Spur erinnerlich; im 26 und 27. Stück der Dramaturgie wenigstens ist nur von der Wirkung der Musik die Rede. Er muß sogar bisweilen auf sie »geschimpft« haben: denn XIII. 34 fragt ihn Nicolai, ob er es noch ferner thun wolle, da doch Moses Clavier spielen lerne. Ferner rühren die Notizen über bildende Kunst, so weit sie nicht Künstler und Kunstwerke in Berlin oder der Umgegend betreffen, über die ohne Zweifel Nicolai selbst berichtete, vermuthlich von dem bekannten dresdner Kunstkenner v. Hagedorn her. Denn es finden sich dergleichen erst vom 2. Bande an, nachdem im ersten diesem Manne verschiedentlich Weihrauch gestreut worden; wenigstens später unter Weißes Redaction hat er diesen Artikel größtentheils besorgt (W. Leben S. 52). Daß Lessing sich schon damals mit den Gegenständen, die in seinem Laokoon vorkommen, beschäftigt, ist nirgend ersichtlich. Es bleiben also nur die Literaturnotizen übrig.

Und in Bezug auf diese werden nun freilich alle acht Hefte durchzuprüfen sein. Doch kommt der Untersuchung hier sogleich eine ganz positive Hinweisung im Lessingschen Briefwechsel zu Hilfe.

Lessing sagt nämlich XII. 94 in einem Briefe an Mendelssohn: »Ich habe zu den Neuigkeiten — im zweiten Stücke

der Bibliothek, denn von diesem ist hier die Rede — Verschiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Herrn Nicolai nicht ungelegen sein wird. Herr Dick wollte gern 14 Bogen voll haben.« Und Nicolai antwortet XIII. 86: »Ihre Zusätze sind mir beide ungemein angenehm gewesen.« Wir hätten also in diesem Hefte zwei Beiträge von Lessing.

Der eine von ihnen ist leicht zu ermitteln. Nicolai selbst giebt in einer Anmerkung über ihn Auskunft. Er hatte zu eben diesem Hefte eine Anzeige von »zwei Kriegsliedern von einem preußischen Officiere mit Musik«, nach Leipzig gesandt, die Seite 404 abgedruckt ist. Davon nahm Lessing Veranlassung (S. 426), zwei Kriegslieder eines preußischen Grenadiers von Gleim abdrucken zu lassen und mit einer kurzen Einleitung zu begleiten. Wobei übrigens Nicolai irrt, wenn er meint, dieselben seien Lessingen von Gleim selbst mitgetheilt worden. Denn XII. 84 findet sich ein Brief Lessing's an Gleim, in welchem er diesem zu verstehen giebt, er habe ihn als Dichter jener Lieder errathen. »Denken Sie einmal, was sich Ihres Königs Soldaten Alles unterstehen. Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Der unbändige Ehrgeiz! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgesang, mit dem Zusatze, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Er lautet so (folgt das eine der beiden Lieder in der Bibliothek). Daß sich ein Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poesie weder handwerksmäßig gelernt hat, noch darauf gewandert ist, solche vortreffliche Verse zu machen unterstehen darf« u. s. w. Und auch die Einrückung in die Bibliothek geschah ohne Gleim's Vorwissen; denn Lessing fragt denselben XII. 97, ob er schon davon wisse, daß er sie eingerückt?

Die beiden Kriegslieder und ihre Einleitung sind in Lachmann's Ausgabe V. 77 abgedruckt *).

Es knüpft sich an diese Veröffentlichung der beiden Gleim'schen Kriegslieder noch ein Aufschluß über einen schon besprochenen Beitrag Lessing's zur Bibliothek. Der Verfasser der Lieder eines Officiers, die den Liedern eines Grenadiers von Lessing in jener Einleitung nachgestellt worden, war eben der Lieberkühn, welcher den Theokrit übersetzt hatte. Er beschwerte sich bei Nicolai in allem Ernste heftig über diese Zurücksetzung (XIII. 86) und hätte auch Lessing beinahe Händel gemacht (XII. 97). Daher zum Theil die derbe Ab-

---

*) Es ist mir hier eine Abweichung von der vollkommenen philologischen Genauigkeit, die man sonst mit Recht an dieser Ausgabe rühmt, bemerkbar geworden, die ich nicht verschweigen darf. Es heißt bei L. in dem einen der beiden Lieder:

Denn was kann wider unsern Gott
Th . . . und B . . .

— das heißt, wie in dem Briefe an Gleim ausgeschrieben steht, Theresia und Brühl — und in dem andern:

Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Th . . .

Es steht aber in beiden Ausgaben der Bibliothek:

Denn was kann wider unsern Gott
. . . .

und

Und alles Blut aus dieser Schlacht
. . . .

Wozu nun diese Ergänzungen? da doch die Weglassungen auf Lessing's Seite nicht ganz gleichgiltig sind, indem sie beweisen, daß ihm die Bemerkungen über Verwünschungen und übertriebenen Patriotismus, die er 1759 bei Gelegenheit einer ähnlichen Weglassung in einem Gedichte Gleim's, das er in die Literaturbriefe einrückte, an diesen schrieb, schon damals, zu Anfange des Krieges, im Sinne lagen. Übrigens mochte wenigstens die Unterdrückung des Namens Brühl auch Nicolai ganz recht sein, da er die französische Correspondenz (es wird weiter unten von ihr die Rede sein), im Grunde dem Grafen Moritz Brühl verdankte, der Gellert nach einem brauchbaren Manne gefragt zu haben scheint: XIII. 24.

fertigung seines Theokrits, die ein wenig im Stile des Vademecum an Samuel Gotthold Lange ist. Fand sich doch Lessing an diese Geschichte durch das Format eines anderen Buches von Lieberkühn erinnert: denn es war, »was mich ärgerte,« in Duodez (XII. 99). »In der That zwar sollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott sei Dank, nun habe ich doch auch in diesem Formate einen unter mir, und bin nicht mehr der schlechte deutsche Poet in Duodez *κατ' ἐξοχήν.*« Auch könnte ein pragmatischer Geschichtschreiber noch eine andere Anknüpfung ausfinden: der L., heißt es **XII. 102** könne weniger Griechisch, als Gottsched oder ein Tertianer. »Und gleichwohl hat sich der Elende unterstanden, unserem lieben Ramler eine kleine Nachlässigkeit aufzumutzen.«

Der zweite von den kurzen Aufsätzen im zweiten Stück der Bibliothek ist schon schwerer zu ermitteln. Doch läßt es sich nicht nur von allen dort befindlichen kurzen Anzeigen, mit Ausnahme einer einzigen, mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit zeigen, daß sie nicht von Lessing seien — daß die Notiz über die Lieberkühn'schen Kriegslieder von Nicolai herrühre, haben wir diesen schon selbst bekräftigen sehen — sondern es kann auch für den Lessing'schen Ursprung der von Lachmann in einer Anmerkung aufgenommenen ein so positiver Beweis geführt werden, daß man in Zukunft wohl berechtigt sein dürfte, sie in den Text von Lessing's Werken aufzunehmen.

Ich gehe die kurzen Nachrichten des zweiten Stückes, so weit sie literarischer Art sind, einzeln durch.

1) Die erste ist eine Notiz über eine authentische Ausgabe der Werke von Kleist's. Hier wird aus der Vorrede zu einer italienischen Übersetzung des Frühlings, die in diese Ausgabe aufgenommen sei, das Verzeichniß der deutschen Dichter gegeben, die dieser Übersetzer, ein Herr de' Tagliazucchi,

gelesen und als classici und castigati rühme. Unter diesen befindet sich neben Opitz, Canitz, Haller, Schlegel, Hagedorn, Gellert, Drollinger, Rost, Gleim, Uz, Wieland, Pfyra, Zachariä und Dusch, auch Lessing. Es ist dies ein Beweis, welche Stelle ihm schon damals zuerkannt wurde, wenn auch gerade um der Schriften willen, die heutigen Tages ganz vergessen sind, nämlich seine Jugendgedichte. Allein Lessing wäre unfähig gewesen, sich selbst auf diese Weise zu präconisiren; auch hielt er bereits auf jene Gedichte sehr wenig, wie er denn schon 1754 in der Vorrede zum dritten und vierten Theile seiner Schriften in Bezug auf sie sagt: satis est potuisse videri (IV. S. 5).

2) Eine Anzeige der sämmtlichen poetischen Werke Fr. von Hagedorn's rührt ohne Zweifel von Nicolai selbst her, der dem Bruder des Verstorbenen um der oben angeführten Verbindung willen etwas Angenehmes erzeigen wollte; heißt es doch in Bezug auf gewisse schlechte Vignetten S. 408 geradezu: es seien diese um so unverzeihlicher, da ja der selige Fr. von Hagedorn einen Bruder habe, der, wenn man ihn um Rath gefragt hätte, gewiß Entwürfe gemacht haben würde, die des Dichters nicht unwürdig gewesen wären.

3) Ferner ist die Rede von einer Ode von einem gewissen H. A. Hillen. Lessing lag zwar die altfränkische Odendichterei damals noch nicht so fern, wie wir jetzt zu glauben geneigt sind, weil er es doch im Grunde allein ist, der unsere Dichtung von solcher hohlen Unnatur befreit hat. Noch im Jahre 1755 ließ er eine Ode in die Vossische Zeitung einrücken (XIII. 643), die in ihrer Art nicht übel ist. Eben um die Zeit, von der es sich hier handelt, theilte er Gleim (XII. 82, 83) mehre »Odengerippe« mit; sie sind I. 205 ff. abgedruckt. Indessen bekennt er, daß die Kriegslieder des preußischen Grenadiers ihm einen anderen Begriff von der

Ode beigebracht. Er sagt in der Vorrede zu denselben, sie seien eine neue Gattung von Ode; es war ihm offenbar an ihnen aufgegangen, daß die Lyrik und endlich alle Poesie aus dem Leben herausgegriffen sein und individuelle und nationale Wahrheit haben müsse. Dürfte doch in dieser Beziehung das militairische und die augenblicklichen Zeitinteressen behandelnde Lustspiel Minna von Barnhelm als eine Nachwirkung der Gleim'schen Kriegslieder zu betrachten sein. Wie tief die letzteren auf Lessing wirkten, beweist der Umstand, daß er sich durch sie veranlaßt fand, auf die alten Kriegslieder aller Art zurückzugehen. Der alten Siegeslieder wegen,« schreibt er (XII. 107), »habe ich sogar das alte Heldenbuch durchgelesen und diese Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwei sogenannten Heldengedichte aus dem schwäbischen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben.« Von dem Allen findet man die Ergebnisse, die für ihn unmittelbar daraus hervorgingen, in der Vorrede zu den Kriegsliedern. Als solche Interessen in ihm aufkeimten, konnte er nicht in aller Gravität eine Ode im alten Stil recensiren. Auch übersendet er jene Odengerippe selbst mit einer ironischen Wendung (XII. 82): »Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Berathen bei Halberstadt den alten Juden hinangeklettert und habe ihm den steineren Bart gestreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzuwohl bewußt war. Warum sollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher versteigen? Gut, es hat mit der Ode seine Richtigkeit.« Endlich findet sich unter jenen Odengerippen selbst eins (es ist I. 207 abgedruckt), das auf äußerst witzige Weise den epigrammatischen Ton der alten Ode dadurch persiflirt, daß es die einzelnen Strophen aus wirklichen Epigrammen bestehen läßt:

»Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen,

in die Hölle hinab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte auch Orpheus seine Frau suchen sollen?

Man sagt, er sei singend herabgestiegen. Ich zweifle im Geringsten nicht daran; denn so lange er Witwer war, konnte er wohl vergnügt sein und singen.

Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonien nach, und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, sie wären ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig sein?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten, ob es gleich mehr eine Züchtigung, als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wiedergab.«

Noch muß bemerkt werden, daß der Haupttadel, der in jener Kritik gegen die Ode des H. A. Hillen ausgesprochen wird, darin besteht, daß sie der Art sei, als habe Boileau mit den bekannten Versen:

S'il rencontre un palais il m'en depeint la face etc.

auf sie weissagen wollen. Einer solchen Berufung auf die Hauptautorität der Gottsched'schen Schule wäre sicherlich Lessing schon damals aus dem Wege gegangen, und wäre es auch nur gewesen, weil solche Berufungen nachgerade über alle Maßen abgedroschen sein mußten.

4) Bei der Besprechung einer Schrift: »Neue Einfälle«, kann man wegen des unwitzig groben Schlusses nicht an Lessing denken. Der Verfasser sagt, seine Kinder, die Gedichte, sollten in die Welt gehen und ihm die Ewigkeit bringen. Da meint nun der Recensent: »Eine Anweisung in eine milde Stiftung preßhafter Personen sollten sie ihm mitbringen.«

5) Derselbe Grund gilt für die Anzeige eines Lustspiels: der Pharisäer und Cabbalist.

6) Dafür, daß die Anzeige von Wieland's Empfindungen eines Christen von Lessing herrühre, scheint ein an und für sich höchst trivialer Grund zu sprechen. Sie ist nämlich, wenn man die Besprechung der Uz'schen Vertheidigung hinzurechnet, zehn Seiten lang: und da es hier darauf ankam, die Bogenzahl voll zu machen, und wenn dazu überhaupt besondere Veranstaltungen nöthig waren, angenommen werden muß, daß noch ziemlich viel Raum übrig war, so möchte man vermuthen, daß der zweite Beitrag, der jetzt aufzusuchen ist, verhältnißmäßig umfangsreich sei. Allein dieser Umstand kann überhaupt nicht in Betracht kommen; es muß bei der ganzen Angabe Lessing's, er habe etwas vom Seinigen zugesetzt, irgend etwas nicht in Ordnung sein: denn auch mit diesen Zusätzen beträgt das zweite Heft noch nicht vierzehn Bogen, sondern nur 202 Octavseiten. Die Kritik von Wieland's Empfindungen eines Christen geht in der Erörterung der bekannten Verunglimpfung und Denunciation Uz's, und eines poetischen Sendschreibens, in welchem dieser sich vertheidigt, mit einer steifen Ernsthaftigkeit zu Werke, die Lessing ganz fremd ist. Auch hat bekanntlich Lessing in den Literaturbriefen das Wieland'sche Buch besprochen: und abgesehen davon, daß hier ganz andere Grundgedanken durchgeführt sind, als in dem Aufsatze in der Bibliothek, pflegte Lessing, was er sich einmal zur Besprechung ausgewählt hatte, viel zu durchgreifend zu behandeln, als daß er zweimal auf denselben Punkt zu schlagen gebraucht hätte.

7) Die Nachricht über ein Avertissement des Associès au privilège du Journal Etranger rührt jedenfalls von Nicolai her. Dieser war nämlich — wie er in der Vorrede des Anhanges zum dritten und vierten Bande der Bibliothek selbst erzählt — durch Gellert's Vermittlung Correspondent dieser französischen Zeitschrift; er ist wenigstens

unter Andern gemeint, wenn hier neben Kästner und Schlegel von Anderen die Rede ist, die aus besonderen Gründen gebeten, ihren Namen zu verschweigen; wollte er doch auch geheim halten, daß er die Bibliothek schriebe. Übrigens war es gerade die Übernahme dieser Correspondenz, die, wie er glaubte, ihm viel Zeit kosten würde, was ihn, nach Angabe derselben Vorrede, veranlaßte, Mendelssohn zur Bibliothek hinzuzuziehen. Andererseits hoffte er, durch die Verbindungen, die er auf diese Weise angeknüpft, genaue Notizen über französisches Theater und französische Literatur für die Bibliothek zu gewinnen (XIII. 50).

Endlich wird 8) noch ein französisches Buch besprochen, in welchem sogenannte pièces fugitives Voltaire's und Anderer gesammelt sind. Das Ding ist zu unbedeutend und es wird im Grunde so gar nichts über dasselbe gesagt, daß die Notiz unmöglich von Lessing herrühren kann — Lessing, der auch dem gleichgiltigsten Gegenstande eine wichtige Seite abzugewinnen, eine bedeutungsvolle Reflexion an ihn anzuknüpfen wußte.

So bleibt nun nichts Anderes mehr übrig, als was Lachmann V. 77 in der Anmerkung abdrucken läßt. Da die Notiz sehr kurz ist, so füge ich sie hier bei:

»Die Nicolai'sche Buchhandlung hat des Herrn Nericault, Destouches und Franz Regnard's sämmtliche theatralische Werke, jene in vier Theilen und diese in zwei Theilen, deutsch geliefert. Obgleich die Werke des Geistes am besten in der Sprache gelesen werden, in der sie geschrieben sind, so haben doch Übersetzungen bei denen, welche entweder der Sprache der Urkunde nicht mächtig sind, oder sich durch die Kostbarkeit ausländischer Ausgaben abschrecken lassen, immer ihren Werth. Die Übersetzung fremder dramatischer Stücke sollte wenigstens den Nutzen haben, eine

gewisse Gattung von Originalstücken von unserer Bühne zu vertreiben, in welchen man nach den Regeln gähnen muß, und die wohl noch dazu ihre erträgliche Stellen eben den Ausländern zu danken haben, denen sich ihre unwissende Verfasser gern gleich setzen möchten. Sollten gegenwärtige Übersetzungen auch nur Gelegenheit geben, einige Meisterstücke von Destouches, welche bei uns beinahe noch ganz unbekannt sind, z. B. den verheiratheten Philosophen und den jungen Menschen, der die Probe aushält, nebst Regnard's Menechmen und Spieler auf unsere Schauplätze zu bringen, so würden sowohl der Übersetzer als der Verleger viel Dank verdienen.«

Ohne auf den Hauch Lessing'schen Geistes hindeuten zu wollen, der durch diese wenigen Zeilen weht, das heißt, ohne mit dem Gefühl urtheilen zu wollen (wovor Lachmann bei Gelegenheit der kurzen Kritiken in der Vossischen Zeitung, denen diese hier ganz gleich sieht, angelegentlich warnt: III. 375), führe ich zum Beweise, daß diese Anzeige von Lessing herrühre, nur ein paar Coincidenzpuncte mit seinen anderen Schriften an. Den Spieler erklärt Lessing noch in der Dramaturgie (VII. S. 64) für das beste Stück des Regnard und S. 45 spricht er vom Destouches überhaupt und seinem philosophe marié insbesondere mit Auszeichnung; S. 55 heißt es von diesem Stücke, es gehöre unter die Meisterstücke der französischen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen sehen werde. Ja man möchte sogar vermuthen, daß die von Lessing angezeigte Übersetzung des Destouches von ihm selbst herrühre. Das Leben desselben, das er in der theatralischen Bibliothek giebt, beurkundet ein sehr genaues Studium seiner Schriften. Destouches mußte für Lessing sehr anziehend sein. Es rührte von ihm der erste Anstoß zur comédie larmoyante und in Folge dessen zur bürgerlichen

Tragödie, wie sie sich bei Diderot ausbildete, her. Villemain sagt von ihm in seinem tableau du dixhuitième siècle: Destouches avait incliné au drame serieur dans la comédie. Mais ce qu'il avait fait pour quelques scénes devint systématique pour des ouvrages entiers. Nivelle de la Chaussée, qui ecrivant avec puretè des vers prosaiques, introduisit au théâtre le genre qu'on a nommé comique larmoyant, dont Diderot s'empara dans la suite, en supprimant seulement les bienséances et la rime. Toute une question de goût, de moeurs, de vérite, fut attachée à cette prétendue création, et on y cherche encore le principe moderne, qui doit rajeunir la tragédie. Auch läßt sich aus der Lebensbeschreibung selbst noch ein fernerer Grund anführen, weshalb Lessing sich ihm verwandt fühlen mochte. Destouches habe, heißt es dort, die tragische Dichtkunst mit dem höchsten Ernste betrieben. »Er arbeitete unter Anderem ganzer zehn Jahre an dramatischen Commentars über alle tragische und komische, sowohl alte als neue Dichter, ohne die spanischen, englischen und italienischen auszunehmen.« Eben dies aber that Lessing, wie besonders die beiden Zeitschriften: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, und die theatralische Bibliothek selbst beurkunden. — Der entscheidende Grund aber dafür, daß jene Anzeige von Lessing herrührt, liegt in der Ansicht über die Originalstücke, die in ihr ausgesprochen wird. Natürlich werden unter diesen im Jahre 1757 die französirenden der Gottsched'schen Schule verstanden. Es ist diese Ansicht eine Äußerung jener gründlichen Gesinnung, durch welche sich Lessing vor seinen Zeitgenossen auszeichnete. Wie er lieber eine recht orthodoxe Orthodoxie wollte, als eine philosophisch zurecht gemachte, — dies spricht er schon 1759 in den Literaturbriefen aus (VI. 15), auch läuft 1760 die ganze Polemik

gegen den nordischen Aufseher im Grunde darauf hinaus — so will er hier, wenn doch einmal keine ächt deutsche dramatische Werke da seien, von fremden lieber Übersetzungen als Nachahmungen. Es hatte nach seiner Ansicht aus der deutschen dramatischen Literatur gerade darum nichts werden können, weil die französischen Stücke, auf welche man hinwies, in ihrer Art das Höchste sind. »Man zeigte, sagt er IV. 4, den deutschen Dichtern auf einmal, so zu reden, Alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Besseres zu machen.«

Ich gehe jetzt zu der Frage über, ob auch in den übrigen sieben Heften der vier ersten Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften, über welche in dieser Beziehung keine positive Angabe vorliegt, Beiträge von Lessing vorhanden und welche diese sein mögen.

Die Wahrheit zu gestehen, ich würde es nicht für allzu voreilig halten, wenn Jemand schlechtweg verneinte, daß hier dergleichen zu suchen. Denn in das zweite Heft haben sie ja nur aus einem ganz bestimmten Grunde, nämlich wegen Mangels an Manuscript, Zulaß gefunden: und daß dieser Grund von Lessing ganz eigens als Entschuldigung angeführt wird, verbietet anzunehmen, daß er in ähnlichen Fällen stillschweigend — und das mußte geschehen sein, da die Correspondenz uns nichts weiter sagt — auf dieselbe Weise verfahren sein sollte.

Indessen da Lachmann nicht nur auf eine solche Untersuchung eingegangen ist, sondern auch V. S. 78 auf zwei kurze Aufsätze hindeutet, bei denen man wohl an Lessing denken könne, so kann ich es nicht umgehen, die in der Bibliothek befindlichen, übrigens nicht zahlreichen Notizen dieser Art auf den Lessingschen Ursprung zu prüfen.

Zuvörderst kommen hier das letzte und erste Heft, so

wie Band II. Heft 1 ganz in Wegfall. Das erstgenannte ertheilt fast nur Kunstnachrichten, die überhaupt eine immer größere Ausdehnung gewannen; eine Notiz über die Ausgabe des Homer von Ernesti ist eine bloße Buchhändleranzeige. Auch daß in dem ersten Hefte nichts von Lessing herrührt, darf wohl schon daraus geschlossen werden, daß er sich beim zweiten wegen einer solchen Einschiebung wie wegen etwas ganz Neuem entschuldigt. Überdieß zeigt die Besprechung von Sulzers ästhetischem Wörterbuch, die sich hier findet, keinerlei specielle Verwandschaft mit Lessings allgemeinen ästhetischen Principien. Eine Notiz ferner über ein Glossarium Germanicum von Haltaus wird um so weniger von Lessing herrühren, als das Heft, welches dieselbe enthält, im Mai 1757 ausgegeben worden (XII. 53), Lessing aber erst im Juni Gleimen als Verfasser der zwei Kriegslieder begrüßt (XII. 54), er mithin das Studium des Altdeutschen, das sich für ihn an ein tieferes Eindringen in den Geist der letzteren knüpfte, erst später begonnen haben kann. Endlich Band II. Heft 1 enthält nur Kunstnachrichten — und zwar einige Notizen aus Rom vom 10. August 1757, vielleicht von Winckelmann, wenn sich auch ein Brief von diesem Tage in der Försterschen Sammlung nicht findet. Wenigstens die Nachricht über Winckelmanns projectirte Geschichte der Kunst, welche in der Bibliothek jenen Brieffragmenten vorangeht, kann nur aus einer unmittelbaren Mittheilung Winckelmanns, etwa an einen seiner dresdener Freunde, herrühren; für die späteren Bände der Bibliothek unter Weiße's Redaction hat er bekanntlich selbst Nachrichten aus Rom eingesandt.

Es bleiben also Band II. St. 2 und III. St. 1 und 2, so wie IV. St. 1 übrig.

Von diesen enthält der letztgenannte allerdings mehre Notizen, die in Lessing's Thätigkeit einschlagen, z. B. eine über

eine neue französische Ausgabe des Destouches. Doch war nicht nur beim Erscheinen desselben Lessing bereits von Leipzig abgereist, sondern es hatte auch schon Weiße die Correctur desselben übernommen (S. Weiße's Selbstbiographie S. 50), dem nun also auch die Obliegenheit zufiel, für dergleichen kleine Ausfüllungen Sorge zu tragen.

Im dritten Bande — weil hier das Rückwärtsgehen am Besten zum Ziele führt — haben wir zuerst eine Beurtheilung von Sulzers Lobrede auf Friedrich II. Findet nun auch hier noch nicht Anwendung, was K. Lessing erzählt (Leben Lessing's S. 211), daß sein Bruder wegen eines feindlichen Entgegentretens, das er von Sulzer erfahren — dieser hatte sich nämlich Lessing's Wahl zum Ehrenmitgliede der Berliner Akademie widersetzt — denselben, so viel Veranlassung er auch dazu gehabt hatte, in seinen Schriften niemals erwähnt habe, damit es nicht scheine, als wollte er sich wegen dieser Lappalie an ihm rächen (denn dieser Vorfall fand erst 1760 statt), so wird doch die Sulzersche Rede zu sehr an dem Maß herkömmlicher Rhetorik gemessen, als daß man hier an Lessing denken dürfte. In ähnlicher Weise gilt von einer Ode auf den König das oben bei einem Gedichte derselben Gattung Bemerkte: und zwar jetzt, ein Jahr später um so mehr. Eine Nachricht von einer Prachtausgabe der Fabeln La Fontaine's im Original mag Nicolai's französischen Verbindungen zu verdanken sein.

Im zweiten Hefte des dritten Bandes wird über die Schriften einer neuen deutschen Gesellschaft in Wittenberg berichtet, womit sich Lessing nicht abgegeben haben würde, der sich nicht einmal als Student der berühmtesten Verbindung der Art angeschlossen hatte. Als Verfasser der Anzeige einer Fortsetzung von »Schilderungen aus der Natur und Sittenlehre« ergiebt sich aus einer Verweisung auf eine frühere Re-

cension des Buches, E: das heißt, da der Buchstabe im Namen Nicolai nicht vorkommt, Mendelssohn. — Es bleiben zwei kleine Aufsätze übrig, bei denen man allerdings an Lessing denken könnte, nämlich über die beiden jung verstorbenen Dramatiker v. Cronegk und v. Brawe. Doch wird man annehmen dürfen, daß Nicolai, der den Preis auf die beste Tragödie ausgesetzt, in seiner Eigenschaft als Redacteur der Bibliothek, mit welcher die Preisertheilung in so genauer Verbindung stand, daß sie einmal allein des Motiv gewesen war, die Bibliothek nicht aufzugeben, sich es nicht werde haben nehmen lassen, den beiden Bewerbern einen Nachruf zu widmen. Es dürfte daher zu behaupten sein, daß auch in der Notiz über v. Brawe, mit welchem Lessing in Leipzig genau befreundet gewesen war, die Wendung »es habe ein Freund dem Verfasser die Nachrichten über das Leben und den Tod desselben mitgetheilt«, nicht, wie so oft, eine fingirte sei: wenn auch freilich dieser Freund Niemand sein mag, als Lessing, und also die wenigen Zeilen ihrem Inhalte nach allerdings auf ihn zurückzuführen wären.

Endlich im zweiten Hefte des zweiten Bandes glaubt Lachmann bei zwei Notizen an Lessing denken zu können (V. 78). Ich gehe zuvor die übrigen durch. Von einigen andern zu schweigen, in denen den Verfassern der beurtheilten Bücher Niesewurz angeboten wird und dgl. — eine Anzeige von Ewalds Gedichten wird von Nicolai sein, der mit dem Verfasser befreundet war, auch ihm v. Kleists Bekanntschaft verdankte; Lessing ist von dem Manne nicht sehr eingenommen (XII. 75) — so kann bei einer Nachricht von den Fabeln der Minnesänger und Chrimhildens Rache und Klage gerade darum von Lessing nicht die Rede sein, weil er sich jetzt mit dem Altdeutschen beschäftigte. Denn gewiß hätte er da etwas Anderes zu bemerken gewußt, als daß man diese Veröffent-

lichungen doch künftig in einerlei Format drucken lassen möge. Auch schreibt er (XII. 117) an Mendelssohn, er wollte, daß Nicolai nicht schon die Fabeln der Minnesänger und Chrimhildens Rache recensirt hätte, er würde Verschiedenes dabei zu erinnern haben, welches zeigen könnte, daß die Schweizer dieser Arbeit bei Weitem nicht so gewachsen seien, als sie glaubten. Die Notizen, welche nach Lachmann allenfalls von Lessing herrühren könnten, sind folgende; hat Lachmann die von ihm für zweifelhaft erklärte aus dem zweiten Hefte des ersten Bandes in die Anmerkung gesetzt, so mögen diese, bei welchen die Wahrscheinlichkeit um einen Grad geringer ist, damit Jedermann urtheilen kann, hier abgedruckt werden:

S. 422:

Bei Haude und Spener wird verkauft: Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen; Versuch eines Heldengedichts von dem Verfasser des Hermanns, 24 Bogen in Quarto. Man muß es dem Verfasser des Herrmanns nachsagen, daß dieser Versuch ein Meisterstück in seiner Art ist. Alle Welt weiß es, daß dieser Dichter ein Meister ist, Helden abgeschmackt denken zu lassen und den Lesern lange Weile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus diesem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß sehr viel verbrochen haben, der verdammt ist, mehr als zwei Zeilen darin zu lesen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann sie in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit finden, wo er auch etwas finden wird, das in allen andern Werken vergeblich gesucht werden würde, nämlich ein Lob dieses Versuchs eines Heldengedichts.

S. 434:

London. Von hieraus haben wir eine Neuigkeit mitzutheilen, die jedem, dem die Ehre des deutschen Witzes nicht

gleichgültig ist, angenehm sein muß. Die satirischen Briefe unseres Herren Rabeners sind in die engländische Sprache übersetzt worden, und man ist beschäfftiget auch seinen übrigen Schriften diesen verdienten Vorzug wiederfahren zu lassen. Hier ist der Titel: Satirical Lettres, translated from the German of G. W. Rabener, First Secretary to the Treasury at Dresden, London printed for A. Linde, 1757, in zwei saubern Bänden in Octav, wovon erster 317 und der andre 325 Seiten hat. Der Herr Rabener ist, wie bekannt, Ober-Steuer-Secretär, es ist ihm also in der englischen Aufschrift ein falscher Titel beigelegt worden. Doch dieser kleine Fehler würde am ersten zu übersehen sein, wenn nicht in dem Werke selbst mehrere und beträchtlichere zu finden wären. Z. E. das »Er ficht« auf der 19. Seite des deutschen Originals ersten Ausgabe, ist übersetzt worden: he is something of a valetudinarian, welches, wenn wir es wieder ins Deutsche übersetzen wollten, heißen würde: Er ist ein wenig kränklich. Ohne Zweifel hat der engländische Übersetzer anstatt er ficht, er siecht gelesen. Besonders hat er das Komische von verschiedenen deutschen Ausdrücken nicht genug eingesehen. Wenn Herr Rabener (S. 14) sagt: Und so gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich, so übersetzt er schlechtweg: and which J hope will not be disagreeable. Wir wollen noch einige dergleichen Stellen anführen, so wie sie uns bei einer sehr flüchtigen Durchblätterung in die Augen gefallen sind. S. 14: Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen: however all must give them this commendation, that they are very pliant and submissive. Ebend. In Wünschen ist er unerschöpflich: he is inexhaustible in projects. S. 22.

Weil er ein wenig taumelte: as he is subject to vertigos; der gute Candidat war etwas ganz anderm, als dem Schwindel unterworfen. S. 35. Bedaure daß du nicht im Stande wärest: seem concernd, that you are not dressed. S. 39. Aber auf diese Art fahret ihr dahin, wie das Vieh: but this, says thy Pastor, is acting like brute beasts. S. 41. Mit den Jahren ändert sichs wohl: all things don't suit all years. S. 44. für armer Leute Kinder mag es halbwege sein: it will do very well for the poor people. S. 46. Es wird sich wohl geben: it will be very becoming etc. Diesen und dergleichen Unrichtigkeiten aber ohnerachtet, glauben wir doch, daß die Übersetzung ihr Glück machen wird. An einem Rabener muß man viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll. Noch ist in dem Engländischen eine kleine Versetzung der Briefe vorgenommen worden, die aber wenig sagen will; der zweite Band enthält nämlich das, was in der deutschen ersten Ausgabe von S. 181 — 392 steht, das Übrige, der Anfang und das Ende, machen den ersten aus. Ohne Zweifel hat man diese Versetzung machen müssen, um zwei ganz gleich starke Bände zu bekommen.»

Was nun diese vorstehende Kritik anbetrifft, so kann ich nicht umhin, zu bekennen, daß es mir unbegreiflich ist, wie einem bei ihr Lessing nur hat einfallen können; ja ich muß fast vermuthen, daß hier der Herausgeber bestimmte Gründe, die ich nicht zu errathen weiß, in petto behalten habe. Wie sollte Lessing dazu gekommen sein, sich für die lahmen Satiren Rabeners so lebhaft zu interessiren, daß er eine englische Übersetzung wörtlich mit dem Original verglichen hätte? Wo giebt sich überhaupt Lessing mit dergleichen ab, wenn es nicht im Sinne eines allgemeinen, wesentlichen Interesses ist?

m)

Dagegen wird man die Möglichkeit, daß die Notiz über die gedämpften Hunnen, die Lessing auch XII. 1757 in einem Brief an Gleim beiläufig erwähnt, von ihm herrühre, theils der raschen und schlagenden Wendung wegen zugeben müssen, theils hatte Lessing dem v. Schönaich schon in den kritischen Artikeln in der Vossischen Zeitung beständig den Krieg gemacht. Unter Anderm läßt er hier Gottscheden in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit über Schönaichs Aesthetik in Einer Nuß, folgendermaßen reden: »Nunmehr habe ich, Gott sei Dank, noch Hoffnung, daß unser (v. Schönaichs) Herrmann über den Messias, meine Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Lichtwehrs Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Rosts Schäfergedichte und alle Geburten meiner treuen Schüler über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wünsch dieses herzlich zur Ehre des gesammten Vaterlandes und will in guter Hoffnung auch diese Monatsschrift mit einigen Artikeln aus angezogenem Buche bereichern.« Da müßte es denn freilich für Lessing ein ganzer Jubel sein, wenn Gottsched in derselben Zeitschrift (1757 S. 278) ein späteres Gedicht seines Lieblingsschülers wieder über alle bisher in Deutschland erschienenen Werke der Art stellte, und von ihm sagte, er habe den Tadler nicht für werth gehalten, ihnen zu antworten. »Aufmunterung genug für die heutigen Zoilen, ihm nichts zu schenken! Aber je eifriger sie wider ihn schreiben werden, desto ähnlicher werden sie ihn einem Tasso und Voltaire machen, wider die sich gleichfalls eine Menge Kritiker gewaffnet aufgemacht hatten, ehe die Güte ihrer Werke dem Neide das Maul gestopft und ihre Ehre der Ewigkeit übergeben haben.«

2.

Hiermit wäre die Aufgabe für die »Vermischten Nachrichten«, von denen Nicolai allein sprechen kann, gelöst, oder vielmehr der Lösung Lachmanns nachconstruirt. Ich gehe jetzt zur Erörterung der Möglichkeit über, an welche Lachmann nicht gedacht zu haben scheint, oder die er wenigstens nicht erörtert, ob noch sonst etwas in der Bibliothek von Lessing herrühren könne.

Zuvörderst kommt hier ein fortlaufender Artikel in Betracht, der seinem Inhalt nach ganz in Lessings Gesichtskreis fällt, nämlich die »theatralischen Neuigkeiten«. Scheint doch damals wirklich das Gerücht gegangen zu sein, — denn die Bibliothek war eine wichtige Erscheinung — derselbe rühre von Lessing her. Allein Lessing setzt in der oben angeführten Stelle, wo er sein Wort giebt, daß er zu den Verfassern der Bibliothek nicht gehöre, hinzu (XII. 98), am Wenigsten möchte er den Artikel von theatralischen Neuigkeiten compilirt haben. Das bezieht sich zwar zunächst nur auf den Aufsatz im ersten Heft des ersten Bandes: doch ist um so weniger Grund vorhanden, anzunehmen, daß Lessing den Artikel später übernommen, da derselbe sich überall hauptsächlich auf das französische Theater bezieht, über das Nicolai durch seine oben erwähnten Verbindungen die besten Nachrichten einziehen konnte. Sonst könnte man bei diesem Berichte auch an Weiße denken, der im Grunde immer auf dem Standpunkt der französischen Bühne stehen geblieben, und von dem es auch wahrscheinlich ist, daß er, wenn er 1759 die Redaction der Zeitschrift übernommen, schon früher in einiger Verbindung mit ihr gestanden. Daß Lessing schon damals von Weiße's dramatischen Ansichten und dramatischer Thätigkeit wenig erbaut war, erhellt aus dem Umstande, daß dieser in seinem Leben (S. 42)

sagen kann: »Als Lessing 1756 wieder nach Leipzig kam, schwor er, alles Interesse am Theater und an theatralischen Arbeiten verloren zu haben«: da doch Lessing in dieser Zeit nicht nur mit v. Brawe verkehrte, sondern auch einen höchst wichtigen Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Wesen der Tragödie führte (XII. 48 ff., XIII. 25 ff.), der durch die Abhandlung Nicolai's über dieselbe, welche die Bibliothek eröffnet und bei der Beurtheilung der Preisstücke als Richtschnur gelten sollte, angeregt war, ja sogar unter andern Dramen die Emilia Galotti entwarf (XII. 104).

Aber ist nun nicht damit der Kreis der Möglichkeiten durchlaufen, da außer den größern Aufsätzen und Kritiken, den theatralischen Neuigkeiten und den vermischten Nachrichten die Bibliothek keine weiteren Rubriken enthält?

Es könnte doch außerdem noch sein, daß Lessing zu einen der Beiträge seiner Freunde etwas hinzugesetzt, in ihn etwas eingeschoben hätte.

Und so verhält es sich in der That.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Lessing den Redactoren der Bibliothek auf mehrfältige Beiträge Hoffnung gemacht hatte. Es würde überflüssig sein, die Stellen im Briefwechsel, aus denen dies hervorgeht, alle zusammenstellen zu wollen. Zu einem bestimmten Plan scheint diese Absicht, außer bei der wirklich gelieferten Recension, nur in Bezug auf eine Kritik des Messias und eine Beurtheilung der Gleimschen Fabeln gediehen zu sein. Wenigstens macht Mendelssohn nur diese Aufsätze namhaft, wo er (XIII. 88) Lessingen so apostrophirt: »Jedoch was haben Sie nicht schon für die Bibliothek versprochen und nicht gehalten?«

Um über die Natur der beiden versprochenen und nicht hier oder nicht so gelieferten Aufsätze ins Klare zu kommen, wird es dienlich sein, einige Betrachtungen über das gei-

stige Verhältniß Lessing's zur Bibliothek und ihren Verfassern vorauszuschicken.

Wie sich das Verhältniß Lessing's zu Nicolai und Mendelssohn letztlich gestaltet und in welcher Weise dasselbe in einer allgemeinen Geschichte des Geistes überhaupt oder der deutschen Literatur insbesondere auszudrücken sei, darüber kann kein Zweifel mehr sein. Diese Männer selbst scheinen zwar gemeint zu haben, als ob Lessing im Grunde immer an Einem Strange mit ihnen gezogen. In wie viel engerem Geistesbündnisse Mendelssohn mit ihm gelebt zu haben glaubte, als dies in der That der Fall gewesen war, zeigte sich nach seinem Tode in dem Streit mit Jacobi und Anderen. Mendelssohn und Nicolai wissen mit einer fast fabelhaften Altklugkeit die entschiedenen Abweichungen, die sie in Lessing's Ansichten im Gegensatz zu den ihrigen bemerken mußten, nur als Paradoxen aufzufassen, die aus Lessing's Neigung, sich der schwächeren Partei anzunehmen, entstanden seien (s. z. B. Nicolai zu VIII. 311): so daß er also im Grunde auf der stärkeren Partei gestanden, das heißt, ihrer Ansicht gewesen wäre. Es hatte sich bei ihnen diese Unart schon 1755—58 festgesetzt, als sie, während Lessing in Leipzig war, ein enges Freundschaftsbündniß schlossen, das etwas Cliquenartiges an sich hatte, und seine Briefe häufig gemeinschaftlich beantworteten. Der Briefwechsel aus dieser Zeit enthält davon die deutlichsten Spuren, ja XIII. 72 spricht Mendelssohn sogar von Eigensinn, der Lessing's Freundschaft, Lessing's Charakter — »doch schenken Sie mir heute den Schluß dieser Periode!« — Indessen wird dieser Ansicht der Sache heutigen Tages so leicht Niemand mehr beipflichten; wer es thäte, müßte Guhrauers Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechtes nicht gelesen haben. In Allem, was Religion und Religionsphilosophie anbetrifft, hat sich Lessing von früher

Zeit an aufs Bestimmteste von ihnen gesondert gehalten. Es ist schon oben beiläufig darauf hingedeutet worden, wie der Grundgedanke seiner später dahin einschlagenden Thätigkeit bereits in den Literaturbriefen ausgesprochen ist. Ebenso bedingt es schon das Lebensalter, in welchem Nicolai und Mendelssohn standen, als Lessing mit dem Laokoon und der Dramaturgie auftrat, daß sie seinen ästhetischen Grundansichten in ihrer durchgreifenden Loslösung vom Bisherigen niemals gerecht zu werden gewußt haben. Dies läßt sich für Mendelssohn (der übrigens schon 1757 an Lessing geschrieben hatte (XII. 100): »den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören, wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben«) aus seinen Schriften auf das Bestimmteste nachweisen. Für Nicolai aber folgt es ohne Weiteres daraus, daß er der nachlessing'schen Literatur, die wenn auch bisweilen mit Übertreibung und Mißverständniß, aus dem von Lessing Ausgesprochenen wirklich Ernst machte, nicht etwa mit besonnener Hinweisung auf Lessing's wahre Meinung, sondern nur mit halbschüriger Engherzigkeit entgegenzutreten gewußt hat.

Allein dies reicht für den hier vorliegenden Gegenstand noch nicht hin. Wer das Alles zugiebt, hat darum doch noch nicht über die Frage entschieden, ob Lessing nicht doch früher irgend einmal auf ihrem Standpunkte gestanden habe und mit ihnen im Princip einig gewesen, ob er nicht, mit einem Worte, von ihnen ausgegangen sei: in welchem Falle sie denn, für diese Zeit wenigstens, mit ihrer Auffassung ihres Verhältnisses ganz recht gehabt hätten und ihr Fehler nur darin bestände, daß sie in derselben verknöchert wären. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese Ansicht gar Manchem, der sich eine ziemlich genügende Einsicht in diese Dinge zutraut, nicht ganz ferne liegt. Und wenn ein

solches Verhältniß irgend einmal stattgefunden, so muß es zur Zeit der Herausgabe der Bibliothek stattgefunden haben, indem damals die Bekanntschaft der drei Männer noch ganz jung und ihr geistiger Verkehr sehr lebhaft war.

In Wahrheit jedoch ist weder Lessing's Stellung zur Bibliothek auf ein solches Verhältniß zurückzuführen, noch hat dasselbe jemals stattgehabt.

Der letztere Umstand ergiebt sich schon aus Zeit und Art der Entstehung ihrer Bekanntschaft. Nicolai und Mendelssohn sind nicht etwa Jugendgenossen Lessing's, mit denen er sich, wie dies zu geschehen pflegt, eine Reihe von Jahren gemeinschaftlich fortentwickelt hätte; noch weniger verdankt er ihnen, wie etwa Goethe Herdern, die entschiedene Emancipation von einer ihn beherrschenden veralteten Richtung und den Hauptanstoß seines Lebens: sondern als er mit ihnen in Verbindung trat, war er bereits in einem freien unabhängigen Bildungsgange begriffen. — Dies ist sehr leicht zu zeigen. Lessing lernte Mendelssohn im Anfange des Jahres 1754 kennen (s. Nicolai, Anmerkung zu XIII. 5). Damals hatte Lessing nicht nur das Alles, was wir als seine Jugendwerke bezeichnen, schon geschrieben, sondern auch die ganze Bildungsstufe, welcher es angehört, bereits hinter sich; die Vorrede, in der er jenes satis est potuisse videri ausspricht, ward in diesem Jahre gedruckt. Mendelssohn übt so wenig einen leitenden Einfluß auf Lessing aus, daß sein eigner Sohn (s. die Lebensbeschreibung Mendelssohn's im ersten Bande seiner gesammelten Schriften, 1843, S. 12) sagen muß: »Mendelssohn hatte bisher ohne Führer aufs Gerathewohl viele Fächer des menschlichen Wissens durchstreift und sich durch Mangel an Ordnung im Studiren das Lernen erschwert. Lessing nahm sich Mendelssohn's an, leitete seine Studien und gewann ihn lieb.« Besonders aber war Men-

delssohn's schriftstellerische Thätigkeit ganz durch Lessing hervorgerufen. »Im Jahre 1755,« heißt es ebendaselbst S. 13, »gab Lessing dem Mendelssohn eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen. Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Lessing ihn fragte, wie ihm das Buch gefallen habe? »nun ja! recht gut! aber so etwas kann ich auch machen.« »So?« meinte Lessing, »nun, so machen Sie doch so etwas.« Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit ein Manuscript zum Durchlesen. Es währte mehre Monate, ehe Lessing mit Mendelssohn darüber sprach, und als dieser ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen habe? gab Lessing ihm ein Exemplar der philosophischen Gespräche, welche er hatte drucken lassen. So sah sich Mendelssohn überrascht und, ohne daß er es im Geringsten ahnte, als deutscher Schriftsteller eingeführt.« — Die Bekanntschaft Lessing's mit Nicolai entstand in Folge der Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755; Götting'sches Magazin, 1782, I. S. 394). In dieser Schrift möchte wenig zu finden sein (ich habe bis jetzt nichts von ihr, als den Auszug, den Nicolai selbst im ersten Hefte des ersten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften giebt, habhaft werden können), was nicht dem Princip nach schon in Lessing's Kritiken in der Vossischen Zeitung (1751—55) enthalten wäre; vielleicht würde sogar eine genauere Untersuchung ergeben, daß Nicolai sich zum Theil an diesen gebildet habe. Es ist also der, welcher von vorn herein eine Überlegenheit ausübt, vielmehr Lessing; er zieht die andern beiden hervor oder verbindet sich mit ihnen, weil er das bei ihnen antrifft, was er selbst schon besitzt, knüpft mit ihnen einen Umgang an, weil sie diejenigen sind, mit denen er sich noch am Besten verständigen kann, und betrachtet ihre Werke als Mittel zur Erreichung seiner

Zwecke. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er nicht Einzelnes bei ihnen angetroffen haben sollte, was er selbst nicht in demselben Maße besaß und gern benutzte. Dahin gehört vor Allem Mendelssohn's philosophische Bildung: obgleich es freilich nicht wenig lächerlich ist, wenn dieser sich ganz gravitätisch Lessing, als dem bel esprit, gegenüber als Metaphysikus hinstellt (XIII. 23, XII. 52). Denn nicht nur hat später Lessing ganz andere metaphysische Einsichten gewonnen, als der gute Moses sie jemals besessen, sondern er hatte auch schon auf dem Gymnasium in Meißen Wolfische Philosophie getrieben (Lessing's Leben, S. 39).

Diese Überlegerheit giebt sich nun gerade in dem Theile des Briefwechsels, in welchem sich Vieles auf die Bibliothek bezieht, auf das Entschiedenste kund. Ich kann hier nicht alle die kleinen Züge sammeln, die dahin gehören: wie wenn z. B. Lessing, da sie Verse unter ein Portrait setzen wollten, bemerkt, sie sollten sich doch damit keine auf die Länge unerträgliche Last aufladen, und die ganze veraltete Mode damit verhöhnt, daß er auf die Frage, was unter seinem Bildnisse stehen solle, antwortet, sie möchten wegen seiner bissigen Kritik darunter setzen: Hic niger est, Hunc tu Romane caveto oder quid imminentes hospetes vexas canis? (XII. 89). Der beste Beweis, daß sie selbst diese Überlegenheit fühlten, ist, daß Mendelssohn selbst ihm einmal schreibt, wenn ihm seine Kritik von Klopstock's Adam nicht gefalle, möge er sie cassiren. Wenn Nicolai, wie oben angeführt, dagegen protestirt, daß Lessing eine solche Stellung zur Bibliothek eingenommen habe, so faßt er dabei etwa nur den eigentlichen Rechtspunkt ins Auge. Allerdings war Lessing nicht förmlicher Redacteur: aber geistig und der Sache nach beherrschte er die Unternehmung dennoch.

Zugleich aber tritt seine Überlegenheit gerade jetzt all=

mälig in ein neues Stadium, in welchem ihr selbst eine solche Herrschaft nicht mehr genügen konnte.

Bis dahin hatte die Überlegenheit nur darin bestanden, daß er, was auch jene vorzubringen wußten, nur ursprünglicher besaß und in gediegenerer Form darzustellen wußte, oder überhaupt die Geistesform, die hier zur Erscheinung kam, am Reinsten in sich entfaltete. Er konnte also im Besondern mit ihnen zusammenarbeiten, da er über den Inhalt mit ihnen einig war, oder konnte sich, was sie vorzubringen hatten, unmittelbar aneignen. Ein literarisches Denkmal dieses Standpunktes ist die Schrift: »Pope, ein Metaphysiker,« in der Lessing und Mendelssohn ihr Eigenthum ununterscheidbar zusammenwarfen. Dies genügte Lessing jetzt nicht mehr; er ward sich nach und nach eines ganz anderen Standpunktes bewußt und wenn er gleichwohl auf die Arbeiten seiner Freunde eingeht und ihnen ein sorgfältiges Studium widmet — wie sie denn in der That das Bedeutendste waren, was in diesen Fächern bis dahin erschienen war — so ist es bei der Behandlung ihrer Gegenstände, zu der er sich dadurch angeregt fühlt, nicht auf eine Verification und Umgestaltung ihrer Ansichten auf derselben Grundlage oder auf ein Mitarbeiten, sondern auf eigene unabhängige Arbeiten über dieselben abgesehen.

In dieser Beziehung ist die Bibliothek in Lessing's Bildungsgeschichte äußerst wichtig. Es läßt sich auf diese Weise der Ursprung der bedeutendsten unter Lessing's Werken construiren. Ich führe nur zwei weniger wichtige Beispiele an, die uns hier nahe liegen. Bei dem einen handelte es sich zwar eine Zeitlang um einen Beitrag zur Bibliothek, zuletzt aber entschloß sich Lessing, ein für sich bestehendes Buch über die Sache zu verfassen, weshalb dieser Plan oben nicht erwähnt worden ist. Der Gegenstand war das Wesen des

Drama's, über welches er, wie schon angeführt, mit Nicolai und Mendelssohn angelegentlich correspondirte. Zwar ist auch das Buch selbst nicht erschienen; das Verhältniß jedoch, um das es hier zu thun ist, ergiebt sich daraus, daß Lessing, als Mendelssohn die nach seiner Meinung bisher gewonnenen Resultate in einem kleinen Aufsatze zusammenstellte (XIII. 57), den Briefwechsel über diesen Gegenstand abbrach, offenbar deshalb, weil er fühlte, daß er auf einem ganz andern Boden stehe und daß jetzt erst darüber werde gestritten werden müssen, ob das wirklich die gewonnenen Resultate seien, und sofort ins Unendliche.

Das andere Beispiel ist die Kritik des Messias. Lessing macht (XII. 89) Nicolai auf mehre Mißgriffe in seiner in die Bibliothek (Bd. I. Heft 2 S. 297 ff.) eingerückten Recension des zweiten Bandes des Messias aufmerksam. In dem Briefe, wo Nicolai sich dagegen zu verantworten sucht, kommt er gelegentlich auch wieder auf das Motto unter Lessing's (nicht erschienenen) Bildnisse und schlägt vor:

> Vir bonus et prudens versus reprehendet inerteis,
> Culpabit duros, incomtis allinet atrum
> Transverso calamo signum.

und fügt hinzu: »Denn so will ich, daß Sie mit den Schriften, die Sie von mir sehen, verfahren sollen.« So verfährt aber Lessing hier nicht; aus einem späteren Briefe Nicolai's (XIII. 85) erfahren wir, daß Lessing ein eigenes »Schreiben über die Recension des Messias« anzufangen beabsichtigt.

Allein auch dieses Schreiben ist unterblieben, und die Untersuchung über das Wesen des Drama's sollte ebenfalls nicht in die Bibliothek kommen, sondern ein besonderes Buch werden — warum?

Weil Lessing einsah, daß die Bibliothek darüber aus den Fugen gehen würde. Die Bibliothek trägt einen ziemlich

altmodischen, langweiligen Charakter: für eine Zeitschrift aber, welche die durchgreifenden Neuerungen Lessing's geltend machen sollte, bedurfte es einer raschen, frischen, durchgreifenden Form.

Diese Form ward erst in den Literaturbriefen gefunden.

Nicht, als ob es mir unbekannt wäre, daß gerade die Briefform dieser berühmten Zeitschrift von Nicolai in Vorschlag gebracht sei, wie dieser im Göttingschen Magazin, 1781, 1. Thl. erzählt. Aber abgesehen davon, daß, wie eben dort berichtet wird, die concrete Wendung dieser Form von Lessing herrührt, indem dieser den Vorschlag gemacht, man solle an einen verwundeten Officier schreiben: »denn,« sagte er, »wie leicht kann Kleist verwundet werden — so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein«: so ist der Geist, in dem diese Form gehandhabt wird, ganz auf Lessing zurückzuführen. Auch Nicolai hatte »Briefe« über den Zustand der schönen Wissenschaften geschrieben: aber auf diese folgte erst die altmodische, steife Bibliothek.

Die Literaturbrife bringen in den ersten Bänden, in denen Lessing Hauptmitarbeiter war, jene Überwindung der Halbheit, die in der Bibliothek herrschte, jenen nunmehr erreichten eigenen Standpunkt Lessing's vollkommen zur Erscheinung und es besteht eben darin ihre hauptsächliche Bedeutung. Es heißt im sechzehnten Briefe (VI. 39), es sei an der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu loben, daß ihre Verfasser bei der Beurtheilung der ihnen vorliegenden Bücher überall auf das Ganze gesehen; darin bestehe ihre ganze Strenge. Allein sie hätten es noch nicht genug gethan und seien ihm daher noch lange nicht streng genug. Der Empfänger des Briefes möge daher erlauben, daß er die Bibliothek seinen Briefen gleichsam zur Basis mache.

Dieser Ausdruck spricht das Grundverhältniß aus. Wir finden eine ganze Reihe von Büchern, die in der Bibliothek besprochen worden, eine Menge Gegenstände, die in ihr vorkommen, auch hier wieder behandelt. Ich nenne nur Wieland's Empfindungen eines Christen und Johanna Gray, so wie die literarischen Persönlichkeiten Basedow's und Dusch'. Lessing entledigte sich hier dessen, was er gegen die Anzeigen in der Bibliothek auf dem Herzen hatte und was ihm bei Gelegenheit derselben eingefallen war. Das berühmteste Beispiel ist die Stelle im siebzehnten Briefe (VI. 41): »Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek (III. 1. S. 85), wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe. Ich bin dieser Niemand, ich leugne es geradezu« — eine Stelle, die Gottsched dermaßen ärgerte, daß er seine gewöhnliche Waffe, das Ignoriren, oder, wie Bodmer sagt, zu glauben, die Gegner wären blind, wenn er die Augen zumache, vergaß und im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit ganz polyphemisch mit dem armen Niemand umzuspringen Miene machte.

Und in den Literaturbriefen findet sich denn in der That auch das Schreiben über den Messias, freilich nicht ganz in derselben Form, sondern als eine Anzeige der Kopenhagener Originalausgabe des Messias, welche nicht gekannt zu haben einer der Vorwürfe ist, die in jenem Briefe (XII. 89) Lessing dem Nicolai macht (Literaturbriefe, 19. VI. 48). Hier ist fast Alles aufgenommen, was Lessing in jenem Privatschreiben an Nicolai's Recension tadelt und, wie bei der Besprechung Gottsched's, ausdrücklich an dieselbe angeknüpft. Auch wird auf die ebenfalls schon oben erwähnte Vertheidigung Nicolai's Rücksicht genommen; es ist dies der Grund, weshalb sich Lessing so lange bei den Versen:

Feyert, es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des
Bundes

aufhält. —

Der dritte zur Bibliothek versprochene Beitrag, neben der gelieferten Kritik des Lieberkühn und der nicht gelieferten des Messias, war eine Recension der Gleim'schen Fabeln. Dieser Fall hat mit dem zuletzt behandelten zunächst die größte Analogie. Auch hier hatte einer der berliner Freunde, diesmal Mendelssohn (XIII. 71), eine Recension eingeschickt, die Lessing umarbeiten sollte; auch hier säumte er und sandte, nachdem er den Aufsatz zum vierten Stück ganz eigens versprochen hatte, statt dessen den Theokrit und verschob jenen (XII. S. 103). Allein hier nimmt die Sache einen andern Ausgang. Lessing schlägt in diesem Falle nicht das Verfahren ein, die Recension seines Freundes abdrucken zu lassen und hinterher seine eigene durchgreifende Ansicht abgesondert zu veröffentlichen. Warum nicht?

Der bestimmte Grund, den Lessing (XII. 116) angiebt, daß er andere Dinge im Kopfe habe, indem er nämlich gerade ganz in altdeutsche Studien vergraben und zu einer dahin einschlagenden Arbeit allenfalls aufgelegt sei, nicht aber Gleim's Fabeln zu recensiren, erklärt das Endergebniß der Sache nicht. Denn da hätte er sich eine Behandlung der Sache in seiner Art ja noch immer aufsparen können. Aber es ist in diesen Worten der wahre Grund angedeutet. »Nicht aber Gleim's Fabeln zu recensiren,« ist offenbar mit einer gewissen Wegwerfung gesagt. Was hätte der Inhalt eines Aufsatzes über Gleim's Fabeln in den Literaturbriefen oder im Tone der Literaturbriefe sein müssen? Wir brauchen nicht weit zu suchen. Gleim's Fabeln sind ganz in der Weise des La Fontaine, geschwätzig, witzelnd, breit, ja er übertrifft diesen in bestimmten Fällen darin; Lessing

stellt ihn, wie er ihm seine eigenen Fabeln sendet, selbst mit La Fontaine zusammen. »Ich habe,« schreibt er (XII. 137), »wie Sie sehen werden, lieber einen andern und schlechtern Weg nehmen, als mich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den Gleim's und La Fontainen aussetzen wollen.« Nun erschienen in demselben Jahre, da die Literaturbriefe begannen (1759), Lessing's Abhandlungen über die Fabeln, die ganz eigens gegen die Lafontaine'sche Weise gerichtet waren; also hätte Lessing, wollte er jetzt seine volle Herzensmeinung über Gleim aussprechen, denselben mit Entschiedenheit tadeln müssen. Sagt er doch im dritten Literaturbriefe (VI. 5) über Gay, von dem wir sogleich sehen werden, in wie nahe Beziehung er ihn zu Gleim setzt: »Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben.« Ein solcher Tadel gegen Gleim war bei seinen sonstigen Verhältnissen zu demselben, und besonders bei der Auszeichnung, mit welcher er die Grenadierlieder begrüßt hatte, durchaus unthunlich.

Daher begnügte sich Lessing in diesem Falle, den Aufsatz seines Freundes nur zu bearbeiten, und das, was seinen Ansichten geradezu widersprach, auszumerzen. »Unterdessen,« so lauten (XII. 116) die unmittelbar folgenden Worte, »da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, so soll es geschehen; ich werde aber sehr wenig zu dem Ihrigen hinzusetzen, außer der Vergleichung, die ich zwischen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleim'schen Nachahmung anstellen will.« Da sich nun in der Beurtheilung von Gleim's Fabeln, die einen Theil der mit E. (Mendelssohn) unterzeichneten Recension von Gleim's Liedern, Fabeln und Romanzen im zweiten Hefte des dritten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausmacht, jene Vergleichung

in der That findet, so werden wir in dieser ganzen Beurtheilung ein Lessing'sches Paralipomenon vor uns haben, welches seinem allgemeinen literarhistorischen Charakter nach, mit der Schrift: »Pope, ein Metaphysiker,« auf eine Stufe zu stellen ist. Ich lasse es hier zunächst folgen; hinterher werde ich noch einige weitere aus Einzelnheiten hergenommene Beweise vorlegen, daß dies in der That die von Lessing versprochene Recension ist und daß sie auch ihrer Fassung nach in Wahrheit von ihm herrührt.

Lieder, Fabeln und Romanzen von F. W. G. Leipzig bei David Iversen, 16 Bogen in Octav.

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieser Gedichte Nachricht von denselben zu geben. Ihr Verfasser, der schon längst die Ehre des deutschen Parnasses gewesen ist, hat sich zwar nicht genannt, ist aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einen Gleim verkennen? — —

Wir fangen mit den Fabeln an, welche den größten Theil dieser Sammlung einnehmen.

Das erste Buch enthält fünf und zwanzig neu erfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünf und zwanzigen des zweiten Buchs nur die drei ersten dem Verfasser; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichnisse aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Theile stehet eine poetische Zueignungsschrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königliche Hoheit, in welchen viel Schönes enthalten ist. Von dem großen preußischen Monarchen heißt es in der Zueignungsschrift des ersten Buches:

— — — Oft erholt er sich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Dann hat das stille Sans-Souci
Den Philosophen, nicht den König.

* * *

Da denkt er denn in seiner großen Seele
Gedanken, wie die Marc Aurele,
Und liest.
O Prinz, o wag es doch einmal
Und trag in seinen Büchersaal
Dies Fabelbuch, Dein Spiel.

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unsterblichkeit entgegen zu eilen genöthigt ist, mag sich unter dem freudigen Zuruf der Völker sehr oft nach der philosophischen Muße auf dem stillen Sans-Souci zurücksehnen!) Unter den eigenen Erdichtungen unsers Verfassers verdienen die zehnte, zwölfte und drei und zwanzigste des ersten Buchs, wie auch die zwei ersten des zweiten Buchs, allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der äsopischen Fabeln vermißt. Hiergegen besitzt unser Dichter die Gabe zu erzählen in einem sehr vorzüglichen Grade, und dieses ist bei dem Fabeldichter wenigstens ein ebenso großes Verdienst, als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen seinen Erfindungen selten gelesen, und La Fontaine hat sich durch seine meisterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, die die Zeiten Ludwig des Vierzehnten, oder vielmehr die Zeiten dieser großen Dichter verherrlichen. Unserm Dichter ist vorzüglich eine glückliche Kürze eigen, die fast niemals in das Trockne verfällt, und dem Dichter eine besondere Naivite und Lebhaftigkeit verschafft, ohne ihn in das Possenhafte und Niedrige sinken zu lassen. Die dreizehnte Fabel des zweiten Buchs ist meisterlich erzählt und übertrifft den La Fontaine, aus dem sie genommen ist. Wir wollen das Muster mit der Nachahmung vergleichen.

Die hundert und neunzehnte Fabel, Theil I., des La Fontaine ist:

Le Cheval et l'Ane.

En ce monde il faut l'un l'autre secourier.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un Ane accompagnoit un Cheval peu courtois,
Celui-ci ne portant, que simple harnois,
Et le pauvre Baudet si chargé qu'il succombe.
Il pria le Cheval de l'aider quelque peu,
Autrement il mourroit avant qu' être à la ville.
La Priere, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous fera que jeu.
Le Cheval refusa, fit une petarade
Tant qu'il vit fous le faix mourir son cammarade,
Et reconut, qu'il avoit tort.
Du Baudet en cette avanture,
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par dessus encor.

Unser deutscher Dichter unter eben dem Titel:

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir.
Was helfen! sagt der grobe Gaul,
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul,
Trag zu! — — — Ich sterbe! liebes Pferd — —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!
Ich kann nicht, sprach das Pferd.
Kurz: Unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

Der Eingang unsers deutschen Dichters ist vortrefflich.

Der Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinander gesetzt und die Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. »Ein ledig Pferd ging neben ihm,« ist kürzer und weit schöner, als: accompagnoit un cheval peu courtois, Celui ci ne portant que son simple harnois. Peu courtois steht hier sehr am unrechten Orte. Der Leser begreift noch nicht, wodurch sich das Pferd diesen Tadel zugezogen hat. Weit besser ist: »Was helfen! sagt der grobe Gaul.« »Ne portant, que son simple harnois,« ist lange nicht so gut, als: »Ein ledig Pferd.« Die Unterredung des Esels mit dem Gaul wird von dem französischen Dichter nur erzählt; der deutsche hingegen läßt die Handlung vor unsern Augen vorgehen. Die demüthige Bitte des geplagten Thiers machet mit der beleidigenden Antwort des stolzen Gauls einen vollkommenen Contrast aus. Man glaubt einen unerbittlichen Pachter mit dem Fröhner reden zu hören:

> Was helfen! sagt der — —
> Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
> Trag zu! — Ich sterbe rc.

Wie schwach klingt das französische; La priere, dit-il, n'en est pas incivile. Sogar die französischen Esel wollen nicht gern unhöflich heißen. En cette Avanture ist eine bloße cheville.

Die sehr malerische Beschreibung des Fischreigers im La Fontaine:

> Un jour sur ses longs pieds alloit, je ne sçai oú,
> Le Heron au long bec, emanché d'un long cou,
> Il côtoyoit une reviere, u. s. w.

Ist im Deutschen glücklich gegeben:

> Am Ufer eines Bachs, auf einer Wiese, ging
> Ein Reiger ernsthaft hin, auf langen dürren Beinen,
> Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hing u. s. w.

Die Worte: »auf einer Wiese,« scheinen überflüssig. Die

sechszehnte Fabel: »Der Esel in der Löwenhaut,« gleichfalls aus dem La Fontaine, ist um ein merkliches verschönert. Man kann dieses auch von der zwanzigsten aus Gay's Fabeln behaupten. — Wir wollen einen Theil der englischen Fabel sammt der deutschen Nachahmung hersetzen:

Fable XLIII.

The Council of the Horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed,
With mutiny had fird the train
And spread dissension through the plain.
On matters that concern'd the state
The Council met in grand debate
A colt, whose eye — balls flam'd with ire
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest,
And thus the listning throng addrest.
Good gods! how abjec't is our race,
Condemn'd to ſlav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have born the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cambrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.
Were we design'd for daily toil,
To drag the plough — share through the soil;
To sweat in harness through the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two legg'd Kind!
What force is in our nerves combin'd
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp Spur provoke my ſide?

Forbid it Heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain.
Let him the Lion first, controul,
And still the tygers famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim,
And make him tremble at our name.
A general nod approv'd the Cause
And all the circle neigh'd applause etc.

Der Dichter hat die Rede des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verschönert. Wir wollen ihn hören:

Ha! sprach ein junger Hengst, wir Sclaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sclaverei
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polaken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch scheuten sie kein offenes Feld,
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir,
Sind Sclaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier,
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan,
Dem Menschen! — Brüder! seht es an,
Das unvollkommene Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn;
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger als wir?
Ist er ein schöner Thier?

Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht!
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sclaverei,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei.
Vielleicht ist es, wenn wir
Zusammenhalten! Was meint ihr?
— Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei, u. s. w.

Der Eingang des Engländers ist etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutschen gleich zur Sache schreiten:

Ha, sprach ein junger Hengst, u. s. w.

Wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der jüngste Hengst anredet.

Gay läßt ihn sagen:

Shall we our servitude retain
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutschen thut er gerade das Gegentheil. Er beschreibt den Heldenmuth, die Tapferkeit und die Freiheit seiner Vorfahren, und dieses mit Recht. Das Geschlecht der Pferde ist doch nicht frei gewesen, und was ist natürlicher, als daß sich ein junger Held, durch die Heldentugenden seiner Vorfahren, zu großen Thaten anspornen läßt?

Der Stolz des aufrührerischen Gauls ist im Deutschen unverbesserlich ausgedrückt:

Dem Menschen! — —
Das unvollkommene Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Pfui! auf zwei Beinen nur!

Die folgenden Fragen:

Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihn die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft? u. s. w.

beziehen sich auf die Beschreibungen von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob lesen, und sind hier dem Eigendünkel des jungen Hengstes sehr angemessen. Wie lebhaft wird der Undank des Menschen gegen die willigen Thiere am Ende der Rede beschrieben!

Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen,
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen,
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einem Pflug.

Kurz, man wird in der Rede des deutschen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen, als in der Rede des Engländers. Man wird diesen Unterschied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen.

Nur der Schluß führen wir aus den beiden Fabeln noch an; der englische Dichter sagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted.
And, like his ancestors, was bitted.

Der deutsche mit einer ihm eigenen Lustigkeit:

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.

Denn er voran und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.

Es ist im Übrigen zu bedauern, daß der Verfasser, wie er sich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schicksale der besten Köpfe in Deutschland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrentheils mit einer Menge von mechanischen Geschäften belastet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Musen stehen, und wenn das Genie sich gleich durcharbeitet, und zu gewissen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühseligkeit in das Feld der Schönheit hinüberschweift, so fehlt es ihm doch an der zweiten Muße, die zur Ausbesserung und Wegschaffung der kleinen Fehler erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten belustiget; die Ausbesserung ist aber eine Arbeit, und kann nur von dem unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach den überaus schönen Proben, die wir von unserm Dichter angeführt, wird es unstreitig den Umständen, in welchen der Verfasser lebt, zuzuschreiben sein, daß er sich selbst so ungleich ist, und in andern Stellen eine Nachlässigkeit verräth. Die vierte Fabel aus dem La Fontaine, die Milchfrau, ist weit unter dem Original und wimmelt von müßigen Ausdrücken.

Die vier und zwanzigste, der Fuchs und der Rabe, die La Fontaine so meisterlich erzählt, hat in der Nachahmung Vieles verloren. (Man sehe in Gellert's Vorrede zu seinen Erzählungen und Fabeln, wie schön diese Fabel von einem alten schwäbischen Dichter ist besungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Herr Verfasser selbst eingesehen habe, aber wir verwundern uns, daß er nicht statt der fünf und

zwanzig Fabeln, im zweiten Buche, lieber ungefähr achtzehn vortreffliche erzählte Fabeln hat liefern wollen.

*

Um zu zeigen, daß die Grundlage dieser Kritik in der That von Mendelssohn herrühre, will ich den Ansichten, welche derselbe in dem Lessingschen Briefwechsel über die Gleimschen Fabeln ausspricht, zusammenstellen; da die Urkunde nun selbst vorliegt, wird eine Hinweisung darauf, wie das Einzelne sich in ihr wiederfinde, nicht nöthig sein.

Der Beweis, daß Lessing hier nicht etwa doch noch die ursprünglich von Mendelssohn eingesandte Recension mit bloßer Hinzufügung seiner Vergleichung zwischen Gay und Gleim hat abdrucken lassen, sondern daß wirklich eine von ihm herrührende Bearbeitung vorliegt, ergiebt sich daraus, daß sich Veränderungen, die er Mendelssohn vorschlägt, hier in der That angebracht finden. *)

»Von den Gleimschen Fabeln« — schreibt Lessing XII. 90: und zwar nicht in Antwort auf einen Brief, denn in Mendelsohn's früheren Briefen ist kein Urtheil über dieselben vorhanden, sondern in Bezug auf die von Mendelssohn eingesandte Recension — »denken wir ziemlich einerlei. Sie sagen — unter den eigenen Erfindungen des Verfassers verdiene die 11, 17 und 27. des ersten Buches allen vorgezogen zu werden. Ein-

*) Auch in Mendelssohns Recension von Lichtwehrs Fabeln (Bibliothek d. schön. W. III. I. S. 57) sollte Lessing ändern was ihm nicht gefalle (XIII. 95); da aber hierüber keine weitere Verhandlung vorliegt, so läßt sich über den Antheil, den Lessing an den gedruckten Aufsatz haben mag, nicht entscheiden. Daß er auch hier umgestaltend eingegriffen, wird durch den Umstand wahrscheinlich, daß er später diese Fabeln Lichtwehrs (den Gottsched in dem Neuesten vielfältig angreift, der aber nicht zu Gottsched's Clique gehört; denn Gottsched ist über den Verf. von einigen seiner Fabeln, die ihm in die Hände gekommen waren, anfänglich im Irrthum) mit Ramler in verbesserter Form herausgab. S. u. A. Literaturbriefe 233 VI. 274.

mal, wo nicht mehrmal, müssen Sie sich gewiß verschrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erste Buch nicht. Sonst sind mir die 3, 10, 12, 16, 19, 20 und 21ste nicht schlecht vorgekommen, wenigstens so gut, als die 17te. Erzählt sind sie gewiß vortrefflich; wenn schon die Erfindung besser sein könnte.« Moses antwortet XIII. 78: »die 27ste ist unecht. — Es ist die 23ste die mir wirklich gefällt. In Ansehung der 12ten haben Sie Recht, diese muß ich übersehen haben. Von allen übrigen gestehe ich, daß sie vorzüglich erzählt sind, allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will sie die Revüe passiren lassen.« Daß thut er, wo er denn einige von Lessing gelobte tadelt. Unter andern heißt es: »die 10te, die Erfindung will gar nichts sagen, die ersten 10 Verse sind unvergleichlich. Die Anwendung in den beiden folgenden Versen ist possierlich. Friedrich ist die Lerche und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf diese unschickliche Anwendung noch weniger.« Hierauf erwiedert Lessing: »Ich habe die von Ihnen kritisirten Gleimschen Fabeln nur für comparative Wesen gehalten und sie nie für gute, sondern bloß für die besten in dieser Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich also wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie über mich zu nehmen; aufs höchste wäre es noch die geehrte Fabel für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreife nicht, wie Sie die Zeilen

> Wenn Friederich die Flöte bläßt
> So lauschen Graune so und fühlen Himmelslust

für die Anwendung der Fabel halten können. Es soll ein bloßes Gleichniß sein, das Sie, ohne der Fabel im geringsten Schaden zu thun, ausstreichen können« u. s. w. (XIII. 91). Die Erörterung schließt mit den Worten in einem Briefe Nicolai's (XIII. 83): »Wegen Gleim's Fabeln sind wir denn

also eins. Bei der 10ten Fabel finden die Verse »Wenn Friedrich u. s. w.« füglich nicht Anwendung, aber sie machen ein nicht ganz passendes Gleichniß, dies konnten Sie unmaßgeblich in der Recension anzeigen.«

Noch liegen ein paar Anknüpfungspuncte an Lessing's anderweitige Thätigkeit in zwei besonderen Stellen. Die Betrachtung über die Schwierigkeit des poetischen Genies, sich durchzuarbeiten, hat ihr Analogon an der bekannten und vielfach wiederholten Bemerkung über den frühen Tod der deutschen Dichter in der Vorrede zu Mylius Schriften, sowie auch einen ganz ähnlichen Wurf. Und wenn auf eine schwäbische Fabel hingewiesen wird, die Gellert erwähne, so gehörte freilich zu dieser Hinweisung weiter keine Kenntniß des Altdeutschen, und sie könnte also auch von Mendelssohn herrühren: aber wie sollte er gerade darauf gekommen sein, bei Gleim eben an die damals kaum bekannten schwäbischen Dichter zu denken, während Lessing eine solche Ideenassociation sowohl deshalb, weil er jetzt gerade Altdeutsch trieb, und er zum Theil abgehalten wurde, sich auf Gleim's Fabeln näher einzulassen, als auch, weil er gerade durch eine andere Schrift von Gleim selbst, wie oben gezeigt worden, auf dieses Studium geleitet worden war, ungemein nahe liegen mußte.

Daß ich die Worte, welche die ganze Recension einleiten, und in denen von Fabeln noch nicht die Rede ist, Lessingen ebenfalls zuschreibe, wird keiner Entschuldigung bedürfen. Es liegt ganz in seiner Art, einen Absatz auf die Weise, wie es hier geschieht, mit einer Frage zu beschließen, die einen ganz neuen Gesichtspunkt eröffnet. Z. B. schließt der 7te Literaturbrief VI. S. 14: »Ich sende Ihnen diese Sammlung von Wielands prosaischen Schriften 1758, in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle

lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses oder jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?«

Endlich erklärt sich, wenn die Recension von Gleims Fabeln in der bezeichneten Weise von Lessing herrührt, auch ganz leicht, warum er unverkennbar ausweichend antwortet, wo er Gleimen sein Urtheil über dieselbe sagen soll. »Die Recension von Ihren Fabeln, schreibt er (XIII. 123), hat Herr Moses gemacht. Ich habe selbst noch nicht ponderirt, ob Sie damit zufrieden sein können.«

Abraham Gotthelf Kästner.

Von

A. Bock.

Gegenwärtig, wo wir die rasche und großartige Entfaltung der deutschen schönen Literatur hinter uns erblicken, hält es schwer, uns recht lebhaft in die ersten Bewegungen der neuen Epoche, in den Anfang und die Mitte des vorigen Jahrhunderts hineinzudenken. Die Bekanntschaft mit den auswärtigen Literaturen, namentlich mit der neu hinzugetretenen englischen und die Hindeutung auf die Kunst und Poesie des Alterthums hatte in Deutschland die Lust am Schaffen statt des bloßen Lernens und ungenutzten Wissens geweckt. Dieser freiere Sinn ergriff die besseren Köpfe; sie blickten über die Sphäre der dürren Fachwissenschaft hinaus, pflegten die Muttersprache neben dem Lateinischen und Griechischen, übten die Poesie, um dadurch jede geistige Regung zu kräftigen. Die Möglichkeit wurde angebahnt, vermittelst des einzelnen schönen Kunstwerks zur Welt des Schönen und vermöge dieser, vermöge der Welt des Harmonischen allmälig zu der Welt der geistigen Freiheit überhaupt durchzudringen.

Still war jene Zeit für unser Vaterland im Allgemeinen keineswegs: und das war zum Theil die Ursache, warum die Herren von der Feder aus dem trägen Geheimniß der Folianten aufgeschreckt wurden und sich ebenfalls zur Beweglichkeit auf ihre Art aufgefordert fühlten. Sie bekamen die erste Ahnung davon, daß es besser sei für das praktische Leben, als für Archiv und Bibliothek zu schreiben. An den Höfen und überhaupt in den vornehmeren Kreisen der dama-

ligen Zeit gaben die Kriegsangelegenheiten und die Diplomatie, glänzende Festlichkeiten und galante Abenteuer, Bauten und Moden, französische Literatur, Freigeisterei und Pietismus Beschäftigung genug. Aber auch der Mittelstand gedieh während der großen Zeit Friedrichs II. von Preußen und Maria Theresia's; selbst die Kriege trugen trotz vielfacher gewaltsamer Eingriffe in den Fleiß der Städte zu dem Aufschwunge von Handel und Gewerbe bei. Der wachsende Wohlstand des Bürgers verschaffte diesem angenehme Muße; war dieselbe nicht mit Prunk und glänzenden Festen, wie dort, auszufüllen, so geschah es vielleicht unter dem geräuschloseren Einflusse der Poesie und die Menschen waren jetzt für die feinere Bildung zugänglich geworden.

Die deutsche Literatur sollte der Träger derselben werden. Die Muttersprache wurde cultivirt und die Zahl der Leser nahm rasch zu. Dem entsprechend, mehrten sich die Schriftsteller wieder auffallend zahlreich im Bürgerstande und unter ihnen die entschiedensten Genies, so daß der innere Gehalt der Schriften und der Geschmack der Nation erfreulich und rasch gedieh. Ein Jahrzehent überbot in dieser Hinsicht das andere; die Talente der Gottsched'schen Schule waren bald von denen des Göttinger Dichterbundes, des Hamburger und Straßburger poetischen Kreises überflügelt. Allein ganz unbeachtet darf es nicht bleiben, wie sie noch neben der Hauptbewegung der deutschen Literatur in ihrer Sphäre und in ihrer Art fortwirkten. Wir denken uns freilich die Mitglieder der Gottsched'schen Schule, selbst den Haller'schen Kreis, gewöhnlich als aus lauter alten Herren bestehend, deren Zopf dünn wie ein Rattenschwänzchen im Nacken tändelt, während sie doch auch ihre Jugend und ihr Mannesalter durchlebten, wo sie gegen eine ältere Generation kämpften, Eleganz und Weltlust in hohen Perrücken, in gestickten Manchetten und

den Degen an der Seite zu zeigen trachteten; wo sie sich einem durchreisenden hohen Gönner Angenehmes und Geistreiches zu sagen bestrebten, oder nach vollbrachtem tabackumnebelten Tagewerk am Schreibtisch, in den französischen Gärten mit den geschorenen Hecken, Urnen und Blechgewächsen mit den weißgepuderten Freundinnen auf rothem Absatz auf- und ab spazirten. Es ist eine wunderlich ehrsame, eine graciös unbehilfliche Zeit, diese Zeit des Rococo und die Poesie derselben mit ihrer schwerfälligen Moral und ihrem ernsthaften Versmaaß, das selbst den Schalk mit all seiner Lachlust schnürt und dressirt, verschafft uns eine wahrhaft heitere Erbauung.

Die Männer Gottsched, Rabner, Gellert haben dabei ihre unleugbaren Verdienste. Sie helfen einmal über den Schwulst Lohensteins, über die Zibeth- und Ambradüfte und die barocke Liederlichkeit Hoffmanns von Hoffmannswaldau hinweg, wenn sie auch dem wohlredenden, gefühlvollen Streben Weisse's zum Theil Unrecht thun. Sie redeten das erste ehrliche Deutsch wieder, wo eben die französische und lateinische Sprache oder ein Gemisch aus beiden noch galt. Sie begriffen, daß der Deutsche aus den Alten, aus den Franzosen und Engländern mehr lernen müsse, als die bloße Sprache. Sie ahmen zwar nur die Natur nach und sind noch weit davon entfernt, daß der Geist wie die Natur schaffen müsse, daß der schöpferische Geist des Dichters selbst gleich die Natur beleben, beseelen, mit Geist durchdringen soll. Aber schon jenes Streben nach der Natur, jene Achtung vor derselben hat bei der vorhergegangenen Unnatur seine Verdienste. Während die Schriftsteller darüber aus waren, die äußere Form, den Ausdruck des Gedankens zu veredeln, war es eigentlich der schöne poetische Sinn, der Gedankenreichthum selbst, der unter diesem Ringen mehr und mehr gewann. Und wenn

es den Dichtern jener Zeit nicht glückte, sich mit der Entwicklung der Zeit im Schritt und sich jung zu erhalten und die Jugend an sich heranzuziehen, so ist das als Thatsache zu betrachten, jenen aber kein Vorwurf daraus zu machen.

Zu dieser ersten literarischen Gruppe der neuen Epoche gehört denn auch Abraham Gotthelf Kästner, im Jahre 1719 zu Leipzig geboren, wo er als junger dreizehnjähriger Student die Universität bezog, 1735 zum Baccalaurus creirt wurde und von 1746 an als außerordentlicher Professor lehrte, bis er 1756 als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen wurde, um es dort bis zu dem hohen Alter von 81 Jahren zu bringen (st. 1800). Kästner entwickelt eine eigenthümliche Rührigkeit und bietet zugleich die seltene Erscheinung, daß ein Professor der poesielosesten Wissenschaft, der Mathematik, sich mit der Poesie befaßt.

Um den Mann jedoch richtig zu würdigen, ist festzuhalten, daß derselbe hauptsächlich als Gelehrter und als Universitätslehrer zu wirken suchte. Ist die Bedeutung Kästner's als Mathematikers und Astronomen auch für uns vorüber, sind seine vielen Handbücher gegenwärtig auch vergessen: so war doch seine Thätigkeit unter den Zeitgenossen neben Euler, eine durchaus anerkennenswerthe. Die Beschäftigung mit der schönen Literatur, die wir hier freilich zur Hauptsache machen, war für Kästner immer nur angenehme Nebensache, Erholung und Mittel, seinen bunten Kenntnissen und Einfällen eine dem damaligen Geschmack entsprechende gefällige Form zu geben. Auf den Lessing'schen Ausspruch, daß es recht erfreulich, wenn Jemand ein Dichter sei, daß er aber nothwendig noch mehr sein müsse, hielt er mit einem gewissen Nachdruck.

Als Knabe hatte er viel gelesen und wenig gesprochen. Als junger Student hörte er juristische, mathematische, physikalische, historische, philosophische Vorlesungen und selbst dieses

Durcheinander war in einer pedantischen, monotonen Zeit des Studirens ein anerkennenswerthes Wagniß, um aus der Sklaverei der Fachwissenschaften herauszukommen und eine Stellung in freier Humanität einzunehmen. — Kästner war von seinem Vater für die Jurisprudenz bestimmt und entschied sich selbst für Mathematik, und es ist charakteristisch, wie er sich den Übergang mit Hülfe der Poesie zu erleichtern suchte, indem er in einem übrigens höchst prosaischen Gedicht von der Jurisprudenz Abschied nimmt. Ihn widert die Masse von Gedächtnißsachen an, mit denen sich die entsprechenden Talente immerhin beschäftigen sollen: ein Kopf »der Witz und Denken liebt,« meint Kästner, müsse sich abwenden. Dieses Vergnügen an Witz und Denken ist die eigentliche Devise Kästners und bezeichnet seine ganze Stellung zur schönen Literatur. Nahm Kästner gleich anfangs lebhaften Antheil an Gottsched's Übungen in Poesie und Beredsamkeit, und hatte er auch Beweglichkeit genug kein unbedingter Anhänger dieses Schöngeists zu sein, der seine Blumen und Figuren gewissermaßen wie ein Weißbinder durch ein geschnitztes Blech malte, sah er vielmehr ein, daß die schweizerischen Naturschilderer viel mehr Phantasie hatten: so bleibt doch seine eigene Production, das Epigramm abgerechnet, durchaus in der schulmäßig ängstlichen und befangenen Weise Gottsched's stehen.

Daß Kästner eine durchaus prosaische Natur ist, das beweisen seine Gedichte am meisten. Während Hagedorn und Felix Weiße in der Welt fröhlicher Menschen sich bewegen und hier eine kleine Sünde erlauschen und reimen, dort eine kleine Schalkheit begehen und sie spielend aufs Papier bringen, sitzt Kästner am Schreibtische, arbeitet in seinem mathematischen Handbüchern; zur Erholung, fällt ihm alsdann ein, sollst du ein Gedicht machen; er bringt es zu Stande und

es findet unter den Freunden das gebührende Lob. Gern wollen wir aber die Selbsterkenntniß des Mannes dabei anerkennen, der da einräumt, daß er weder wie Haller »erhabene Lieder, hoher Weisheit voll« dichten könne, noch »munteren Scherz mit Wissenschaft zu zieren« wisse, wie Hagedorn; daß er nicht mit Elias Schlegels »Fleiß« ein Trauerspiel zu erfinden, noch wie Gellert »zärtlich zu denken und edel zu fühlen,« oder in Klopstock's »prächtigen, neuen Tönen die Mädchen ernsten Tiefsinn, die Stutzer Andacht zu lehren« im Stande sei. Zu widersprechen ist dem nicht im Geringsten und wir haben zugleich den Vortheil daraus zu sehen, was Kästner für das Wesentliche und Bedeutende an diesen Dichtern hält.

Kästner's Lieder und Oden handeln zwar von Phyllis und Chloris. Allein wenn es bei Bürger schon aufgefallen ist, daß er von allen Göttinnen des Olymps die Reize Molly's zusammenborgt, so wird die Armuth Kästner's noch rührender, der die Aussteuer seines Hannchens sogar von irdischen Töchtern, von Henriette, Christiane, Wilhelmine, Mariane, Leonore, Margaris entlehnt, und sie nicht schildert, sondern einfach wie in einem Inventar aufführt: so daß der Leser sich erst bei Henriette und Christiane des Näheren erkundigen mag. Die Worte Wein, Trinken, Küssen, wieder Küssen und Trinken machen eine gedrechselte Ode ohne Weiteres zu einer anakreontischen. Selbst da, wo Kästner seinen Stoff nicht aus Büchern genommen hat, sondern wo sein Herz ins Spiel zu kommen scheint, macht er kurze poetische Umstände. Ist das Mädchen grausam, so erscheint es ihm, mag es an sich noch so reizend sein, durchaus häßlich und der Poet kehrt sich gar nicht daran, daß es weit mehr im Sinne seiner Zeit gelegen haben und viel poetischer gewesen sein würde, der unbedingte Sklav der Schönheit zu werden

und die Grausame durch alle Künste galanter Beredsamkeit zu besiegen. Eben so charakteristisch ist für Kästner, aber zugleich für die jungen Gelehrten jener Zeit überhaupt, die Schilderung eines Magisterschmauses. Die Sonne sinkt, der Feiernde und Gefeierte, der nun nicht mehr mit Namen, sondern beim Titel angeredet wird, hat sich eine Gesellschaft zusammengeladen. Neun Gäste erscheinen, der Wirth ist der zehnte: jene stellen die neun Musen, dieser sogar Venus selbst vor. Kästner ruft aus:

> Wenn wir uns oft als Weise zeigen,
> So laßt uns einmal Menschen sein.

Recht brav und verständig gedacht, auch ohne die Einsicht, daß es eigentlich weise ist, stets Mensch zu sein. Auch das ist gut, daß die Doctordissertation zu Heringspapier verwendet werden soll. Nun wird des Schilfes Saft, der rothen Beere Kern gemischt; aber man irrt, wenn man meint, daß Vater Bacchus nun zur Herrschaft gelangen würde. Es wäre erfreulich gewesen, wenn recht herzhaft getrunken und noch herzhafter über Empfindungen, Pläne, Entschlüsse der Versammelten geredet worden wäre; allein die Herren, die sich schon auf ihren »gesetzten Sinn« etwas wissen, zünden die Tabackspfeife, »deren Dampf gelehrt und artig macht« an, und man greift zum Kartenspiel, während Kästner an einer andern Stelle selbst sagt, er spiele bloß, wenn er mit den Menschen nichts Besseres anzufangen wisse.

Nach dem Gesagten sollte man meinen, die Fabel und Erzählung müßte Kästner besser gelingen. Allein, wenn bei Gellert die Erzählungen am meisten ansprechen, welche auf feinerer Beobachtung menschlicher Zustände und nicht auf fingirten Verhältnissen beruhen und die Fabeln am meisten, die durch Eingehen in die Natur des Thiers und durch Benutzung thierischer Klugheit und thierischen Instincts für die

Witzigung des Menschen wirken, so kann der Mangel an diesen Voraussetzungen nicht befriedigen. Selbst da, wo Kästner die naive Weisheit des Umgangs mit Blumen und Bäumen wählt, um der Reflexion eine Sentenz, eine abstracte Lehre zuzuführen, da fehlt es ihm an Phantasie, um das Bild durch Ausmalen aller Einzelheiten anschaulich und gefällig darzustellen und an Beobachtung der Menschen, um psychologische Entdeckungen zu machen. Einige Mal würde die Fabel gefallen können, oder wenigstens wahr erscheinen, wenn das Bild nicht durch eine erzwungene Erklärung gradezu verdorben worden wäre. So führt Kästner ganz hübsch aus, daß, wenn wir auch im Garten viel bessere Blumen haben, uns im Felde auch die wilde Rose willkommen ist. Diese Erfahrung bedurfte selbst für den Fall der Übertragang auf menschliche Verhältnisse kaum einer Erklärung. Kästner fügt aber sogar ganz schief hinzu: so wird man oft den Ruhm gelehrter Schönen hören, mehr das Geschlecht zu schmähn, als die Person zu ehren.

Die Elegieen haben, als reine Nachahmungen Boileau's und Pope's oder als bloße Gelegenheitsgedichte, wenig Werth. Sie sind sämmtlich »verständig, tugendhaft, zufrieden, bescheiden.« Der Verfasser brennt allein für Wahrheit und für Tugend, stärkt den Verstand und übt seine Pflicht. Indeß ist zu erwähnen, daß die Moral hier den Versuch macht, sich ästhetisch zu begründen und sich im schönen Verkehr der Menschen geltend zu machen. Die Erwähnung, daß Jemand das irdische Glück nicht dumm verachten, daß er sich durch Witz und gute Sitten nützlich und beliebt machen solle, daß es kein Verdienst sei, einer Frau nur aus Trägheit treu zu bleiben, daß vielmehr die Freude, durch sein Glück ein zweites Herz beglückt zu wissen, den wahren Frieden begründe, mag darauf hinzielen. Im Übrigen muß die Bemerkung genügen,

daß Kästner in einem Gelegenheitsgedicht sogar die Krankheit nennt — und es ist kein Seelenleiden — woran der Verblichene gestorben ist! — Die »philosophischen Gedichte« sind gereimte Kathedervorträge, die sich in Prosa besser ausgenommen haben würden. In dem von den Kometen handelnden ahmt Kästner das Gedicht von Opitz, »der Vesuv,« nach, das wenigstens malerischer schildert. Kästner polemisirt gegen die, welche die Kometen für bloße Schwefeldünste halten, er bezeichnet die Kometenbahn als berechenbar und thut sich in einem spätern Gedicht viel darauf zu Gute, daß er Newton und Kepler in den Vers gebracht und ein Poem geliefert habe, das zu bewußtem »Denken« veranlasse. In dem Lehrgedicht »Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein«, kommen wir sodann auf diesen Punkt ausführlich zurück:

Mich reizet nur ein Lied, von tiefem Denken voll,
Gemacht daß man es mehr als einmal hören soll,
Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man schon weiß, verstecket.

Kästner verlangt zwar nicht, daß der Dichter, der die »muntere Sittsamkeit der Schäferin« besingt, auch den Ansprüchen des Philosophen genüge; er will aber auch nicht darin verdacht sein, daß er sich nicht um die stutzerhaften Poeten kümmert, die bei Damen witzig sind, bei Klugen aber schweigen: welchen Gegensatz ihm die Damen, denen er den Hof machte, freilich sehr übel hätten nehmen können.

Die Kästner'schen Paradien zu Originalen von Hagedorn, Elias Schlegel, Haller entsprechen vielleicht dem ursprünglichen Begriff der Parodie, wonach sie nichts anderes sein soll, als die Benutzung fremder Verse, um eigene damit wechseln zu lassen. Allein von Auffindung eines glücklichen originellen Gegensatzes, oder einer frappanten Ähnlichkeit, die den frem-

den Versen eine neue, wo möglich scherzhafte Bedeutung gegeben hätte und die man bei der witzigen Disposition Kästners erwarten sollte, kann nicht die Rede sein. Wir wüßten nicht, wie die Parodie ohne diese Beziehung einen Werth erhielte und deshalb erscheint die Parodirung von Hagedorns »Verläumdung« geradezu matt. Hagedorn führt ganz munter und hübsch aus, daß stolze Schöne immerhin spröde und grausam sein können und daß man doch annehmen kann, daß sie bei Gelegenheit keineswegs unerbittlich bleiben. In der Parodie ist dagegen von der Anmaßung kleiner Geister die Rede und der Refrain behauptet, daß letztere dennoch Theilnahme gewinnen können. Je spröder die Schönheit dort ist, desto sicherer dürfen wir annehmen, daß sie sich erbitten läßt: aber wie fügt sich die Annahme, daß, wenn der Schriftsteller nur anmaßend bleibt, auch sein Erfolg allmälig gesichert wird? Je mehr Kästner ausmalt, desto trockner wird sein Gedicht. Oder ist es zu rechtfertigen, wenn Schlegel einem artigen Kinde zuruft, es möge sich küssen lassen, so lange die Mutter es erlaube, so lange die Sehnsucht noch nicht manchen Kuß wünschen und versagen müsse: Kästner dagegen die Verse ins Papierne übersetzt und einem Dichter anräth, er möge hurtig noch singen, bevor ihm die Kritiker das Geschäft verleideten? In einem ernsten Gedicht ist der Rath eine Beleidigung für das wahre Genie, daß sich an die Kritiker nicht kehrt oder sie zur Anerkennung zwingt und in einer Parodie ist der Gedanke, ernstlich gemeint, matt; Ironie aber anzunehmen, ist nach der ganzen Fassung des Gedichts unmöglich.

Wichtiger als diese poetischen Versuche sind die prosaischen Aufsätze, die als Reden für die deutschen Gesellschaften in Leipzig und Göttingen ausgearbeitet wurden. Sie wurden sorgfältig ausgearbeitet; nicht frei gehalten und dann etwa

erst niedergeschrieben: daran ist zu jener Zeit in Deutschland noch nicht zu denken. Man sieht hier, wie das Streben nach der leichteren Form, die Beseitigung des schwerfälligen gelehrten Apparats, der Nachweise in zahllosen Büchern, zugleich eine größere Gedankenfülle erzeugte, den Gedanken befreite und verselbständigte, so daß die Sprachverbesserung der Anfang der Erziehung des Menschengeschlechts mit ästhetischen Mitteln auch auf dem prosaischen Gebiet wurde. Freilich sieht man noch die Mühe und Noth, die diese Reden dem Verfasser machten. Man sieht, wie er sich das Material kümmerlich ausdachte; wie er bei der Construction paßte und probirte, um das Ganze als in sich abgeschlossen und vollendet darzustellen. Niemals wuchern die Gedanken über, Alles ist sorgfältig bedacht; niemals ist ein verwegenes Wort gebraucht, das kaustische Volkssprache wiedergäbe oder neu geschaffen würde; kommt ja ein kühnerer Ausdruck zum Vorschein, so ist er ganz gewiß aus den Alten entlehnt. Die so gewonnene Prosa kommt uns vor, wie die ersten Spaziergänge nach überstandenem Winter, wo man noch keine weite Ausflüge in Wald und Berg wagt, sondern wo man erst zusieht, wie weit außerhalb des Thors vor Schnee und Eis vorzudringen ist.

Hier wiederholt sich in etwas bestimmterer Weise Kästners Ahnung von dem Umfange des Reichs des Schönen, das sich über alle Gebiete der geistigen Thätigkeit erstreckt, das durch das ästhetische Gesetz die menschlichen Dinge ihrer Isolirtheit und Kargheit zu entheben trachtet. So oft Kästner jedoch auf die Idee zurückkommt, so ist dabei zu bemerken, daß er sie aus Keplers Harmonia mundi entlehnte, indem er versucht, dieselbe aus dem Mathematischen und Philosophischen ins Allgemeinverständliche zu übersetzen. Leider hat er zu wenig Phantasie, um den abstracten Begriff auf

die Einzelnheiten der Wirklichkeit anzuwenden und er haftet andererseits zu sehr am Realen, um den Idealismus frei darauf wirken zu lassen. An einer anderen Stelle, bei Gelegenheit der christlichen Tragödie, sieht man sogar ganz deutlich, wie sehr ihm die Einsicht noch fern liegt, daß die poetische Wahrheit noch wahrer sein kann, als die historische, die in Ohnmacht und Verhüllung und Verkümmerung gefesselt sein kann. Es klingt deshalb fast zu treuherzig, wenn er wünscht, daß das Geschichtliche, »dem wir so viel Hochachtung schuldig sind,« auch in der Tragödie gewahrt werden möge.

Im Übrigen ist Kästner nicht darin zu verdenken, wenn er von seinen Fachwissenschaften ausgeht und sie gern auf das belletristische Gebiet hinüberspielen läßt. Die Behauptung daß die Astronomie tolerante Gesinnung giebt, ist freilich nur aphoristisch hingeworfen und nur an dem Beispiele des Jesuiten Riccioli bewiesen, der die Protestanten Tycho und Kepler, da er sie nicht im Himmel zulassen zu dürfen glaubte, wenigstens auf dem Monde unterzubringen sucht. Ebenso ist ein vortreffliches Thema: Euklid hätte nicht zum Hofprediger getaugt, eigentlich schon in der Überschrift und nur als Behauptung abgemacht. Desto beachtenswerther ist, was Kästner über den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik sagt. Er sieht seine Wissenschaft in dieser Beziehung keineswegs als diejenige an, die das Streben nach Deutlichkeit und unwidersprechlicher Einsicht ohne Widerrede befriedigt; er besteht nur darauf, daß man bei Untersuchungen der Größe leichter als bei anderen Wissenschaften wahrnimmt, ob man gefehlt hat. Die Mathematik gewöhnt nach dieser Ansicht wenigstens zu einer Vorsicht, die unsere Forschungen im Resultat zuverlässiger macht. Die Gewohnheit nicht anders als deutlich, ordentlich und zusammenhängend zu

denken, heißt es, verstattet nicht, übereilte Urtheile über Sachen zu fällen, die wir nicht hinlänglich untersucht haben. Sie verhindert uns, einem Vortrage Beifall zu geben, der uns nicht überführt; aber sie erlaubt uns eben so wenig, etwas zu verwerfen, das auf Gründen beruhen kann, die wir noch nicht einsahen. So verwahrt sie uns vor Leichtgläubigkeit und ungerechtem Tadel und nöthigt uns, dem Verstande und Fleiße Anderer auch alsdann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er auf Gegenstände angewendet ist, mit denen wir uns selbst nicht beschäftigt haben. Hätte man in der Geschichte der Menschheit, fährt Kästner fort, die Zeugnisse öfter so geprüft, wie man es in der Geschichte des Himmels stets gethan, so wäre die Historie nicht nach dem Zeugnisse ihrer größten Kenner eine Wissenschaft, wo eins der erhabensten Verdienste darin besteht, alte Märchen zu widerlegen. — Schriftsteller, welche freilich mehr Mathematik in den verschiedenen Wissenschaften angewendet verlangen, meint Kästner und zielt damit, wie es scheint, auf die Wolf'sche Philosophie, können sehr langweilig werden, sobald sie nicht einsehen, daß der Mathematiker neben der mathematischen Methode auch mathematischen Geist besitzen muß. »Und selbst nur die Berechnung so weit getrieben, eine Tragödie streng nach den Gesetzen der Dichtkunst einzurichten, kann diese vollkommen regelrecht und vollkommen elend zugleich erscheinen lassen.«

Kästner macht in einer andern Abhandlung sogar den Versuch die Mathematik von der Seite des Vergnügens aufzufassen. Doch ist er behutsam genug dann nur von einem Zeitvertreibe zu sprechen und sein nüchternes Denken bewahrt ihn vor dem Irrthume, als ob die Beschäftigung mit abstracten Zahlen und abstracten Linien unter den Gesichtspunkt des Schönen und somit des eigentlichen, des höheren Vergnügens fiele. Das Gebiet schildern, auf dem sich der Mathematikverständige

ergehe, meint Kästner, hieße Alles nennen, was die sinnliche Welt in sich faßt, hieße das Werk eines Schöpfers ausmessen, den Platon für einen ewigen Geometer erklärte und damit nach Kästners Dafürhalten würdiger von ihm dachte, als die christlichen Weltweisen, die diesen Schöpfer ohne Grund handeln und damit er frei bleibe, ja nicht das Beste wählen lassen. Diese Rücksicht leitet freilich mehr zu den ernstlichen Beschäftigungen hin, als daß sie zum bloßen Zeitvertreibe diente. Die Mathematik soll deßhalb Niemand aufgedrängt werden, der sie für eine beschwerliche Bemühung hält: doch wird daran erinnert, daß auch kleine Zeitvertreibe, die nie den Namen der Mathematik trugen, hierher gehören, das Schachspiel sowohl, wie Pochen und Häufeln.

Bei der Gelegenheit bemerkt Kästner, daß ohne die natürliche Geometrie, vermöge der unsere Seele Proportionen und Eurythmie bewirkt, uns keine von den Künsten rühren würde, die nur für das Gesicht sind, weder die Malerei noch die Bildhauerkunst, noch die Baukunst, noch die Tanzkunst; selbst die schöne Kunst nicht, wo uns die Meisterin zugleich mit ihrem Werke gefalle, die Geschicklichkeit des Frauenzimmers im Putz. Eben so gehöre zur Beurtheilung der Harmonie in der Musik ein arithmetisches Ohr, obgleich mancher Musikfreund kaum das Einmaleins verstehe. Gern ist diese Beobachtung anzuerkennen; nur vermag Kästner das über das roh Mathematische Hinausgehende in den schönen Künsten, das die Bewegung, die Empfindung, die Macht des Geistes über die Materie überhaupt Betreffende, mit einem Wort die Idee und ihre Verwirklichung bei der Gelegenheit noch nicht zu erfassen; er bleibt unmittelbar vor der Hauptsache halten.

Übrigens hält Kästner auch hier fest, daß alle Gebiete der Gelehrsamkeit, wie alle Theile der bewohnten Erde, mit einander in Verbindung stehen: und ohne sich in dem Organis-

mus dieses Gedankens mit einem gewissen Bewußtsein zu bewegen, schrieb er selbst verschiedentlich umherspringend über die Bienenzucht und über die Gründe, warum sich ein Gelehrter um die Kenntniß des Kriegswesens bekümmern müsse, über sinnliche Wahrnehmung und Erscheinung, über den Beruf des einzelnen Menschen, über das angenehmste und sicherste Mittel recht tugendhaft zu werden, wo hier und da wohl ein Anflug von Laune zum Vorschein kommt. Mit dem meisten Erfolge kam Kästner auf mathematische und naturwissenschaftliche Gegenstände zurück. Nur konnte der bewegliche Mann dem Drange der Zeit sich in politische Dinge zu mischen in seinen alten Tagen nicht widerstehen; er schrieb 1793, trotzdem daß er ähnliche Bestrebungen früher gern abgelehnt hatte, eine Abhandlung über das Unvermögen der Schriftsteller, Empörungen zu bewirken. Indeß wird hier nichts Bedeutendes vorgebracht. Daß Kästner das Wesen der Revolution so wenig wie die Meisten seiner Zeitgenossen und Landsleute begriffen habe, sieht man daraus, daß es ihm darauf ankommt: die Mächtigen sollen den freiwilligen Gehorsam der Untergebenen durch *Herablassung* erlangen. Denn das Wort Herablassung ist eins der kränkendsten im Katechismus der Knechtschaft und erst wenn es demokratisch *mißverstanden* wird, bekommt es die politische Bedeutung. Alles kommt bei der neuen Bewegung auf das *Emporsteigen* der gedrückten Menschheit zur *Selbstbestimmung* und Freiheit an und deßhalb ist mit dem Kästnerschen Vorschlage der Herablassung, der bloßen *Höflichkeit* der im Besitz der Macht und der materiellen Mittel Befindlichen wenig gedient. Neben dem Bewußtsein des eigenen Werthes soll von den Großen auch der Werth Anderer richtig geschätzt werden, sie sollen *Vergnügen* an der Zufriedenheit der Menschen finden, sie sollen ihr Wohl fördern, ihre Noth lindern. Allein das sind zwar

sehr milde, aber ganz allgemeine Redensarten, die die Sache nicht treffen, zumal schon andere Männer jener Epoche, selbst in Göttingen, nicht auf das Princip der Barmherzigkeit, sondern der Gerechtigkeit hindeuteten, so daß wir uns auf unsers Autors Deduction, die den Einfluß Voltaire's Montesquieu's, Rousseau's feststellen will, unmöglich weiter einlassen können. Nur mit wenigen Worten kann die Ansicht des bereits hochbetagten Mannes bezeichnet werden. Ihm sind die Worte Freiheit und Gleichheit im aufrührerischen Paris zusammengeschwatzt, während Menschenverstand ihre Begriffe nicht zusammendenken könne. Das Mißvergnügen in Frankreich sei allerdings durch Bedrückungen herbeigeführt, nicht aber durch Bücher. Mißvergnügte, heißt es, verlangen keine Lehrer, sondern Anführer. Zum Ereigniß gehören Arme, die werden nicht von dem Kopfe, mehr vom Herzen, am allermeisten vom Magen regiert und sie fragen nicht nach Schriftstellern von Verstand und Witz. Die Sansculotten sind nicht durch Rousseau und Montesquieu aufgebracht. Die Franzosen schickten auch keine Ausgaben dieser Schriftsteller an die Völker, die sie befreien wollten, sondern Regimenter. Man sieht, wie Kästner die Äußerlichkeiten, den Straßentumult, nicht die parlamentarischen Verhandlungen auffaßt und über den geräuschvollen Nebensachen die stilleren Hauptsachen unbeachtet läßt.

Auf das Gebiet der novellistischen Erfindung und des Gestaltens einer tendenziösen Geschichte aus freier Phantasie hätte sich Kästner freilich gar nicht wagen sollen. Er hat es nur in der Jugend gethan, vielleicht durch Voltaire's Mikromegas, der in's Astronomische geräth, und durch Ähnliches verleitet; aber es mangelt ihm auch in dieser Beziehung jeder Erfolg. In den »Nachrichten über einige Mondregentinnen« wird nämlich ein mächtiges Reich im Monde fingirt, sogar

auf der uns beständig abgewendeten Seite dieses Himmelskörpers, was nicht einmal nöthig gewesen wäre. Die Regentinnen sind Amazonen und die Staatseinrichtungen erscheinen unbeholfen genug, ohne daß die Darstellung in Witz oder Laune, in Übertreibung oder Persiflage irdischer Zustände irgend einen Reiz bekäme. Was ist damit gedient, daß die Regentinnen dieses Mondreichs über ihre Pflichten und über das Wohl ihrer Unterthanen beträchtlich nachdenken, wenn dergleichen nicht im Speciellen angedeutet wird? Wenigstens sieht man nicht, was dahinter stecken soll, daß die Uhren des Reichs wie Mühlen durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, daß kein Mensch Seile und Stricke gebrauchen darf und daß die Pferde den Wagen nicht ziehen, sondern schieben müssen. Wäre in dem Königreiche vorher irgend eine illustre Person gehenkt worden, so ließe sich jene Maßregel hören, denn im Hause des Gehenkten darf man nicht von Stricken reden; würden die Pferde hinter den Wagen gespannt, müßten sich die Uhren trotz aller astronomischen Zeit, nach dem Willen der Königin richten, so wäre das schon zu ertragen. So aber bleibt es unbegreiflich, was wir mit der ganz abstract gehaltenen translunarischen Staatsfiction anfangen sollen. Was liegt daran, amerikanischen Mineralreichthum, westindische Natureinfalt der Bewohner und europäische Pappelalleen auf den Mond zu verlegen, da dergleichen direct, ohne Entstellung, und deshalb besser zu haben war?

Die Briefe Kästner's, wenigstens die, welche sich in den Sammlungen vorfinden, sind von keinem historischen Werth. Sie enthalten fast nur Geschäftliches und die freundschaftlichen Mittheilungen sind ohne herzliches Behagen abgefaßt. Die Briefe an Bürger betreffen nur dessen Habilitation als Docent in Göttingen. Alle übrigen sind artig geschrieben, hier und da mit einem ganz kleinen Witz ausgestattet und nur wo

persönliche Streitigkeiten durchzufechten waren, kann Kästner bitter und heftig werden, so daß er die Leipziger Feinheit wohl einmal vergißt.

Im Zusammenhange der Literaturgeschichte ist jedenfalls das Hauptgewicht auf die Epigramme zu legen. Auf ihnen beruht in der That des Mannes bleibende Bedeutung. Auf seine Gedichte hat er selbst kein großes Gewicht gelegt; seine prosaisch-belletristische Schriften überläßt er gleichfalls ihrem Schicksal; auf seine witzigen Einfälle thut er sich desto mehr zu Gute. Auf sie hat er sein Leben lang besondere Sorgfalt verwendet; und wenn es auch zunächst nur Scherz ist, daß er sich als Miniaturportraitmaler einem einheimischen und auswärtigen Publicum empfiehlt, das bestermaßen bedient werden soll, so weiß man doch, die ernstliche Meinung leicht herauszunehmen. Um auf einen ganz äußerlichen Punkt aufmerksam zu machen, so kann man gewiß sein, daß wenn Kästner in Gesellschaft, im Concert oder auf einem Spaziergange irgend ein Bonmot vorbrachte, er dasselbe bei der Heimkehr ganz gewiß sogleich und sorgfältig buchte. Kästner ist auf die Weise ein halbes Jahrhundert lang witzig gewesen und da kommt denn eine ganz hübsche Anzahl Epigramme, Scherze und Witzworte heraus. Alle sind so zierlich, wie es die damalige Sprache und der Alexandriner zuließ, ausgearbeitet. Charakteristisch ist bei ihnen, daß sie merkwürdig objectiv sind. Fast alle tragen ihren Schwerpunkt in sich selbst; bedürfen sie bisweilen einer Erklärung über ihre äußere Veranlassung, so kommt fast nie die eigenthümliche Disposition des Verfassers in Betracht und eben so wenig dienen die Epigramme dazu, über Kästners inneres Leben Aufschluß zu geben.

Kästner zeigt Witz und nur Witz und nicht den geringsten Humor. Man muß sich bei der unmittelbaren Wirkung eines komischen Einfalls begnügen und darf nirgend die fei-

neren Züge verlangen, wodurch das Epigramm mit der eigentlichen Poesie näher verwandt wird. Alles ist pfiffig und beschleicht den Epigrammatisten dabei ein satyrhaftes Lächeln, so geräth er damit im schrecklich ernsthaften Göttingen überall in Collisionen und dann muß er sich in einigen Versen Luft machen. Mehr ist im Allgemeinen nicht über das Kästnersche Epigramm zu sagen. Logau und Wernike sind als Weltleute Epigrammatiker, Kästner ist es als Gelehrter. Die Lichtenbergschen Aphorismen, die, ohne auf die äußere Form des Epigramms Anspruch zu machen, oft viel feiner und witziger sind, als die Kästner'schen, beruhen weit mehr auf einer bestimmten, aus den Aphorismen selst systematisch herzustellenden Weltanschauung. Bei Kästner bleibt Alles isolirt, trotzdem, daß er sich, wie wir sahen, gern auf die kosmische Harmonie beruft. Es fehlt hier die liebevolle Hingabe an die Welt, vermöge deren der Mensch im Allgemeinen die tausend Fäden des Besonderen und in Besonderen den weiten Ring des Allgemeinen entdeckt. Weder ist Kästner von einer klassisch durchwärmten Heiterkeit ergriffen, noch fühlt er irgend wie die stille Lust des subjectiven Geistes, der im Aussprechen eines neuen Gedankens eine neue freundliche Beziehung des Subjects zum Universum findet. Kästner schleudert in Hast sein salziges Epigramm, weil er irgend einen kleinen Fehler, eine Ähnlichkeit, einen Unterschied, eine Zweideutigkeit entdeckte: dann sitzt er auf der Lauer, um zu beobachten, welche Wirkung sein Wort hervorbringt.

Die Wirkung war nicht unbedeutend; die Lacher hatte Kästner meist auf seiner Seite und die Gegner, welche die Geißel fühlten, ärgerten sich beträchtlich, da sie selten zu antworten wußten. In der That machte sich Kästner viel Feinde und wenn es allerdings ein Vorzug seiner Epigramme ist, daß sie gewöhnlich einen ganz bestimmten Fall ins Auge faf-

sen, so gerathen sie doch bisweilen auch in den Fehler, daß sie durchaus keine Perspective von dem einzelnen getroffnen Narren auf die verehrliche Narrenzunft bieten. Ihr Interesse bleibt wie ihr Ursprung oft zu local, bleibt nur Wortspiel. Es ist nicht zu verkennen, manche kleine Scene, mancher kleine Witz ist im höchsten Grade sinnreich und ergötzlich. Das Ziel wird getroffen und die Ausführung ist präcis und kräftig, so daß manches Epigramm in Göttingen noch traditionsweise fortlebt, wie denn auch Bouterwek das eine oder andere noch hörte. Allein das eigentlich Freie und die unerschütterliche, sichere Stütze auf den absoluten Geist, wie wir sie bei Lessing finden, fehlt hier. Es fehlt die höhere weltmännische Freiheit, die weiter geht als das bloße Freisein von manchen Professorenvorurtheilen, jene Freiheit, die sowohl den Hochmuth und die Anmaßung, als jede zahme Resignation, Devotion und Kriecherei auf religiösem, sittlichem und politischem Gebiet gründlich vernichtet.

Wiederkehrend ist in der bunten Folge der Epigramme das Streben, eine heuchlerische Prüderie zu bekämpfen, die jeden sinnlichen Genuß ableugnet, um die Sinne dann vielleicht ins Geheim desto geistloser zu befriedigen. Kästner ist heitern Temperaments, so daß er jeden Genuß mitnimmt. Von einer guten Mahlzeit hält er außerordentlich viel; Wein ist weniger seine Leidenschaft; er verlacht den Mann, der vor dem sechzigsten Jahre die Nonnen für den Wein zu geben vermag und verdenkt den Sultan darin, der seine (1001) Nächte nicht besser hinzubringen weiß, als daß er sich von seiner Sultanin Märchen erzählen läßt. Wo Kästner kann, da erzeigt er den Weibern, so lange sie jung und hübsch sind, manche epigrammatische Artigkeit. Kann er der Eitelkeit der Gelehrten etwas anhängen, daß der Eine als Doctor sehr

galant und als Stutzer sehr gelehrt ist, daß der Andere darum sein Portrait vor seine Schriften setzen läßt, damit man ihn noch sieht, wenn man ihn auch lange nicht mehr liest, so thut er es mit besonderer Zuvorkommenheit. Wo es den Großen gilt, da ist das Epigramm freilich ausnahmsweise nicht bissig, sondern unterthänig und in diesem Punkte nimmt der viel frühere Logau eine weit erfreulichere Position ein. Indeß dringt bei Kästner doch auch eine höhere Idee durch, die des Patriotismus nämlich. Derselbe war im ganzen nördlichen Deutschland erwacht, indem sich Maria Theresia mit dem ehemaligen Reichsfeinde gegen Friedrich den Großen verbündet hatte. Man vergaß zwar, daß dieser deutsche Bürgerkriege führte: indeß war schon etwas damit gewonnen, wenn die viel zu sehr bewunderten Franzosen endlich die geistige wie äußere Suprematie in Deutschland einbüßten. Lessing schlug ihnen auf dem dramatischen und künstlerischen Gebiet überhaupt seine Schlachten, wie Friedrich im Felde und wo Kästner ihnen einen Hieb versetzen kann, da thut er es gewiß. Er thut es bei Gelegenheit von Roßbach und von Minden; er thut es, indem er Friedrich den Großen und Ferdinand von Braunschweig feiert. Die Bewunderer französischer Eitelkeit, die unbedingten Nachahmer französischer Weise, wo der deutsche Geist selbständig schaffen sollte, werden heftig angegriffen und Kästners Unbefangenheit ist zugleich anzuerkennen, der nicht aus dem Auge verliert, was an den Franzosen wahrhaft zu schätzen ist. Er will seinen Landsleuten gern die französische Mode, Kochkunst, Literatur gönnen, wenn sie nur auch darin den Franzosen nacheiferten, daß sie ihr Vaterland vor allen andern Ländern ehrten und jenen Ehrgeiz fänden, die Particular-Interessen den National-Interessen zu opfern, sich als Nation zu fühlen und als solche mit den übrigen Na-

tionen, den Franzosen, den Engländern in kühnen Wetteifer des Strebens zu treten.

In diesem Sinne würde auch uns noch manches Kästner'sche Epigramm ins Gewissen zu reden haben.

Gottfried von Straßburg

in

seinem Verhältniß zur Sittlichkeit und Poesie

des

Mittelalters.

Von

K. R. Köstlin.



Die Jahrbücher der Gegenwart (von A. Schwegler in Tübingen) enthielten in einem ihrer letzten Hefte einen Artikel über Gottfried von Straßburg, von A. Scherr, mit dessen Tendenz, dem Sänger von Tristan und Isolde die Theilnahme des gebildeten Publikums zuzuwenden, gewiß Jeder übereinstimmen wird, der diese schöne Reliquie mittelalterlicher Dichtung und Sinnesweise kennen gelernt hat. Denn wenn wir auch Anstand nehmen müssen, Gottfried als »den größten« der deutschen, ja auch nur der mittelalterlichen Dichter zu bezeichnen, so ist doch so viel gewiß, daß er uns die Freiheit einer rein als Selbstzweck behandelten Poesie, die ganze unmittelbare Hingebung an die poetische Auffassung der Dinge, den Reichthum und die Feinheit der poetischen Form, das innerlichste Betheiligtsein des dichterischen Gemüthes selbst am Gegenstande sowohl, als an der kunstreichen Gestaltung desselben in ganz einziger Art und Weise darstellt. Ebenso theilen wir vollkommen die Anerkennung, welche dem Unternehmen unsers Herrmann Kurtz, das genannte Gedicht der jetzigen Lesewelt zugänglich zu machen, gespendet wird; von der Vorzüglichkeit der Übertragung abgesehen schon aus dem Grunde, weil Immermanns Tristan keineswegs als eine Erneuerung des Originals selbst gelten kann. Mit so vielem Recht auch Kurtz Immermann als ebenbürtigen Nachfolger Gottfried's gefeiert hat: das Gedicht ist unter seinen Händen ein ganz anderes geworden; es hat an Einheit und Zusammenhang,

an rascher Lebendigkeit und Humor gewonnen; aber die Ruhe, die Klarheit und Anschaulichkeit und vor Allem die Naivetät des Ganzen ist hier nicht mehr zu erkennen.

Und von diesem letztern Gesichtspunkt aus muß nun auch die von Scherr gegebene Charakteristik Gottfried's theilweise in Anspruch genommen werden. Es ist in ihr aus einem naiven, einem mit unmittelbarer Empfindung in seinen Gegenstand versenkten Dichter beinahe ein moderner Reflexionsdichter gemacht, der die socialen Probleme unserer und aller Zeit, den Konflikt der Natur, des Herzens und der individuellen Freiheit mit Sitte und Gesetz, den Kampf der Aufklärung mit der Autorität des kirchlichen Glaubens, sich zum Gegenstand genommen hat, ja sogar, — wer hätte das erwartet? — an das Proletariat hingestreift ist, und zwar mit freier Erhebung über seine Zeit, mit bewußter Opposition gegen die geltenden mittelalterlichen Institute und Meinungen.

Daher es denn auch kein Wunder ist, daß derselbe in das Mittelalter gar nicht mehr hineinpassen will und als eine einzige, wunderbare Erscheinung in demselben betrachtet wird.

Wir können aber weder das Eine noch das Andere, weder das Heraustreten des Dichters aus dem Charakter seiner Zeit, noch die leblose und abstrakt spiritualistische Tendenz des Mittelalters zugeben, welche zwischen ihm und diesem Dichter des unmittelbaren Lebensgenusses eine so weite Kluft befestigen soll. Bleiben wir zunächst bei diesem selbst stehen und gehen auf die Motive ein, welche er seinem Werk unterlegt und auch im Verlaufe seiner Erzählung oft genug wiederholt, so zeigt sich sogleich, daß nicht leicht ein weiterer Abstand zwischen den Standpunkten verschiedener Poesien gefunden werden kann, als zwischen dieser mittelalterlichen und aller und jeder modernen Dichtung, auch wo diese letztere, wie etwa die Goethe'sche, Reflexion und Tendenz sich möglichst fern zu

halten sucht. Eine Tendenz hat der Dichter des Tristan allerdings: aber die einfachste, naivste Tendenz, die der unmittelbaren Wirkung auf Gefühl und Empfindung, »der Welt, die Lieb' im Herzen hat, zur Kurzweil und zu süßem Weh zu setzen ein Lied von Lieb' und Leide,« und nur, weil dies sein Zweck ist, der Empfindung einen sie nährenden und ansprechenden Gegenstand darzubieten, wählt er die Sage von Tristan und Isolde, wählt er eine Sage, in welcher die Empfindung mit äußern Verhältnissen in Konflikt geräth. Es ist nicht die Absicht da, die Empfindung als das Berechtigte hinzustellen, im Gegensatz zum Buchstaben poetischer und kirchlicher Institutionen; es ist um diesen Gegensatz einfach deswegen zu thun, einerseits um mittelst der Konflikte das zur Erhöhung des Interesses dienende »Leid« hereinzubringen, andererseits um die Macht der Empfindung und die Kraft der ihr dienenden unwandelbaren Treue in ihrem höchsten Glanz erscheinen zu lassen. So unendlich fern ist der Dichter von einem Gedanken an die subjektive Berechtigung seines Heldenpaares, daß er sogar die Unauflöslichkeit des ganzen Verhältnisses auf magische Weise durch einen Zaubertrank entstehen läßt. Hierin, daß dasselbe kein freies Beginnen, sondern eine rein objektive Macht ist, welcher die Betheiligten gleichsam von der Natur, die sie für einander schuf, preisgegeben werden, hierin liegt schon a priori eine Unmöglichkeit, dasselbe ernstlich unter den Gesichtspunkt einer m o r a l i s c h e n Beurtheilung zu stellen. Daß durch diese Magie in das Ganze etwas Äußerliches, Unfreies kommt, fühlt der Dichter nicht; ihm ist es genug, daß nun einmal durch das Schicksal die absolute Macht der Empfindung, »die Herzliebe, die sehnende Noth,« vorhanden ist, »edlen Herzen zu einer Labe.« Diese, mehr antike als moderne Anschauung von der Empfindung als objektiver Macht ist es, was ihn ganz in das Mit-

telalter hineinstellt; nicht um das Subjekt, nicht darum, daß dieses wie in andern, so auch in diesem Gebiete zu seinem Rechte komme, handelt es sich, sondern einzig und allein darum, die Gewalt gerade dieser nun eben einmal im Leben gegebenen und gekannten Macht der Empfindung zur Anschauung zu bringen. Es ist auch nicht davon die Rede, dieselbe dadurch wenigstens negativ zu ihrem Rechte kommen zu lassen, daß die Unnatürlichkeit, welche in der Verbindung Marke's mit Isolde liegt, wie sie es an sich verdient, als unstatthaft bezeichnet wurde und etwa am Ende den gerechten Lohn ihres Widerstrebens gegen das natürliche Recht erhielt; es fällt vielmehr dem Dichter gar nicht ein, die eine oder die andere Partei einer bestimmten sittlichen Kritik zu unterwerfen, und es kann ihm dies nicht einfallen, weil er ganz einfach in seiner objektiven Anschauung beharrt und sich, wie seine Leser, zu ihr blos in das Verhältniß selbsttheilnehmender Empfindung setzen will. Daher erscheinen auch die in diesen tragischen Konflikt hineingestellten Personen ganz und gar ohne Reflexion, ganz objektiv von der Macht durch die sie getrieben sind, bestimmt; man darf bei ihnen keine subjektiven bewußten Auseinandersetzungen über ihre innere und äußere Lage suchen, wie sie etwa im Wallenstein oder Werther gegeben sind. — Scheinen nun aber nicht nach der von Scherr angeführten Stelle vom »tugendhaften Krist, der handtierlich als wie ein Ärmel ist«, sogar Religion und Kirche in dem Augenblick, wo mittelst ihrer ein Eingriff in die Rechte der Empfindung geschehen soll, nicht allein hintergangen und verhöhnt, sondern sogar selbst als unwürdige und verächtliche Werkzeuge der List und Heuchelei hingestellt zu werden? Liegt darin nicht wenigstens eine mittelbare Opposition gegen eine Autorität, welche nach ihren Grundsätzen das ganze Verhältniß nur anfeinden und verwerfen konnte? Erhebt nicht Gott=

fried von Straßburg eifrig seine Stimme gegen seinen religiösen Zeitgenossen, Wolfram von Eschenbach? Zeigt er sich damit nicht als einen »Hellenen« unter christlichen Germanen, als Emancipator der Natur oder gar der Vernunft von »theologischen Irrlichteleien?« — Es ist, was den ersten Punkt betrifft, bereits von Kurtz das Richtige bemerkt worden, daß nicht einmal »der Klerus des dreizehnten Jahrhunderts in dem Witzwort des geistreichen Dichters eine Gotteslästerung gefunden haben werde, da man zu gut wußte, nach welcher Seite hin man es zu deuten habe, es wäre denn, daß man dem Sündenregister Kaiser Friedrich II. damit einen weitern Artikel hätte anfügen können.« Wir haben darin nichts zu sehen, als eine humoristische Ergießung über eine einzelne schwache Seite der kirchlichen Institutionen, über die wohl hie und da zugelassene Umgehung des Meineides durch einen formell, buchstäblich richtigen, der Sache nach trügerischen, falschen Eid. Wolfram aber wird nicht wegen seiner religiösen, ascetischen Richtung, die zudem auch bei ihm in keinem ausschließenden Gegensatz zu der Heiterkeit des sinnlichen Lebensgenusses steht, sondern wegen Unverständlichkeit, Schwulstes, Mangels an Anmuth und anderer formeller Gründe angegriffen. Und wie entschieden unser Dichter im Wesentlichen die mittelalterliche Frömmigkeit festhält, zeigt außer seinen religiösen Liedern namentlich die Darstellung, wie der tapfere Morolt, der nicht auf Gott, sondern seine eigene Kraft vertraut, dem schwächern, aber »an Gott gemüthhaften« Kämpfer Tristan unterliegt. Und was endlich das vorgebliche Proletariat Tristan's angeht, so ist vielmehr Tristan an sich der unabhängigste, glücklichste Mensch von der Welt, der nur deswegen nicht zu selbständiger Herrschaft und zum eigenen Lohn und Genuß seiner Thaten gelangt, weil er selbst durch die Empfindung gefesselt und vom wirklichen Eingehen ins praktische Leben abgehalten

ist. Der Umstand, daß der Held auf diese Weise sowohl der Welt verloren geht, als auch für sich selbst keine selbständige und ehrenvolle Stellung zu erringen vermag, ist in den Augen des Dichters (Kurtz S. 454) kein Unglück für ihn; das »Leid« besteht vielmehr in der Ungunst der äußern Umstände, sofern sie ihn nicht zu ruhigem Besitz und Genuß seiner Verbindung gelangen lassen. Und wenn ja auf das abhängige und gehaltlose Leben, in das der Held durch die Leidenschaft gebannt ist, reflektirt wäre, so muß auch dies nur dazu dienen, ein weiteres Moment zu bilden, in welchem eben die Alles überwuchernde Macht dieser Empfindung anschaulich würde. »Dieser Welt und ihrem Leben,« ja »allen andern Welten« als derjenigen, welche er uns in seinem Werk aufschließt, hat der Dichter, wie er zu Anfang des Werks es selbst ausspricht, entsagt; er ist frei von aller exclusiven Bewunderung des Heroismus oder irgend welcher in die objektive Ordnung der Dinge eingreifenden Thätigkeit, die nationalen, politischen und kirchlichen Interessen liegen ihm in weiter Ferne; es gehört eben auch dies zu seinem eigenthümlichen Charakter, daß er mit seiner ganzen Individualität in dem von ihm geschilderten Lebenskreise aufgeht und aufgehen will, aber auf ganz subjektive Weise, ohne deswegen in bewußter Opposition gegen andere Sphären sich zu befinden. Er kann somit in keiner Weise aus dem Mittelalter herausgehoben und einer spätern Zeit parallelisirt werden; er hat sich vielmehr noch viel entschiedener als andere seiner Zeitgenossen innerhalb derselben engen Sphäre abgeschlossen, auf die ein Walther von der Vogelweide in der heitern und fröhlichen Periode seines Lebens sich beschränkt. Ja er blickt noch viel seltener als dieser in andere Gebiete des Daseins hinaus; er ist nichts mehr und nichts weniger als ein Minnesänger ohne alle weitere Tendenz. Nicht in objektivem Gedankengehalt, einzig und

allein in der warmen Innigkeit seiner Empfindung, in der Unmittelbarkeit seiner naiven Lebensanschauung und vor Allem in der Kunst der dichterischen Form ist der Werth Gottfrieds von Straßburg zu suchen. Wenn er auch die beiden ersten Eigenschaften mit seinen Zeitgenossen gemein hat, so ist er doch um so origineller und vollendeter in der dritten. Reichthum der Phantasie und Erfindung, lebendige, blühende Schilderung des Natur= und Gemüthslebens, bei aller Ausführlichkeit das poetische Maß im Ganzen nicht überschreitend, und, was bei einem mittelalterlichen Dichter besonders hoch anzuschlagen ist, das sichtbare Bestreben, allen todten conventionellen Stoff der Ritterpoesie fernzuhalten, an dessen Stelle überall das rein Menschliche hervortreten zu lassen und ihm die kräftigsten und schönsten Formen zu geben, die es annehmen kann, ohne in abenteuerliche Gespreiztheit auf der einen, in unnatürliche Schwäche und Geziertheit auf der andern Seite auszuarten — diese Eigenschaften, verbunden mit der Meisterschaft der Sprache und der Ebenmäßigkeit, womit diese geistreiche Behandlung des Stoffes von Anfang bis zu Ende durchgeführt ist, sind es, was dem Meister Gottfried seinen hohen Rang in der Dichterwelt anweist. Was man in neuerer Zeit der Tendenzpoesie als das wahre Kunstideal gegenübergestellt hat, die sogenannte r e i n e P o e s i e, aber freilich nicht im Sinn der romantischen inhalts= und gesetzlosen Willkür, sondern der vollkommenen Einheit eines poetischen, das Leben selbst in freier, bestimmter Entfaltung wiedergebenden Inhalts und der poetischen, den Stoff in lebendige Bewegung setzenden Form, dies ist es, was Tristan und Isolde auch für unsere Zeit ein hohes Interesse giebt. Wir können in dieser Beziehung auf nichts Besseres verweisen, als auf das (von Kurtz S. 491 wiedergegebene) schöne Denkmal, das Heinrich von Friberg zu Anfang seiner Fortsetzung dem Meister Gott=

fried gesetzt hat, oder noch besser auf den Dichter selbst, der namentlich in dem Abschnitt über seine mitstrebenden Zeitgenossen das Anmuthende, Entzückende einer schönen, d. h. einer klaren und treffenden, leichten und fließenden, blumigten und reichen Form als das Höchste verherrlicht, und der ebenso in seinen eigenen Schilderungen von der lebendigsten Empfindung für das Herzerwärmende der Schönheit wahrhaft durchglüht erscheint. Aber nur in dieser ihrer Beziehung zum Gefühl kennt und will er die schöne Form; das subjektive, lyrische, und das objektive, historische und plastische Element haben sich bei ihm gar nicht geschieden, obwohl wie jenes, so auch dieses in seltener Vollendung bei ihm ausgebildet ist. Er ist in dieser Beziehung am besten den niederrheinischen Malern zu vergleichen, die ihre Heiligen aus lauter Pietät und Liebe nicht reich und schön genug zieren und schmücken können. Am wenigsten aber darf er in dieser Beziehung mit Goethe, wie man schon wollte, zusammengestellt werden. Eine solche Zusammenstellung ist vielmehr dazu geeignet, auf die Schranke und Einseitigkeit, die auch Meister Gottfried im Ganzen mit der übrigen mitteldeutschen Heldenpoesie (das Nibelungenlied theilweise ausgenommen) gemein hat, ein deutliches Licht fallen zu lassen. Trotz alles besonnenen, die Abenteuerlichkeit vermeidenden Maßes, haben doch seine Lieblingscharaktere etwas Überschwengliches, sie sind nichts Anderes als Ideale, in welchen ein kindlicher Sinn alles mögliche Schöne und Begehrenswerthe vereinigt, um in ihrer Anschauung zu schwelgen; sie sind aber nur aus der Empfindung und für sie gebildet, wie schon das ganze Werk überhaupt diesen rein subjektiven Charakter trägt. Und aus demselben Grunde, aus der Innigkeit des subjektiven Interesses, das ganz in seinem Objekt lebt und dasselbe nie tief und vielseitig genug erschöpfen kann, erklärt sich auch die Erscheinung, daß in den allgemeinen vom

Dichter selbst angestellten Betrachtungen, sowie in den Beschreibungen von Lieblingspersonen und -Gegenständen eine sprudelnde Fülle von Detailexpositionen, von kunstreichen logischen und sprachlichen Wendungen und Antithesen, ja Allegorien verschwendet ist, welche, wie die gothische Ornamentik, oft nahe daran ist, ins Überreiche, Zierliche und Spielende überzugehen, obwohl der gesunde und lebhafte Geist des Dichters es nicht oder doch nicht in weiterem Maaße dazu kommen läßt, als zu dem Gesammtcharakter und Inhalt seiner episch-lyrischen Dichtung passend ist. Was wir zu Anfang als eine seiner auszeichnenden Eigenthümlichkeiten angegeben haben, die subjektive Theilnahme an Stoff und Form, ist somit in anderer Beziehung auch wieder ein bezeichnender Mangel, der Mangel einer Objektivität und festen Maaßes, der nicht gestattet, Gottfried von Straßburg den Meistern unserer klassischen Poesie in jeder Beziehung an die Seite zu setzen. Er ist so groß und vollendet, wie er sich darstellt, nur in und mit dieser Schranke seines Zeitgeistes und seiner Dichtungsart.

Nun erst, nachdem wir dem Dichter und seinem Werke den Charakter der Unmittelbarkeit vindicirt, können wir die Frage aufwerfen, ob er den, wie wir gesehen, rein um seiner selbst willen gewählten Gegenstand auch einer s i t t l i c h e n Beurtheilung unterworfen habe. Der Konflikt der Empfindung mit der sittlichen Objektivität ist allerdings so stark, daß es uns Wunder nehmen müßte, wenn gänzliches Stillschweigen über denselben beobachtet würde. Dazu kommt die vorhin angedeutete Art und Weise des Dichters, von Zeit zu Zeit subjektive — freilich nicht aus Prinzipien argumentirende, sondern aus Beobachtung der Wirklichkeit abstrahirt — Reflexionen über die wichtigsten Seiten seines Gegenstandes einzuschalten, welche gleichfalls erwarten lassen, daß auch der

sittlichen Betrachtung Raum gegeben werde. Es finden sich wirklich mehre solcher Stellen (u. A. Kurtz S. 295 ff. 451 ff.); man kann aber nicht sagen, daß in denselben der Empfindung gegen die sittliche Objektivität Recht gegeben, höchstens daß solche Konflikte auch im Interesse der erstern beklagt, ja überhaupt nicht, daß eine Lösung der Frage gegeben oder auch nur mit Bewußtsein angestrebt werde. Vielmehr wird das Verhältniß von Tristan und Isolde, ganz den gangbaren Grundsätzen gemäß, mehrfach als unrecht, insbesondere als Verletzung der Ehre und Treue bezeichnet, welche der Dienstmann seinem Lehnsherrn gegenüber zu beobachten hat. Aber dennoch beruhigt sich der Dichter über die Sache vollkommen, theils in erhebender Bewunderung der Macht der Göttin Minne, theils um der Ehrenhaftigkeit und Treue willen zu deren Bewährung eben diese Macht den beiden von ihr Getroffenen Anlaß giebt. Die Liebe fließt ihm (S. 6) immer wieder mit Ehre und Treue zusammen, sie ist ihm der sicherste und stärkste, ja der einzige Quell dieser Tugenden (ebd.): aber freilich so, daß sie hier in ganz weitem Sinne, als Hingebung überhaupt, genommen ist. Eben dadurch, daß dies hier geschilderte Verhältniß unter diesen allgemeinen Gesichtspunkt voller Hingebung gestellt wird, ist auch das moralische Gefühl mit ihm versöhnt, ja es kann (306 ff.) mit Recht, sofern es ein Verhältniß wirklicher und ganzer Hingebung ist, der Selbstsucht, der Halbheit und der Bosheit als das Wahre und Höchste gegenüber gestellt werden. In dieser doppelseitigen, schwankenden sittlichen Beurtheilung stellt sich uns zunächst wieder nichts Anderes dar, als der Standpunkt vollkommener Subjektivität, auf dem unser Dichter sich befindet. Er faßt die sittlichen Beziehungen seines Objekts nicht in Eins zusammen, sondern kehrt bald diese, bald jene hervor, ohne das Bedürfniß zu haben, über den Widerspruch

beider sich zu verständigen. Allerdings aber fällt an sich das Übergewicht auf die zweite Seite, auf die Anerkennung der Schönheit und Wahrheit, welche in der vollendeten gegenseitigen Hingebung liegt. In diesem Begriff hat der Dichter wirklich ein sittliches Prinzip, durch das die Empfindung ihre Berechtigung erhält. Nur ist er sich dieses Prinzips nicht als solchen bewußt, es ist in ihm selbst nur auf subjektive Weise als Gefühl der Bewunderung und des Wohlgefallens; auf bestimmte objektive Weise wagt er nicht es zur sittlichen Beurtheilung anzuwenden. Allein davon abgesehen, müssen wir allerdings zugeben, daß an sich der Empfindung nur sehr selten Unrecht gegeben und ihr der Gefallen erwiesen wird, ihren Konflikt mit der sittlichen Objektivität so schonend als möglich und an ihr selbst nur ihre schöne Sitte hervorzuheben. Diese Seite ist, wie schon bemerkt, die Hingebung; diese gilt rein als solche für sittlich, weil in ihr das Aufgeben des Selbst an ein Anderes enthalten ist, weil in ihr das Ich sich seiner selbst vollkommen entäußert. Aber es ist die Hingebung als solche, die rein subjektive Entäußerung seiner selbst, die schon als sittlich gilt und daher von einer neben ihr vorhandenen sittlichen Objektivität nichts weiß, sondern nur eben in ihrem Sichhingeben das Gefühl ihrer sittlichen Berechtigung hat. Die einfache Folge dieser rein subjektiven Anschauung der Sittlichkeit ist aber in der Wirklichkeit die Ignorirung und Verletzung der außerhalb des Subjekts gestellten Verhältnisse. Dies gielt, wie es hier an der Liebe sich darstellt, ganz auf gleiche Weise auch von den beiden andern Formen der Hingebung, der Ehre, der Hingebung an die einmal geltenden oder ausgesprochenen Grundsätze und Zwecke, und der Treue, der Hingebung an das Wohl und Wehe eines Andern. Wie hier die Liebe zur Verletzung der Ehe, so führen im Mittelalter Ehre und Treue zu allen

möglichen Verletzungen sittlicher Verhältnisse, oder vielmehr die drei selbst kommen in Konflikt mit einander, und doch behaupet das Verletzende sein Recht weil es doch diese ganze, sittlich vollgiltige Hingebung ist. Es behauptet seiner Einseitigkeit ungeachtet Recht zu haben, sittlich zu sein, weil die Hingebung nur als subjektive Gesinnung und Handlung gefordert wird, der Gegenstand der Hingebung mithin ganz in die Wahl des Subjekts gestellt, bei einer solchen reinen Subjektivität aber schon zum Voraus keine Rücksicht auf die Möglichkeit genommen ist, daß die Hingebung an diesen Gegenstand oder diese Person nach andern Seiten hin verletzend und zerstörend wirke. Das Subjekt findet oder erwählt sich rein zufällig, frei oder unfrei, nach seiner Empfindung, seiner Lust, den Gegenstand, dem es sich weiht, und ist auf ihn so beschränkt, daß die ganze übrige Objektivität nicht für es vorhanden ist. Hat es ja doch gerade in dieser Ausschließlichkeit seiner Hingabe das reale Bewußtsein vollkommener Selbstentäußerung, wie z. B. unser Dichter nichts höher zu preisen weiß als diese gegenseitige Treue, so einseitig und verletzend sie nach andern Seiten hin ist. In dieser eigenthümlichen Kombination des Subjektiven und Objektiven, daß das Subjekt seine Lust darin findet, in der Hingebung, in Ehre, Treue und Liebe sich selbst schlechthin daranzusetzen, und daß es diese seine Sittlichkeit, seine Pflicht nur hat als seine Lust, seine Wahl, besteht das Prinzip der romantischen oder ritterlichen Sittlichkeit des Mittelalters. Dieses Prinzip bringt somit Beides, sowohl die höchsten, aufopferndsten Tugenden und Thaten, als auch die höchste Willkür und Verkehrung der Verhältnisse und Begriffe hervor, es ist an sich sittliches und unsittliches Prinzip zugleich. Je nachdem die äußeren Verhältnisse und die Schicksale und Neigungen des Individuums zufällig es mit sich bringen, er-

halten Ehre, Liebe und Treue wirklich eine auch objektiv sittliche Richtung und Vertheilung, so daß das Subjekt die antike Hingebung an den gesammten Kreis der sittlichen Mächte mit der mittelalterlichen subjektiven Innigkeit dieser Hingebung aufs Glücklichste vereinigt, wie der spanische Cid; die entgegengesetzte Konsequenz des Prinzips haben wir hier. Gottfred von Straßburg tritt also in keiner Weise aus dem Kreis der mittelalterlichen Anschauung heraus; er stellt uns nichts dar als dieses romantische Prinzip der Sittlichkeit in einer seiner Konsequenzen, er ist durch die Klarheit und Anschaulichkeit mit welcher er sie ausführt von wesentlichen Interesse für die Geschichte der sittlichen Prinzipien, obwohl er gerade in diesen an sich didaktischen Reflexionen die Kunst, auch einem trocknen Stoffe Fluß und Leben einzuhauchen, auf glänzende Weise bewährt. Auch hier ist es nichts als der poetische Sinn, was ihm eigenthümlich zugehört; wir finden uns bei den gleichzeitigen Meistern, insbesondere bei einem Wolfram von Eschenbach, ganz auf demselben Boden. Der Letztere stellt zwar die absolute Selbstentäußerung, die Hingebung an ein Jenseitiges, welche Verzichtleistung auf selbstgesetzte persönliche Zwecke fordert, als das Höchste, aber nur als das Höchste hin; neben den Gralsrittern bewegen sich in vollkommen anerkennender Berechtigung die weltlichen Gestalten der Helden aus der Tafelrunde und verwandten, an Tristan erinnernden Kreisen. Man darf durchaus nicht erwarten, in diesem für christlicher als Gottfried gehaltenen Dichter eine andere sittliche Weltanschauung zu finden, als bei Jenem. Auch hier ist die Hingebung als subjektive das sittliche Ideal; auch hier ist, wie in Tristan, die Ehe in der gegenseitigen Hingebung beschlossen: so daß der kirchliche Akt nur als etwas äußerlich Hinzutretendes erscheint. In der treuen Hingebung verschwindet sogar der Unterschied

von Christen und Heiden: der Heide, der Treue übt, wird alsbald in den Chor der Graalsritter aufgenommen, und das Christenthum geht auf in der Taufe, die den Menschen vor dem nun eben einmal vorhandenen Teufel rettet. Woher z. B. eben bei dem Heiden Feirefiz an seiner aus sehr unreligösen Gründen vollzogenen Christenbekehrung keinerlei Anstoß genommen wird. Wie äußerlich auch bei Wolfram das Christenthum ist, zeigt sich ferner insbesondere an seinem Bestreben, die sittlichen Begriffe, z. B. das Gesetz der Verwandtenliebe, auf natürliche Weise sich klar zu machen, als Verhältnisse, die durch die natürliche Beziehung mehrer Personen auf einander gesetzt sind. Ja der Glaube selbst, zu dem sein Held sich erheben soll, ist ganz subjektiv genommen als entschiedene Treue und Hingebung, nicht als Prinzip einer neuen, dem Menschen wesentlichen, objektiven religiösen oder sittlichen Erkenntniß. Und der heilige Graal, was ist er Anders für die Templisen als Isolde für Tristan? das irdische Paradies, die Seligkeit auf Erden, die Freiheit von Schmerz, Noth und Tod, das vollkommene Erreichthaben alles Besitzes und Genusses? Und wo liegt endlich die eigentliche Schönheit des Parcival? In seinem weitschichtigen, einheitslosen Plane? in seinen abenteuerlichen Thaten und Ereignissen, in seinen abstrakten Charakteren? Nein, die wirklich poetischen Züge sind dieselben wie die, welche auch Meister Gottfried am besten gelungen sind, die Schilderung der innerlichen Gemüthszustände. In diesen vereinzelten Partien, in der Treue der Herzeleide, in der Erzählung der ersten gemüthlichen Regungen in der Kindsseele seines Helden, in der köstlichen Schilderung seiner Einfaltsperiode, in der weitern Verfolgung seiner Bewußtseinsstufen und Gemüthsstimmungen, da finden wir Wolfram als reinen Dichter, der das rein Menschliche mit der anschaulichsten und treffendsten Charakteristik zu malen ver-

steht, während wir den übrigen künstlichen Apparat seines Werkes über Bord werfen müssen, und namentlich an der Inhaltslosigkeit und Leerheit der Graalsherrlichkeiten gleichgiltig vorübergehen. Der wesentliche Unterschied findet allerdings statt, daß Wolfram bereits anfängt, das Prinzip der Entsagung, der Hingebung an ein Jenseitiges als das höhere aufzustellen und so die Sinnlichkeit aus der Hingebung auszuschließen, an welchem ethischen Gedanken sein Epos wirklich eine innere Einheit hat. Aber einerseits geschieht auch diese Erhebung ohne dogmatische Motive, ganz auf dem Boden der Innerlichkeit des Gemüths, das, auch wo der Gegenstand seiner Empfindung aus dem sinnlichen Lebenskreis entwichen ist, die Allgewalt *seiner* Hingebung festhalten und bethätigen will, wie dies in der Episode von Sigune und Tschionatulander ganz klar hervortritt: und andrerseits wird kein Verdammungsurtheil über die sinnliche Hingebung ausgesprochen, dieselbe vielmehr, ganz wie bei Gottfried von Straßburg, in Schutz genommen, wo sie wirklich zugleich Hingebuug auch des Innern an den Andern ist (vgl. die Erzählung von Gawein und Antikonia). Wir sehen also auch von dieser Seite her, daß unser Dichter keineswegs aus dem Grunde eines scheinbaren Mangels an Christlichkeit aus dem Mittelalter herauszurücken ist; es ist vielmehr die Aufgabe der Kulturgeschichte, die Genesis und den Charakter dieser romantischen Anschauung der Sittlichkeit, die nicht ihrem Gehalte, sondern nur ihrem allgemeinen Prinzip nach mit dem Christenthum in Einheit ist, mehr als bisher geschah, ins Licht zu stellen.

Wie steht es nun aber mit dem *sinnlichen Elemente* unseres Meister Gottfried? Macht ihn nicht wenigstens dieses zu einen Hellenen unter christlichen Germanen? Das Richtige hierüber ist einfach schon in dem zu suchen, was wir so eben über die Stellung Wolfram's zur sinnlichen Hingebung bemerkt

haben. Nicht die Sinnlichkeit oder der sinnliche Reiz für sich, vollends nicht gebildeter hellenischer Sinn für die schöne sinnliche Form, ist bei diesen Dichtern das Motiv, so wenig als platonische Geistes- oder werther'sche Gefühlsliebe; eine Reflexion auf eines oder mehre dieser Elemente als auf gesonderte ist vielmehr eben hier noch gar nicht eingetreten. Es handelt sich nicht um eine Apologie, überhaupt nicht um irgend eine bestimmte Auffassung der Sinnlichkeit: sondern diese ist hier eben deswegen ein nothwendiges und wesentliches Moment, weil in der Anschauung dieser Dichter oder ihrer Personen das Geschlechterverhältniß wesentlich in der Hingebung besteht, und zwar in ihr nach zwei Seiten: in dem Sichhingeben an die anziehende Gewalt der Person des Andern und an die Lust, seine entgegenkommende Hingebung wirklich zu empfinden und zu genießen einerseits, in dem sittlichen und sittlich oder gemüthlich als Treue sich reflektirenden Drang mit seinem ganzen Selbst in diesem Andern aufzugehen andrerseits (vgl. z. B. Kurtz S. 453). Diese beiden Seiten aber, die gemüthliche und die genießende, sind nicht von einander getrennt. Der Ausgangspunkt ist die objektive Macht der Empfindung, und diese Empfindung führt unmittelbar Beides mit sich, den Trieb dieses wirklichen Genusses der Vereinigung und jenen gemüthlichen Drang der totalen Selbstentäußerung an das Andere. Die Lust am Andern ist für den Empfindenden, eben weil sie objektive Macht ist, zugleich sittlicher Trieb, Pflichtgebot der gemüthlichen Hingebung an ihn, und zu dieser gehört auch wieder die persönliche, sinnliche Hingebung, weil sie Entäußerung an den Andern ist. Die Lust am Andern aber ist sogleich und unmittelbar auch sinnlich, weil einfach der objektiven Macht der Empfindung gefolgt wird, welche dieses reale Füreinandersein von Natur verlangt. Das sinnliche Element fällt also hier mit der Unmittelbarkeit der

Empfindung und der Hingebung zusammen; es kann mithin weder weggedacht werden, noch ist es irgendwie für sich fixirt. Wir haben in dieser Auffassung der Liebe nichts als die adäquateste Erscheinung des romantischen Prinzips überhaupt, daß die Hingebung durch die unmittelbare Empfindung des Subjekts bestimmt wird, diese Empfindung aber zugleich sich selbst entäußernde Hingebung ist, wie z. B. Ehre und Treue ebensosehr das sittliche Moment der Selbstentäußerung, der Tapferkeit und Redlichkeit, als das subjektive der individuellen Willkür, Starrsinnigkeit und Ruhmliebe in sich enthalten, oder wie schon in Begriff der Hingebung dieses Beides liegt, die Entäußerung der Ichheit zur aufopfernden Gesinnung und That und ihr Eingehen in die Passivität des Bestimmtwerdens durch das subjektive Gefühl. — So ist denn auch im Tristan von nichts die Rede als von der Treue auf der einen, von der sinnlichen Hingebung auf der andern Seite. Der Dichter setzt gar nichts voraus als dieses Ineinander beider. Das sinnliche Element ist nicht isolirt, sondern es ist dem noch ganz unmittelbaren und ungetheilten Bewußtsein die einfache Lust und Innigkeit des wirklichen Füreinanderseins. — Auch hierzu könnten aus Wolfram Parallelen geliefert werden, von den Minnesängern gar nicht zu reden; es bedarf aber überhaupt gar keiner näheren Nachweisung über diese realistische Ungeschiedenheit beider Elemente, die eben der mittelalterlichen Sitte, Religion und Sprache ihre eigenthümliche Farbe gibt, nur daß sie immer auch das andere, die sittlichen Kollisionen ebenso einfach rundweg abschneidende Extrem, die Verneinung des Sinnlichen und des Persönlichen überhaupt, als argwöhnischen, bald ignorirten, bald gefürchteten Gegner zur Seite hat. Eben diese Ungeschiedenheit bildet einen wesentlichen Unterschied unserer modernen reflektirten Romantik von der ursprünglichen mittelalterlichen; es kann nichts weiter aus einander liegen,

als der mißlungene Versuch der Lucinde, das sinnliche, das idyllische, das ästhetisch geistreiche und das platonisch idealistische Element wieder zu Einer Unmittelbarkeit zu vereinigen, und die einfache Natürlichkeit der naiven Dichter des 13. Jahrhunderts. Ebenso fehlt dieser modernen Romantik das gemüthliche Moment, die von der sinnlichen ungetrennte Hingebung des Willens, die namentlich in der Sage von Tristan und Isolde so wesentlich als bei Wolfram und von solchem Gewichte ist, daß ein nicht einmal in Gedanken, sondern nur in äußern konventionellen Verhältnissen gemachter Anfang der Untreue dem Helden zum Anlaß seines Todes wird.

Lassen wir also unserm Meister Gottfried seine mittelalterliche Unschuld und Einfachheit, seinen nicht hochgebildeten, aber gesunden und natürlichen Sinn, seine naive Freude an seiner Märe von Lieb und Leid; halten wir ihm zu gute, daß er immer und überall sich gemüthlich betheiligt hat. Sind doch hier aus dem Herzen so viele und so gute Gedanken, so reiche und vollendete Formen in so glücklicher Fülle geflossen, daß er Mann genug ist, ganz allein durch sich selbst auch unserer Zeit ein hohes Interesse abzugewinnen, das Interesse eines ungetrübten Genusses reiner Poesie.

Sophien's
Reise von Memel nach Sachsen.

Vom

Herausgeber.

Schon in einem früheren Jahrgange dieses Taschenbuchs (Band III, 1845: über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen) habe ich darauf aufmerksam gemacht, welchem eigenthümlich mißlichen Schicksal, vor allen übrigen Zweigen der Literatur, gerade derjenige unterworfen ist, der doch augenscheinlich am Üppigsten in Blüthe steht und, wenn nicht die reichsten, nicht die edelsten, doch jedenfalls die gesuchtesten, die zahlreichsten Früchte bringt: die Unterhaltungsliteratur.

Und das ganz vornämlich bei uns Deutschen.

Geschrieben, in den meisten Fällen, von Talenten zweiten Ranges, Talenten, bei denen die Fruchtbarkeit die Tiefe, die Gelenkigkeit die Kraft zu überwiegen und nach Gelegenheit wohl auch zu ersetzen pflegt, nämlich so weit dies möglich ist — von den Gebildeten der Nation (oder die sich dafür halten und halten lassen) zwar in Wahrheit nichts weniger als ignorirt, aber doch vornehm verläugnet, wie etwas, das Einem zwar gerade keine ausgesprochene Schande, allein ganz gewiß auch keine Ehre bringt und das man daher in guter Gesellschaft am Besten gar nicht erwähnt — desgleichen von der Kritik entweder grundsätzlicher Weise ganz übergangen oder aber mit einer Morosität, einem Widerwillen besprochen, die noch weit schlimmer sind, als gänzliche Nichtbeachtung — endlich vom Publikum selbst mit gedankenlosem Heißhunger verschlungen, ohne Wahl, ohne Geschmack, ohne Bewußtsein

— bilden die Unterhaltungsschriften recht eigentlich die Heloten unserer Literatur. Sie haben die Arbeit ohne die Ehre, sie haben die Mühe ohne den Gewinn; Niemand kann sie entbehren — und Niemand will sich mit ihnen betreffen lassen; ein Jeder liest sie — und Jeder, sowie er sie gelesen, wirft sie in die Ecke. Die Leichtigkeit, mit welcher die Unterhaltungsschriften die Masse erobern, wird nur erreicht von der Schnelligkeit, mit der jeder nächste Nachfolger sie aus der kaum gewonnenen Gunst wieder verdrängt; die Hast, mit der das Publikum sie verschlingt, wird nur übertroffen von der größeren, mit der es sie vergißt.

Und zwar dies Letztere mit vollstem Recht.

Denn da es ja bei dieser ganzen Lectüre von vorn herein auf nichts Anderes abgesehen ist, als allein auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib, mit einem Worte: auf den abstracten Reiz des Neuen, so versteht es sich auch ganz von selbst, daß das Neue, als solches, jederzeit auch die Oberhand behält und daß das anmuthigste, das pikanteste, das beliebteste Buch in den Winkel wandert, sobald ein neues auftaucht, das schon deshalb, weil es das neuere, auch das pikantere, das beliebtere ist.

Auch hat in der That die Mehrzahl unserer Unterhaltungsschriften gar keinen Grund, auf etwas Höheres Anspruch zu machen. Die meisten sind, gleich jenen Häusern, die man in London auf »neun und neunzig Jahre« baut, gerade leicht genug gezimmert, um nur von Messe zu Messe zu halten; gleich den Kähnen der Donauschiffer, sind sie von ihren Verfassern selbst darauf eingerichtet, den Strom der Zeit nur möglichst eilig hinabzuschwimmen und dann sofort, auf Nimmerwiederkehr, als alte Waare spurlos verzettelt zu werden.

Ja selbst (und Gottlob, auch bei uns scheinen diese Fälle jetzt von Jahr zu Jahr häufiger zu werden) wenn ein Schrift-

steller von ursprünglicherm Talent, mit ernsteren und wahrhaft künstlerischen Absichten sich auf das Gebiet der Unterhaltungsliteratur hinabwagt — es ist keine Kunst, zu prophezeien: auch sein Schicksal, und ob er im Übrigen der Stolz seiner Zeitgenossen, der Schmuck seiner Literatur wäre, wird auf diesem Gebiete dennoch kein anderes, kein besseres sein! auch seine tief durchdachten, seine sorgsam gepflegten Schöpfungen — das Publikum wird sie so rasch, so glatt hinunterspeisen, es wird sich, noch den letzten Bissen im Munde, nach etwas Neuem umsehn, so ungesättigt, so hungrig, als wär' es das leichtfertigste Product ich weiß nicht welches literarischen Tagelöhners gewesen!

Weshalb denn auch Jeder, der bei uns in Deutschland für das große Publikum zu schreiben unternimmt, sich von vorn herein bescheiden muß, weder Anerkennung bei der Kritik, noch Dank beim Publikum zu finden. Der beste Beweis, daß es Einem schmeckt, pflegt man zu sagen, ist, daß man nichts in der Schüssel übrig läßt. Mit diesem Grundsatz hält es unser Publikum: es verschlingt die Schriften, die man ihm vorsetzt — so ganz, so völlig, daß ihm nicht einmal eine Erinnerung davon übrig bleibt.

Daß diese Verwilderung unsers Publikums und demgemäß auch der verwilderte, unerquickliche Zustand unserer Unterhalungsliteratur keineswegs in einer specifischen Unfähigkeit, einer specifischen Barbarei des deutschen Charakters begründet liegt: sondern theils ist er eine allgemeine begriffsmäßige Eigenschaft des Publikums überhaupt, als welches immer und überall nur für den Augenblick lebt und nur um ihn sich bekümmert; theils und ganz besonders ist es eine Folge unserer deutschen Zustände im Allgemeinen, der politischen sowohl wie der literarischen, und sogar jener noch mehr, als dieser — dies und Anderes habe ich in dem früher erwähnten

Aufsatze nachzuweisen gesucht. Zugestanden also, daß das Publikum, wenigstens fürs Erste, wirklich nicht anders kann, als es thut und daß es in der That in seinem Rechte handelt, indem es nur liest, um sofort wieder zu vergessen — befindet sich die Wissenschaft in demselben Fall? soll, ja darf die Literaturgeschichte die Vergeßlichkeit der Masse auch ihrerseits bestätigen?

Ich glaube nein. Wie wenig künstlerischen Werth auch die Mehrzahl unserer Unterhaltungsschriften haben und wie wohl verdient, in der Regel, die Vergessenheit sein mag, welcher sie anheimfallen — gut oder schlecht, gleichviel: so haben sie doch einmal zur Unterhaltung des Publikums gedient! so hat doch einmal ein großer, vielleicht der größte Theil der Nation in ihnen seine Beschäftigung, seine Befriedigung, seinen geistigen Genuß gefunden und sogar in vielen Fällen seinen einzigen! Wie abgeschmackt, wie langweilig diese Schriften, sie sind doch noch immer geschmackvoll, noch immer kurzweilig genug gewesen, um Hunderten, um Tausenden zum Zeitvertrieb zu dienen; sie müssen, wie altmodisch, wie widerstrebend sie uns erscheinen, doch den Ton ihrer Zeit, die Sympathieen ihrer Umgebung hinlänglich getroffen haben, um dieselbe auf einige Augenblicke zu fesseln! Mit einem Worte: wie ungenießbar diese verjährten, diese unsaubern Bände uns auch vorkommen, so haben sie doch einmal die Nahrung des Publikums gebildet; so sind sie mithin doch in Saft und Blut unsers Volkes aufgenommen worden; so bilden sie also, in welchen Verwandlungen, welchen Umschmelzungen es sei, doch auch heute noch einen organischen Bestandtheil des öffentlichen Geistes; so sind wir doch (um Alles zu sagen) ohne sie nicht geworden, was wir sind.

Und nun, welche andere, welche würdigere Aufgabe läßt sich der Literaturgeschichte überhaupt stellen, als das geistige

Leben eines Volkes in seiner Entwicklung, seiner Ausbreitung, seinen Übergängen und Veränderungen zu begleiten und zu erklären; welch höheres Ziel ist ihr gesteckt, als mit sorgsamem Fuß die Spuren nachzutreten, in denen die Nation in ihrem geistigen Werden einhergeschritten ist, um eben dadurch denjenigen Punkt, auf welchem dieselbe sich heute befindet, mit der Fackel des Bewußtseins gleichsam zum zweiten Male, und nun erst wahrhaft, zu entdecken? Und wie dürfte die Wissenschaft es wagen, hier eine Stufe zu niedrig, dort eine andere zu ausgetreten, diesen Weg zu entlegen, jenen zu unsauber zu erklären, da die Geschichte selbst für gut befunden, sich gerade in diesen und keinen andern Stadien zu bewegen? wie dürfte der Literarhistoriker sich unterfangen, vornehm über eine Gattung, ja nur über eine einzelne Schrift hinwegzusehen, die doch der Literatur selbst nicht zu schlecht gewesen ist, sie hervorzubringen?

Es kommt dabei, was die Unterhaltungsschriften betrifft, noch ein ganz besonderer Umstand in Betracht. Nicht alle von ihnen sind, seitdem man aufgehört hat, sie zu lesen, darum auch schon vergessen; es giebt deren, wo das Gedächtniß des Namens die Kenntniß des Inhaltes überdauert hat.

Das Gedächtniß des Namens, sag' ich — aber auch kein Haarbreit mehr! Die asiatische Banise, die Insel Felsenburg — oder daß wir uns auf näher liegende Zeiten beschränken: der Siegwart, Rinaldo Rinaldini, wem in Deutschland — ich sage gar nicht, der sich um Literatur bekümmert, nein: der nur Bücher liest — wären diese Namen unbekannt? Sie leben in Aller Munde; sie sind zum Theil sprichwörtlich geworden, und werden, in Ernst und Scherz, bei hundert Gelegenheiten angewendet.

Allein von den Unzähligen, welche z. B. den Siegwart im Munde führen, von Siegwartsfieber, Siegwartsstimmungen

sprechen — wie viel, ich frage! haben doch des alten Johann Martin Millers dreibändigen Siegwart wohl jemals wirklich in Händen gehabt? Nicht zehn von hunderten, ich wette! Und von diesen zehen noch nicht Einer hat ihn wirklich durchgelesen. Alles, was man von ihm weiß, ist eine unklare, ungewisse Tradition; man nennt ihn, weil man ihn von Anderen hat nennen hören; wie es sich eigentlich damit verhält, wo er geschrieben, wann er erschienen ist, in welchem Verhältniß er zur Gesammtheit unserer Literatur steht, woher er sich ableitet und was er selbst wiederum gewirkt hat — das Alles sind Fragen, welche die Wenigsten zu beantworten wissen, ja bei Weitem die Meisten werden gar nicht einmal darauf kommen, sie aufzuwerfen.

Nun aber ist es mir von jeher, wenn auch nicht als ein ausdrücklicher Zweck (denn allerdings will die Wissenschaft ein für alle Mal keine Besserungsanstalt sein), doch als eine höchst erfreuliche und schätzenswerthe Folge einer ausgebreitetern und gründlichen literarhistorischen Kenntniß erschienen, daß dadurch eine Masse traditioneller und also gedankenloser Urtheile vernichtet und die romantische Nachbeterei, dies nichtsnutzige Schönthun mit Dingen, die man nicht kennt, mit Empfindungen, die man nicht hegt, mit Aussprüchen, die man selbst gar nicht versteht, zum wenigsten auf einem Gebiete menschlichen Wissens beschränkt und mit der Zeit wohl völlig ausgerottet wird. Wer irgend einen tiefern Blick in die sittlichen Zustände unserer Zeit gethan hat, der wird auch wissen, wie verbreitet, seit Jahrzehenten, diese Krankheit bei uns ist, er wird wissen, wie vielen Schaden sie uns bereits gebracht, wie viel gesunde Kraft sie gebrochen, wie viel edle Knospen sie aufgezehrt hat — und das, dem Himmel sei es geklagt! nicht auf literarischem Gebiete allein: sondern ein guter Theil jener Schwachherzigkeit, jener Urtheilslosigkeit, jenes Mangels

an Wahrhaftigkeit und fester, stätiger Überzeugung, die sich noch alle Augenblicke in unsern öffentlichen Angelegenheiten offenbart und uns auch hier noch immer in einer unfruchtbaren, unwürdigen Halbheit erhält — auch ein guter Theil dieser politischen Schwächlichkeit, sage ich, hat seinen Grund in der eben erwähnten literarischen Nachbeterei oder wenigstens wird von ihr unterstützt und befördert. Nicht bloß die Lüge, auch die Ehrlichkeit steckt an. Wer sich in einem Stücke erst gewöhnt, wahrhaft zu sein und nicht zu sprechen, es sei denn, er wisse auch etwas zu denken dabei, der thut es bald auch in einem andern und endlich in allen. Hört die literarische Windbeutelei mit ihrem Salongeschwätz, ihren Schöngeistereien, ihren romantischen Selbsttäuschungen erst auf, so ist auch die politische nicht weit von ihrem Ende; es kommt nur darauf an, daß irgendwo erst der Anfang gemacht wird.

Dies, wie gesagt, ist in der Literaturgeschichte, oder, genauer zu sprechen: in der Art und Weise geschehen, wie man die Literaturgeschichte neuerdings hat angefangen zu behandeln, indem man sie zu einer, im besten Sinne, volksthümlichen Wissenschaft erweitert hat. Ich glaube nicht, daß man auf diesem Wege so leicht zu weit gehen kann. Nachdem die Nation über die Entwicklung ihrer Literatur im Allgemeinen aufgeklärt ist, nachdem die großen, die epochemachenden Geister, den ästhetisch romantischen Nebeln entrückt, in ihrem wahren, das heißt ihrem geschichtlichen Zusammenhange dargestellt sind, scheint es mir billig, daß nun allmälig auch die kleinen, die untergeordneten Geister, die Talente (wie ich sie im Eingang nannte) des zweiten Ranges an die Reihe kommen.

Und unter diesen denn auch die Unterhaltungsschriften. Ja wenn (und das Gegentheil möchte allerdings schwer zu

erweisen sein) der Literarhistoriker überall nach keinem andern Maßstab verfahren soll, als allein nach dem Maß der geschichtlichen Bedeutung — wer sähe nicht, daß alsdann von den gefeierten Größen unserer literarhistorischen Handbücher leichtlich ein und der andere seinen behaglichen Platz an einen dieser Romane möchte abtreten müssen, denen unsere Gelehrten jetzt noch eine Ehre zu erweisen meinen damit, daß sie dieselben überhaupt nur nennen?

Jedenfalls, dünkt mich, würde es nichts Unverdienstliches sein, wenn man, nachdem für das Verständniß unserer großen und berühmten Dichter so viel geschehen ist, nun auch einmal die Kenntniß jener älteren Unterhaltungsschriften erneuerte, an denen das Publikum ehemals so viel Behagen gefunden und die jetzt, im günstigsten Falle bis auf den Namen, so ganz vergessen sind.

Natürlich ist das nicht so gemeint, als sollte diese ganze Literatur oder auch nur dasjenige, was von ihr historisch wichtig und daher noch heute der Betrachtung werth ist, in seiner ganzen vollen Ausführlichkeit wieder aufgegraben werden. Sogar gegen Abkürzungen und Umarbeitungen möchte ich mich erklären, erstlich, weil ein großer Theil dieser Literatur sein Charakteristisches gerade in der enormen Breite hat, so daß also jede Verkürzung die Eigenthümlichkeit des ganzen Werkes zerstören würde — und zweitens, weil das Unternehmen auch in dieser Beschränkung noch immer einen Umfang erreichen müßte, der seine Verbreitung nicht nur überhaupt erschweren, sondern sie gerade in denjenigen Kreisen hintertreiben würde, für die das ganze Unternehmen recht eigentlich bestimmt wäre: die Kreise der Ungelehrten, dieselben Kreise, in denen die Unterhaltungsliteratur noch heute am Üppigsten wuchert und denen daher ein gewisses Bewußtsein über die geschichtliche Entstehung, über Umfang und Ausbreitung dieser

Literatur am Nöthigsten ist. Auch hat die Erfahrung sich bereits dagegen erklärt, indem die Reichardtsche Bibliothek der Romane (in ein und zwanzig Bänden, von 1782 bis 94), die auf etwas Ähnliches hinausging, bekanntlich weder selbst zum Abschluß gelangt ist, noch auch diejenige Verbreitung gefunden hat, die dem in so vielem Betracht höchst nutzbaren und achtungswerthen Unternehmen zu wünschen gewesen wäre.

Vielmehr, was ich im Sinne habe, bestände ungefähr darin, daß in einer Reihe fortlaufender Monographieen die bedeutendsten deutschen Unterhaltungsschriften, das heißt also, alle diejenigen, die zu ihrer Zeit und innerhalb ihrer Sphäre eine gewisse Epoche gemacht, gewisse Tonarten angegeben haben, nach Ursprung, Inhalt und Wirkung beschrieben würden. Es würde der Zusammenhang nachgewiesen, in welchem sich das einzelne Werk zur Gesammtheit seiner Zeit befindet, in literarischer wie in culturgeschichtlicher Hinsicht; es würden die Eigenthümlichkeiten des Verfassers, seine Herkunft, seine literargeschichtlichen Verbindungen, sowie sonstigen Leistungen angedeutet; es würde der Inhalt des Romans in kurzem Auszuge angegeben und das für Zeit und Verfasser Charakteristische hervorgehoben: wobei denn auch einzelne kurze Bruchstücke, als Documente gleichsam und Probebissen, nicht ausgeschlossen sein sollen. Und endlich würde ein Überblick über die Aufnahme, die das in Rede stehende Werk bei der gleichzeitigen Kritik und überhaupt bei seinen Zeitgenossen gefunden, sowie eine Andeutung seiner Wirkungen auf die nachfolgende Literatur, in Nachahmungen und Gegenschriften, das gesammte Bild zum Abschluß zu bringen haben. — Irre ich nicht, so könnte, bei einer verständigen Auswahl, die ganze Arbeit in einem, höchstens zwei mäßigen Bänden zusammengefaßt werden — und irre ich ferner nicht, so würden diese zwei Bände

alter Romane der Literatur mehr werth sein und mehr Nutzen stiften, als zweihundert jener Romane, aus denen unsere Leihbibliotheken mit jeder neuen Messe sich aufs Neue recrutiren.

Mehr als Anfang und Bruchstück, denn als Probe eines derartigen Unternehmens — da ich sehr wohl fühle, wie weit meine Leistung hier hinter dem zurückbleibt, was ich selbst so eben als Forderung ausgesprochen habe — hauptsächlich aber in der Absicht, andere und geschicktere Kräfte dafür zu gewinnen, denen zugleich die nöthigen Hilfsmittel besser zu Gebote stehen, als es in diesem Augenblicke bei mir der Fall ist, theile ich nachstehend die Skizze eines Romanes mit, der ohne Vergleich noch heute zu den genanntesten unserer Literatur gehört, aber ebenso gewiß auch zu den ungekanntesten! und der daher vor manchem anderen geeignet scheint, in der Erinnerung des Publikums zu lebendiger Kenntniß wieder aufgefrischt zu werden.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen — wer hätte nicht von ihr gehört? wer hätte nicht geschmunzelt, indem er einen Namen las, der für die gute alte Zeit, die Zeit der Fontangen, der Reifröcke und Perücken, vollkommen sprichwörtlich geworden ist?! Eine Reise von Memel nach Sachsen — schon hierin, welche altmodische Naivetät! welch schwerfälliger Roccoco! Eine Reise, die wir heutigen Tages zum Höchsten in dreimal vier und zwanzig Stunden zurücklegen und die also gar keine Reise mehr zu nennen ist, ausgesponnen hier zu einem Roman von fünf oder sechs Bänden — und wohlgemerkt: die Bände von damals waren noch nicht so zierlich wie heut zu Tage, sie trugen noch so etwas an sich von Bibel und Postille — welch ein abenteuerliches, welch unbegreifliches Unternehmen!

Möge denn, wenn nichts weiter, so wenigstens dieses

Interesse der Neugier die nachstehenden Blätter der Theilnahme des Lesers empfehlen. —

Zuerst von dem Verfasser.

Johann Timotheus Hermes wurde im Jahre 1738 in einem unansehnlichen Dorfe (Petznik) bei Stargard in Pommern geboren. Sein Vater war Prediger; er soll ein guter Orientalist, ein tüchtiger Literator und zu alledem ein eifriger Anhänger der Wolffschen Philosophie gewesen sein. Die Erziehung des jungen Hermes war dieselbe, wie sie in Predigerhäusern zu sein pflegt, damals wie jetzt: literarisch, tüchtig, streng, aber einförmig und die selbständigere Entwickelung des jugendlichen Geistes darniederhaltend durch einen gewissen moralisch-dogmatischen Schematismus — eine Bemerkung, die hier um so mehr an ihrer Stelle sein mag, als Hermes (um dies hier vorauszunehmen) auch in seinem späteren literarischen Charakter diese ersten theologisch-pädagogischen Eindrücke niemals verwunden hat. Doch davon unten des Näheren. — Um das Jahr 1757 bezog er die Universität zu Königsberg, um sich, wiederum nach Art der Pastorensöhne, dem väterlichen Studium zu widmen. Hermes war arm und obenein kränklich; es würde ihm in der großen fremden Stadt schlecht ergangen sein, hätte nicht theils die Bücherkenntniß, die er von Hause mitbrachte, theils und ganz besonders seine Fertigkeit in der französischen Sprache ihm Freunde und Gönner verschafft und die Kreise der höheren Gesellschaft, in die der arme Student ohne sein Französisch schwerlich eingedrungen wäre, für ihn geöffnet — auch dies Letztere ein Gegenstand, der wohl zu beachten ist, da er in seinen späteren Romanen gleichfalls sehr häufig und in den mannigfachsten Variationen wiederkehrt. Von den Universitätslehrern zog ihn, neben Kant, in dem damals freilich noch von Niemand, nicht einmal

von ihm selbst, der spätere Reformator der deutschen Philosophie geahnt ward, ganz besonders der Theologe Arnold an. Arnold (geb. 1706 zu Königsberg, gest. ebendaselbst 1775 als Professor der Theologie und Oberhofprediger: (s. Adelung zu Jöcher I, 1120) war selbst eine Art poetischen Genie's: wie er denn nicht nur seine schriftstellerische Laufbahn mit einem »Versuch einer systematischen Anleitung zur deutschen Poesie,« Königsberg 1732, eröffnete, sondern auch in spätern Jahren noch akademische und andere Festlichkeiten durch selbstverfertigte poemata, deutsche wie lateinische, zu verherrlichen pflegte. Auch mit der belletristischen Literatur war er vertrauter, als Theologen dazumal zu sein pflegten: Beweis genug, daß er im Ganzen ein Mann von aufgeklärter und humaner Gesinnung gewesen sein muß. Er gab Hermes, mit dem er sich auch außer den Collegien vielfach beschäftigte, nicht nur das damalige Modebuch, Richardson's Grandison, in die Hände, sondern veranlaßte ihn auch, sich in Nachbildungen dieses Schriftstellers zu üben. Darin pflegte in der Folge Hermes selbst den ersten Keim seiner späteren Romanschreiberei zu erblicken. —

Von Königsberg ging Hermes nach Danzig und von dort nach Berlin; in beiden Städten war er in gebildeten und vornehmen Familien als Hauslehrer beschäftigt. Auch entstand in Berlin sein erster Roman, Fanny Wilkes, 1765. Bald darauf wurde er angestellt, zuerst als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schlesien, von wo er als Hof- und Schloßprediger nach Pleß (in Oberschlesien) ging, bis er im Jahre 1772 nach Breslau berufen ward. Hier, in allmäliger Folge den Kreis theologischer Würden durchlaufend, starb er, ein hochbetagter Greis, im Jahre 1821 als Hauptprediger, Ober-Consisto-

rialrath, Ordensritter ꝛc. Ein Bild von ihm, gerade aus der Blüthezeit seines schriftstellerischen Ruhmes, ist in der Lavater'schen Physiognomik, im zweiten Band, Abschnitt IX, Fragment IV, pag. 212 der großen Ausgabe, enthalten. Ich rücke, bei der Seltenheit des genannten Werkes, nachstehend die Schilderung ein, mit welcher Lavater das Bild begleitet, theils um den Leser durch diese blumige Schilderung von dem Äußeren unsers Autors für die Trockenheit der obigen Lebensskizze zu entschädigen, theils um gleich zu Anfang einen Begriff zu geben von der Verbreitung, welche Hermes' Romane zu ihrer Zeit fanden, und von der Bewunderung, welche ihm sogar von Leuten gezollt ward, die im Grunde auf einer ganz andern Seite standen, ja mit denen Hermes kaum irgend etwas gemein hatte.

Die Stelle lautet (p. 212—214):

»Welcher sanfte Friede! welche tiefe, unerschütterte Ruhe! welche gehaltene, geräuschlos dringende Kraft — umschwebt dies Gesicht!

Sieh in ihm den stillen, in sich verschlingenden, verharrenden, ordnenden, leicht und sanft darstellenden Hörer und Beobachter. Der Mann, der mit leichtem, treffendem Blicke moralische Welten ausspäht, und aus tausend sich kreuzenden Scenen ein lebendiges Thatengemälde heraufbringt — dessen, was ist, und dessen, was sein sollte.

So ein Gesicht mußt' es sein, um den metaphysisch moralischen Roman, Sophiens Reisen, zu stellen; dieß verschlungene Detail von Charaktern und Thaten; das unsichtbare Band, an dem sie sich abwinden, und die aus jeder Thatenspitze sich aufdringende durchgeführte, etwa auch durchgepredigte Moral.

Ich schaue den Geist, der diese Gestalt belebt. Mann,

— nicht Schöpfer neuer Welten; nicht Zerstörer — nicht rufend dem das nicht ist, als ob's sey! Aber Weltenschauer, Ordner, Verschönerer.

Ist's nicht ein Gesicht, bei dem Du gerne verweilest? bei dem Dir's frey und froh ist? das Du gerne sprechen hörest? Nicht allgewaltig reißt es Dich zu sich — aber still und freundlich zieht es Dich an; »Que pour ne point souhaiter, wie er aus der Sevigné anführt, que pour ne point souhaiter son amitié, il n'y a point d'autre invention, que de ne l'avoir jamais vu.« Ein Gesicht; es wird nicht auf Flügeln des Adlers mit Dir zur Mittagssonne sich schwingen; nicht in der Hölle Tiefen Dich hinunter schleudern — aber tausend von Dir übersehene Nüançen menschlicher Worte und Thaten wird's Dir aufdecken; tausend liebliche Scenen des Lebens Dir entfalten; erprobten Rath Dir geben, und Dein verwundetes Herz mit Öl des Trostes salben.

Sieh! im Drange des Lebens lernt er dulden und schweigen. Schweigend harret er auf den Erlöser. Wenn der Mond sein wehmüthig süßes Licht herabsendet, glänzt im Auge die Zähre, lispelt der Mund: »Ich rufte meinen Freunden; aber — die Priester und Leviten« — dem Feinde zerschmettert er nicht die Zähne, aber sammelt glühende Kohlen auf sein Haupt.

In dieser weder geraden, noch scharfen, noch stark gewölbten, einfachen, harmlosen Stirne — wie viel leichter, sicherer, auffassender, entwirrender Verstand! gerüstete, behaltsame, leicht und reichlich darreichende Gedächtnißkraft!

Das Aug unter dieser idealisirenden Augenbraune, und in dieser Tiefe mit diesem hellen, ruhigdringenden Blicke — ist des unermüdeten, ausschöpfenden, aufgrabenden, idealisirenden Beobachters. Kraft hat's zum überschauen, durchschauen, detailliren — mehr als schnell und ganz zu umfassen.

Die aufwärts vorspringende, leichte, zartbeschnittene Nase offenbar des feinfühlenden, weitriechenden, sanft an sich haltenden, treuen, im Leiden zum Leiden gestärkten.

Von der Spitze der Nase bis zur Unterlippe, die freilich hier etwas platt gewordene Oberlippe mitgerechnet, bis zur Überhinausschweifung edellaunig.

Der ganze Mund — voll theilnehmender, unschmachtender Güte, Treue und gelassener Dienstfertigkeit! Er scheint einer eben bemerkten, feingefühlten, unschädlichen Disharmonie zuzulächeln. Fürchte Dich nicht — im Zorne wird er nicht mit Dir reden! Aber zu weiser Belehrung, treuer Ermunterung, leisem, selbst empfundenen Troste, heiterer, unerbittender, obgleich nicht salzloser Laune, öffnet er sich.

Das Kinn, an dem so viel von des Mundes heiterer Treue herabzuschweben scheint — abermals in der Harmonie des ruhigen Ganzen. — So ein Kinn — es scheint nachgebend aus Überlegung. Es hat, wie das etwas zu gedehnte untere Drittel des Gesichtes, etwas lässiges — allenfalls in Ansehung des häuslichen Ameublements, der Bücher, Schriften, Aufsätze, Papiere — Unordnung ausdrückendes.

Mahlzeichen duldender Mühseligkeit scheinen sich an der Kinnlade vom Ohre bis zum Kinn auf und nieder zu wälzen.

Überm Ganzen ruht — welche reine Lieblichkeit! Langmuth! verzeihende Liebe! Treue! Offenheit — und Verschlossenheit zugleich! —

Wer kennt seinen Pastor Groß? und sieht nicht dessen Seelengrund, Leidensgelassenheit? In sich geschlungen, auf ihrer Wurzel ruhende Kraft, Erfahrung — gesammelt auf diesem Gesichte. *)

---

*) Von „Liviten," durch welche Hermes zu „dulden" gehabt hätte, ist mir nirgend eine Spur begegnet. Daß ein Prediger, der Romane schreibt, hie und

Die physionomischen Stellen seines Buchs — verdienten wohl, besonders ausgeschrieben und hier einverleibt zu werden — vielleicht geschiehts noch.« —

Nachdem wir uns auf diese Weise mit der Person unseres Autors bekannt gemacht haben, wird es an der Zeit sein, einen Blick auf den Zustand zu werfen, in welchem sich dazumal die Unterhaltungsliteratur bei uns Deutschen befand, sowie namentlich auf die Entwicklung, welche der deutsche Roman bis dahin genommen hatte.

Wir brauchen dabei nicht weiter zurückzugehen, als höchstens bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, indem in dieser Zeit erst, in Folge der Reformation, jenes compacte Interesse, jene geistige Einheit der Massen sich zu bilden anfing, ohne die überhaupt kein Publikum zu denken steht und also selbstredend auch keine Literatur, die ausdrücklich für das Publikum bestimmt ist. Was an Volksbüchern, Schwänken, Märchen vorherfällt, ist durchgängig lokaler Natur, es gehört

---

da Kopfschütteln erregen mußte, insbesondere bei seinen Amtsbrüdern, lag ziemlich auf der Hand und wird von Hermes selbst allerdings mehrfach, und sogar nicht ohne allen Anflug von Selbstgefälligkeit (vgl. den Recensenten in der Allg. deutschen Bibliothek Bd. XXXIII. Stück 1, p. 26. flg. über den zu Ende dieses Aufsatzes das Nähere) erwähnt. Doch waren diese „Neckereien" viel zu geringfügig und sind auf Hermes amtliche Laufbahn erweislicher Maßen zu sehr ohne Einfluß geblieben, als daß selbst eine Lavatersche Phantasie darin hätte „Leiden" erblicken können. Ich vermuthe daher, daß Lavater hier eine Verwechslung passirt ist: er hat unsern Johann Timotheus mit Johann August Hermes verwechselt, der im Jahre 1822 als Oberhofprediger und Consistorialrath zu Quedlinburg starb, und der in der That, ungefähr um dieselbe Zeit, da die Hermesschen Romane erschienen, als Prediger zu Wahren im Mecklenburg'schen allerhand Verfolgungen von Seiten der Orthodoxi zu ertragen hatte, die ihm eine gewisse Celebrität bereiteten. Vgl. die Zeitgenossen, Neue Reihe, VII, p. 121 fgg. wo eine ausführliche Biographie dieses Quedlinburger Hermes (der sich übrigens gleichsam als Schriftsteller bekannt gemacht hat, wenn auch freilich nicht als Romanschreiber).

einzelnen Stämmen, einzelnen Provinzen an; es sind, so zu sagen, Dialecte. Erst mit Luther, wie er zuerst eine allgemeine deutsche Schriftsprache begründet, beginnt auch der Begriff eines deutschen Publikums. Ja sogar, weil von einer Literatur, genau genommen, erst da die Rede sein kann, wo ein Publikum ihr theilnehmend gegenübersteht, so dürfte es in diesem Sinne sogar erlaubt sein, zu behaupten, daß wir bis auf Luther wohl eine deutsche Poesie, eine deutsche Kunst, eine deutsche Gelehrsamkeit gehabt haben, daß aber eine deutsche Literatur, als solche, erst mit und durch die Reformation entstanden ist.

Von der Unterhaltungsliteratur, der eigentlichen Literatur der Masse als solcher, versteht sich das, wie gesagt, von selbst. Wie nun aber war diese älteste Unterhaltungsliteratur beschaffen?

Es ist eine bekannte und oft besprochene Thatsache, daß die nächste und augenfällige Wirkung, welche die Reformation auf unsere Literatur ausgeübt, keineswegs eine vortheilhafte, befördernde gewesen ist. Das unverhältnißmäßige Übergewicht, welches, in Folge der Reformation, die religiösen Angelegenheiten im Leben unseres Volkes erhalten hatten, mußte nothwendig alle übrigen Bestrebungen, literarische wie politische, für einige Zeit wenigstens, beeinträchtigen und verdrängen. Nicht mehr unter den Theologen allein hielt sich die Theologie: die ganze Nation, oder zum mindesten die protestantische Hälfte derselben, war theologisch geworden. In allen Gemeinden, allen Gilden, ja bis in den Schooß der Familien hinein wurden die damaligen Haupt- und Staatsfragen, die Fragen der Transsubstantiation, der Gnadenwahl, der Buße, der ewigen Strafen ꝛc., verhandelt. Der Prediger war der wichtigste Mann im Lande; die Innocenze und Gregore der katholischen Kirche — unsere reformirten und luthe-

rischen Hofprediger des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts gaben sich, nach Maßgabe ihrer beschränkteren Verhältnisse, alle mögliche Mühe, nicht hinter ihnen zurückzubleiben.

Natürlicher Weise mußte unter diesen Umständen auch die Literatur eine ausschließlich theologische Farbe annehmen. Es genügt in dieser Hinsicht bloß auf die deutsche Lyrik zu verweisen, die volle hundert Jahre hindurch, von Luther bis Opitz, mit Ausnahme des unkunstmäßigen, unliterarischen Volksgesanges, kaum etwas Anderes aufzuweisen hat, als bloß Gesangbuchslieder. Ja es schrieb überhaupt fast Niemand mehr, als bloß Prediger; es wiederholte sich, was nach der ersten Ausbreitung des Christenthums, im achten und neunten Jahrhundert, der Fall gewesen war: die Literatur befand sich ausschließlich in den Händen der Theologen.

Auch die populaire, die Literatur der Massen: da wir, in Anbetracht ihres langweiligen, geisttödtenden Inhaltes, Unterhaltungsliteratur allerdings nicht wohl sagen dürfen. — Wie die Geistlichen praktisch die ehemaligen Haus- und Burgpfaffen der katholischen Zeit nicht nur ersetzten, sondern an Macht und Einfluß sogar noch übertrafen, wie sie, in der Gestalt von Beichtvätern, geistlichen Beiständen 2c. in den meisten Häusern, bürgerlichen wie fürstlichen, das eigentliche geheiligte Centrum des Familienlebens bildeten: so auch, was zur Erbauung und Zerstreuung eine ehrbare bürgerliche Familie, ein wohlbedächtiger Hausvater, ein sittsames Jungfräulein an Lectüre bedurfte, wurde gleichfalls von der Geistlichkeit geliefert. Jene Postillen und Gebetbücher, jene güldenen Himmelsschlüssel und blühenden Paradiesgärtlein, jene Hosen-, Perücken- und andern Teufel, jene dramatisirten Evangelienharmonien und Legenden, in deren Hervorbringung die evangelische Geistlichkeit des sechszehnten und siebzehnten Jahrhun-

derts eine so unerschöpfliche, so unglaubliche Fruchtbarkeit bewies, daß man mit den bloßen Titeln noch heutzutage ganze Bibliotheken füllen könnte — wir haben sie, so barock es in unsern Ohren auch klingt, vom Standpunkt jener Zeiten aus in der That als die Grundlage, den eigentlichen Stock und Kern der damaligen — das Wort muß heraus: Unterhaltungsliteratur zu betrachten. Um sie damals versammelte sich aufmerksam, andächtig der häusliche Kreis; sie dienten dem damaligen Publikum statt Journalzirkel und Leihbibliothek; in ihnen, mit einem Worte, fand das literarische Bedürfniß der Masse seine Befriedigung.

Wiewohl, ehrlich zu sagen, so ganz vollständig war diese Befriedigung doch nicht. Der Mensch lebt nicht von Brod allein: und vom Himmelsbrod der geistlichen Lectüre nun erst gar nicht. Wie theologisch versenkt die Zeit auch war, so ganz konnte sie die Grundtriebe der menschlichen Natur doch nicht verläugnen, daß sie des ewigen Predigens und Moralisirens nicht unterweilen auch ein wenig satt geworden wäre, daß sie nicht hie und da eine Sehnsucht empfunden hätte nach weltlichen Neuigkeiten, nach belustigenden Schilderungen, nach Büchern voll Handlung, Bewegung und Abenteuern.

Diese Sehnsucht mußte sich steigern, je stiller, je einförmiger, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, das wirkliche Leben selber ward und je lebhafter daher, bei der allgemeinen Abspannung des geschichtlichen Daseins selbst, die Nothwendigkeit einer literarischen Anregung empfunden ward. Zwar hatte inzwischen die Literatur selbst sich aus ihrer theologischen Versunkenheit einigermaßen wieder aufgerüttelt; Opitz, Flemming und Andere hatten die weltliche Muse wiederum zu Ehren gebracht. Allein all diese Dichter, die vortrefflichsten selbst, waren immer nur Gelehrte, nur Gelehrten verständlich, nur auf ihren Beifall bedacht; zur Unterhaltung

des Publikums, zur Lectüre des großen Haufens waren sie viel zu vornehm oder, wenn man es lieber hört, meinetwegen, auch viel zu gut.

Einige Zeit hindurch hatte man sich behelfen mögen, theils mit Erneuerung der alten mittelalterlichen Heldengedichte, in Form von Prosaromanen, theils mit den kleinen kurzweiligen Schwänken der Volksbücher, wie Eulenspiegel, die Lalenberger ꝛc., theils auch mit Verdeutschung (im strengsten Sinne) griechischer und römischer Klassiker, besonders der Historiker, eines Livius, Plutarch, Justin ꝛc.

Allein auf die Dauer hielt auch das nicht gegen. Diese Abenteuer waren zu zahm, diese Romantik zu bejahrt — und vor Allem, es blieb immer dasselbe, es kam nichts Neues hinzu, nichts, was, unmittelbar aus der Gegenwart entsprossen, diese selbst in ergötzlichem Spiegelbild zur Anschauung gebracht hätte.

Denn darauf im letzten Grunde läuft doch alles literarische Bedürfniß der Masse hinaus: sie will sich selbst, in verklärter Gestalt, in abenteuerlicher Verkleidung, gleichviel — sie will sich selbst, ihre Umgebung, die Orte, wo sie wohnt, die Leute, die sie kennt, die Zustände, mit denen sie vertraut ist, in den Büchern wiederfinden: so daß also in diesem Punkte (wie noch öfter) der Instinkt der Menge mit den Forderungen der Wissenschaft vollkommen übereinstimmt.

Nun hatte man freilich seit Mitte und stellenweise sogar schon seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Relationen und fliegenden Blätter, die alle merkwürdigen Vorfälle der Zeit, große wie kleine, Schlachten wie Feuersbrünste, Todesfälle wie Mißgeburten, sofort in Vers und Prosa, mit Holzschnitten und Bildern, Männiglich zu wissen thaten.

Aber auch diese Nahrung war bei Weitem nicht solid, nicht massenhaft genug, die Leselust der Menge zu befriedigen.

Im Gegentheil, diese Relationen trugen nur dazu bei, den Trieb zur Lectüre zu vergrößern und auszubreiten; sie stachelten sie mehr auf, sie reizten den Hunger mehr an, als daß sie im Stande gewesen wären, ihn zu stillen. Auch entbehrten sie jenes romantischen Glanzes, jener abenteuerlichen Färbung, nach der, als dem nothwendigen Äquivalent für die Abstraction der geistlichen Lectüre, das Publikum vor Allem schmachtete; sie waren nackte Prosa — und man wollte buntglänzende Poesie! sie waren bloße Begebenheiten — und man wollte Abenteuer, mit romanhafter Verwicklung, dramatischem Schwung, überraschender Lösung!

Und siehe da, das Alles fand sich nun, in köstlichster Mischung, in jenen allegorischen Schäfergedichten der Italiener, der Spanier, der Engländer, die seit Ende des sechszehnten, besonders reichlich aber im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts bei uns eingebürgert wurden; es fand sich vor Allem in jenen galanten und höfischen Romanen, mit denen, seit Anfang desselben Jahrhunderts, insbesondere die Franzosen uns beschenkten und die sich bekannter Weise vorzüglich dadurch empfahlen, daß sie, in romanhafter Verhüllung, den Zustand der damaligen Höfe, das Leben der Großen, die Liebschaften der Könige, die Intriguen der Günstlinge abschilderten; es fand sich ferner in den wenigen Büchern, die, wie unser Simplicissimus, den Versuch machten, in originaler, selbständiger Weise die abenteuerliche Bewegung des dreißigjährigen Krieges, sowie überhaupt unsere eigenen deutschen Volkszustände zu schildern; es fand sie endlich, bis zum äußersten Gipfel des Abenteuerlichen, in jenen Robinsonnaden, jenen Entdeckungs- und Seefahrergeschichten, die, nach englischen Mustern, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in so unermeßlicher Fülle bei uns aufschossen, ja die noch bis auf diese Stunde das Entzücken unserer Kinder bilden.

Es würde uns zu weit abführen von unserem Ziele, wollte ich die einzelnen Stadien, in denen die deutsche Literatur diese Anregungen verarbeitete, hier des Näheren verfolgen. Es genügt für unsere Zwecke vollkommen, die beiden Elemente gleichsam, die Grundbestandtheile, aus denen unsere Unterhaltungsliteratur sich bildete, festgestellt zu haben: das theologische, oder, wie wir es auch nennen dürfen: das moralisch didaktische, und, als Gegensatz und nothwendige Ergänzung zu ihm, das abenteuerliche, das eigentlich romanhafte Element.

Nun aber stellt die Geschichte keine Gegensätze auf, es sei denn, um sie sofort auch wieder durch und in einander zu versöhnen.

Auch die beiden so eben genannten Elemente unserer Unterhaltungsliteratur konnten nicht lange nebeneinander bestehen, ohne sich vielfach zu berühren, sich einander Platz zu machen, ja theilweise in einander überzugehen. Die moralisirende Richtung in den satirisch didaktischen Schriften eines Moscherosch, Schuppe, Weise u. s. w., zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wie sie aus den Händen der Geistlichen in die cultivirteren, die gewandteren Hände der Humanisten und Schulmeister überging, ließ zugleich von der ursprünglichen theologischen Strenge nach und verschmähte es nicht mehr, den Reiz des Abenteuerlichen, die Würze romantischer Verwicklung gleichfalls für sich in Anspruch zu nehmen. — Und ebenso die abenteuerliche Richtung fand es für angemessen, zwischen ihren buntwechselnden Gestalten, ihren Überraschungen und Wundern auch der ernsten, lehrreichen Matrone Moral einigen Platz einzuräumen; unter die Liebesgeschichten der Aramenen, unter die Hof- und Staatsavantüren der Octavien (beide vom Herzog Anton Ulrich von Braunschweig: 1669 und 1685) mischte sich bereits so viel moralische Betrachtung,

so viel Lehre und Erbauung, daß man fast zweifeln kann, zu welcher Gattung man sie zählen soll, zur didaktischen oder zur romantischen: bis denn endlich, gegen Mitte des folgenden Jahrhunderts, in Romanen, wie des Herrn von Loen »Ehrlicher Mann am Hofe« (1740) und ebenso in den Moser'schen Geschichten (der Herr und der Diener, 1759 u. s. w.), das Verhältniß sich sogar völlig umkehrte und der höfisch politische Roman weit weniger höfisch als christlich, weniger politisch als pietistisch wurde. Kurz zu sagen: die Moral wurde alle Tage romanhafter, die Romane alle Tage moralischer.

Aus diesen Übergängen entwickelte sich denn nun endlich, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, eine völlig neue Gestalt unserer Unterhaltungsliteratur, eine Gestalt, in der jene beiden Elemente gleichmäßig verflacht und abgeschwächt, aber auch beide gleichmäßig enthalten sind: die moralischen Wochenschriften, die zuerst in den Zwanzigern des vorigen Jahrhunderts auftauchen und bald, in ungeheurer Vermehrung, einen Umfang gewinnen, daß sie fast mit jener früher erwähnten Literatur der Himmelsschlüssel, Paradiesgärtlein u. s. w. in die Schranken treten dürfen. In den moralischen Wochenschriften soll die Unterhaltung nie anders als moralisch, die Moral nie anders, als im Gewande der Unterhaltung auftreten; sowohl die bloße Lehre, als solche, als auch die Unterhaltung, die nichts weiter wäre, als das, sollte ausgeschlossen sein. Zweck und Grundlage waren also allerdings noch immer didaktisch, moralisirend, wir können sagen, theologisch: wie es denn gewiß nicht zu übersehen ist, daß gerade zu derselben Zeit, da diese Wochenblätter bei uns aufzublühen begannen, die Theologen, genauer die Pietisten, ein Spener, Franke, Zinzendorf ꝛc., so eben einen neuen und sehr bedeutenden Einfluß auf das geistige sowohl, wie das gesellige und

häusliche Leben gewonnen hatten und daß diese frommen Männer selbst es keineswegs verschmähten, sich der neuen Form auch ihrerseits zuweilen zu bedienen — nur daß die Form, welche man zur Erreichung dieses Zweckes in Anwendung brachte, eine ästhetisirende, belletristische, mit einem Worte: eine unterhaltende war.

Aus diesen moralischen Wochenschriften nun, die bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ja mitten hinein in unsere sogenannte klassische Epoche, die Epoche der Klopstock, Lessing, Wieland, recht eigentlich die Unterhaltungslectüre unserer mittleren Stände, die literarische Nahrung unserer bürgerlichen Familien gebildet hat, entwickelte sich, in theilweiser Anlehnung an frühere Formen, eine neue und höchst bedeutende Gattung nicht blos unserer, sondern der gesammten modernen Literatur: der bürgerliche oder Familienroman.

Der Familienroman ist die zur Kunstform erhobene, die gleichsam in sich selbst consolidirte, zur poetischen Einheit gebrachte moralische Wochenschrift. Wie diese, hat er die bewußte und ausgesprochene Absicht, gleichzeitig zu unterhalten und zu lehren oder, wie ein bekanntes und für diese Gattung fast sprichwörtlich gewordenes horazianisches Motto es ausspricht: ridendo dicere verum. — Beide, die moralischen Wochenschriften, wie die Familienromane, weisen uns auf England hin. In England war es, wo (seit 1709) Addisson in seinem Tattler, seinem Spectator die ersten Beispiele moralischer Wochenschriften, die Väter und Vorbilder unserer Patrioten, Matronen, Gelehrten Tadlerinnen 2c. aufstellte; in England war es, wo eine Pamela (1740), eine Clarissa (1748), ein Grandison (1753: alle drei von Richardson), ein Tom Jones (1750: von Fielding), ein Peregrine Pickle, Roderich Random (1751: von Smollet), diese unzählig nachgeahmten, nie erreichten Muster des Familienromans, zuerst entstan-

den. Beide sind ächt englische Producte, die nirgend anders entstehen konnten, als in England, hier aber auch mit Nothwendigkeit entstehen mußten. Wie die Erfindung der Mercures galants, der Almanacs u. dgl. m. die Zustände der französischen Gesellschaft charakterisirt, so gehörte ohne Frage der behagliche Wohlstand und aus ihm hervorgehend die gleichmäßige, solide Bildung des englischen Mittelstandes dazu, um ein für die geistige Cultur dieses Standes so wichtiges, so folgereiches Unternehmen, wie die moralischen Wochenschriften, hervorzubringen. Wie die arkadische Poesie nothwendig in Italien entstehen mußte, dieser (vermeintlichen) Wiedergeburt der antiken Welt, wie der höfisch-galante Roman nirgend anders entstehen konnte als in Frankreich, diesem Sitz des modernen Königthums par excellence: so auch der Familienroman konnte sich nirgend anders entwickeln, als in dem ernsten, dem tüchtigen, dem freien Boden Alt-Englands. — Auch über diesen letzteren Punkt, so werth er einer genaueren Durchführung auch wäre, müssen an dieser Stelle nur Andeutungen genügen.

Auch in England hatte es bekanntlich eine Zeit gegeben, wo Schäferromane und höfisch galante Geschichten an der Tagesordnung waren; die Arcadia des Sidney (1586), der Euphues des Lilly *) (1579), um von Vielem nur Einiges zu nennen, hatten geraume Zeit hindurch, in England und sogar außerhalb desselben, den Ton angegeben und zahlreiche

*) Nicht zu verwechseln mit Georg Lillo, 1693—1739, dem Autor des Kaufmanns von London und anderer zu ihrer Zeit berühmter und wirksamer Theaterstücke; vergl. den Aufsatz von A. Wellmann: über die englischen Dramatiker nach Shakespeare, im dritten Jahrgange dieses Taschenbuches, 1846, p. 150 fgg. — über Lilly s. in Kürze Bouterwek VII. 198 fgg., wo auch ein Bruchstück aus dem Prologe des Euphues or Anatomy of wit, als Probe seines unerträglich gezierten, witzelnden Stiles, abgedruckt ist; ausführlicher Ulrici, Shakespeare's dramat. Kunst, p. 80—86.

Nachahmungen hervorgerufen. Das war die Zeit der Elisabeth, der Stuarts gewesen, die Zeit, mit Einem Worte, da auch in England das Königthum noch in Macht und Ansehen stand und die Fürsten mit den Rechten des Volks noch umspringen durften, wie ihnen beliebte.

Allein diese Zeit war längst vorüber; eine blutige und glorreiche Revolution hatte den Thron des absoluten Königthums für immer untergraben und den Fels der Volksfreiheit, die Selbstherrschaft der Bürger an seine Stelle gesetzt.

Natürlich hatte die Literatur, die ja überall nur die ideale Wiederholung des praktischen Völkerlebens ist, nicht umhin gekonnt, diesen Übergang auch ihrerseits mitzumachen. Wie in der Politik auf den Trümmern des gestürzten Königthums sich ein freies, selbstthätiges Bürgerthum erhoben hatte, so auch in der Literatur mußte an die Stelle der früheren höfischen Elemente gleichfalls ein bürgerliches treten; wie England den erstaunten Zeitgenossen das erste Beispiel eines wahren Bürgerstaates gab, so mußte auch die englische Literatur die erste sein, in welcher, mit Entfernung aller conventionellen Stoffe, der Bürger selbst, in der Realität seiner Häuslichkeit, seines persönlichen und öffentlichen Lebens, Stoff und Inhalt der Dichtung ward.

Es ist ferner bekannt, daß gerade in England reiner als anderwärts, und namentlich auch reiner als in Deutschland selbst, die altgermanische Sitte, das ächte deutsche Familienleben sich erhalten hat — reiner hauptsächlich deshalb, weil diesem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfrischend, zur Seite steht, während bei uns, in der allgemeinen Stickluft unserer unfreien, unselbständigen Verhältnisse, auch die edle Blüthe des Familienlebens nothwendig dahin welken mußte. Der Engländer, der das stolze und doch so ächt bürgerliche: mein Haus meine Burg, mit

gutem Fug aussprechen durfte — war es nicht natürlich, daß er dieses sein Haus noch mit ganz anderen Liebesblicken betrachtete, es noch ganz anderes werth hielt, sich noch ganz anders darin vertiefte, als der Deutsche oder auch der Franzose, der sein Haus eigentlich immer nur zur Miethe besaß, ja den jeder letzte Polizeidiener aus dem Bette holen durfte, bei Tag, bei Nacht, wann es ihm gefällig war?

Weiter: indem, nach unserer obigen Darstellung, der Familienroman gleichsam die höhere Potenz, die künstlerische Verklärung der moralischen Wochenschrift ist, welche wiederum ihrerseits als ein bestimmter Abschluß der Unterhaltungsliteratur überhaupt bezeichnet ward: so ist es ganz folgerichtig, daß auch die beiden Urelemente dieser Literatur, das theologische und das abenteuerliche, oder wie wir sie auch nannten: das moralisch-didaktische und das romanhafte, in dem Familienroman gleichfalls wiederkehren — wie das zum Theil auch bereits im Obigen ausgesprochen ist.

Für Beides nun fand sich gerade in England, so zu sagen, das günstigste Klima. Wir wissen, wie den Engländern, abgesehen von einer gewissen angebornen Ernst- und Lehrhaftigkeit, noch aus der Zeit ihrer religiös politischen Umwälzung ein gut Theil puritanischen Blutes im Leibe steckte und wie auch die leichtfertige Regierung Karls des Zweiten nicht im Stande gewesen war, dasselbe völlig zu entfernen: im Gegentheil, es war nur noch dicker, noch zäher, noch widerstandslustiger geworden. Eine Form also, die eine gewisse priesterliche Salbung, einen gewissen Überfluß von Moral und guter christlicher Lehre sogar zur Pflicht machte, mußte gerade den Engländern vor vielen Andern zusagen.

Aber auch das entgegengesetzte, das abenteuerliche Element, die romanhaften Überraschungen und Verwicklungen brauchten sie nicht weit zu suchen; sie brauchten sie nicht, wie

der gute ehrliche deutsche Michel, von französischen Höfen, aus fürstlichen Kabinetten, von Seefahrern und Schiffbrüchigen zu entlehnen. Auch hier, abgesehen von dem (wie man sagt) angeborenen Splen, den Whims und Seltsamkeiten der Engländer, bot ihr eigenes englisches Leben, in seiner praktischen Großartigkeit, seinen geselligen Einrichtungen, seinen wunderlichen mittelalterlichen Resten, Verwicklung und Abenteuer genug dar; die Seereisen, die Kolonien, die jüngeren Söhne mit ihrem oft so überraschenden Glückswechsel, bis hinunter zu den jungen Edelleuten, die gelegentlich, die Maske vor dem Gesicht, als Highwaymen die Landstraßen brandschatzten und ebenso gelegentlich wohl auch den Galgen zierten — welche Abwechslungen! welche Seltsamkeiten! welche Abenteuer, überraschender, unglaublicher, als das verbrannteste Dichterhirn sie jemals hätte erfinden können!

Interessant ist es dabei, wie jedes dieser beiden Urelemente, das moralisirende und das abenteuernde, alsbald auch seinen besonderen Repräsentanten in der Literatur findet: jenes in Richardson, dem Verfasser der Pamela, der Clarissa 2c., dieses in Fielding: so jedoch, daß auch das entgegengesetzte Element bei keinem von beiden völlig fehlt. —

Es wird nun, nach dieser ausführlichen Darstellung der gesammten Entwicklung, gewiß keiner besonderen Erklärung mehr bedürfen, woher es kam, daß der englische Familienroman sich sofort auch nach Deutschland verbreitete und hier nicht nur vom Publikum mit einem Enthusiasmus, einer Zärtlichkeit aufgenommen ward, die nicht größer gedacht werden konnte, sondern daß er auch in unserer Literatur selbst Wurzeln schlug, so fest, so eigenthümlich, daß wir allen Grund haben, dem Familienroman volles deutsches Bürgerrecht zu gewähren und ihn als eine eigenthümliche und wichtige Gattung unserer eigenen Literatur zu betrachten.

Daß wir dies können, ist (um dies hier vorauszunehmen) hauptsächlich das Verdienst des Mannes und des Buches, dem diese Blätter gewidmet sind. — Wenden wir uns also jetzt wieder zu Hermes zurück.

Als Hermes, gegen Ende der fünfziger Jahre, besonders (wie oben erzählt) auf seines Lehrers Arnold Anregung, zuerst den Gedanken faßte, dermaleinst als Schriftsteller aufzutreten, stand der englische Familienroman, der Roman der Richardson und Fielding, eben bei uns in vollster Blüthe. Die ausgezeichnetsten, die verehrtesten Schriftsteller der damaligen Literatur, z. B. ein Gellert selbst, fanden es nicht unter ihrer Würde, ein Werk, wie die Pamela nicht nur zu übersetzen, zu bevorworten, zu empfehlen, sondern es auch selbst nachzuahmen: wie denn namentlich Gellerts Schwedische Gräfin (zuerst 1746 erschienen) als eine erste Frucht der Pamela zu betrachten ist.

Was war also natürlicher, als daß auch ein Anfänger, wie Hermes, sich diesen englischen Mustern anschloß? Ja nicht einmal, daß er sich ihnen sklavisch anschloß, daß er sie nicht bloß nachahmte, sondern geradezu copirte, geradezu abschrieb — nicht dies einmal, meine ich, darf ihm zum Vorwurf gemacht werden. Es ist der gewöhnliche Weg, auf dem angehende Schriftsteller sich zu bilden pflegen, daß sie zuerst nicht sowohl den Geist, als die Manier, die äußere Form eines beliebten und verehrten Musters nachahmen; um wie viel mehr jene secundären Geister, jene anlehnenden Talente, zu denen auch unser Hermes gehörte.

So entstand sein erster Versuch, die schon oben erwähnte Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut als aus dem Englischen übersetzt, mit dem Motto: lectorem delectando pariterque monendo; in zwei Bänden, zuerst 1765. Wie weit in diesem Buche die Nachahmung geht

soweit nämlich, daß man es geradezu für ein englisches Original halten sollte, beweist schon der Titel, und noch mehr das Titelblatt, auf welchem die Worte so gut als mit ganz kleinen Lettern gedruckt sind, so daß es fast schwer hält, sie nicht zu übersehen. Ebenso auch die Wahl des Namens (Wilkes: es war zu eben derselben Zeit, daß der Prozeß eines berüchtigten englischen Pamphletisten, Wilkes, in und außerhalb England großes Aufsehen erregte: vgl. den Roman selbst, I. 3 flg. der dritten Auflage) giebt eine gewisse materielle Schlauigkeit, eine gewisse Speculation auf den äußern Erfolg zu erkennen, die bei jungen Schriftstellern noch viel unerfreulicher zu finden ist, als bei alten, ausgelernten. Als seine Muster bezeichnet er selbst (in der Vorrede zur zweiten Auflage) Richardson und Fielding; doch ist es hauptsächlich der Letztere, dessen ausschweifende Erfindungen, dessen lebhafte, hüpfende Darstellung er hier nachzuahmen sucht. — Von dem Inhalt der Geschichte selbst hier einen Begriff zu geben, ist unmöglich. So kurz gehalten, wie der Raum hier allein verstattet, würde der Auszug vollkommen unverständlich bleiben; dagegen um verständlich zu werden, müßte er weit ausführlicher sein, als hier des Ortes ist: so hat der Verfasser geschwelgt in Abenteuern, Verwicklungen, Überraschungen, Knalleffecten und wie der ständige Apparat derartiger Romane weiter heißt. Es ist eine englische Familien-, specieller Heirathsgeschichte, mit untergeschobenen Kindern, verwechselten Namen, mit Inquisitionsgreuel und Folterbänken, mit Mördern und Räubern, ingleichen mit einigen ausbündig tugendhaften Jungfrauen und Männern. Wer die beiden Bände zu mühsam zu lesen findet (wiewohl so kurzweilig, wie die neuesten französischen Mord- und Diebstahlsromane ist diese Fanny, die veraltete Sprache abgerechnet, immer noch, ja sie ist diesem Genre näher verwandt, als man mei-

nen möchte, da dieses wie jene grundsätzlich nur aus zusammengewürfelten Situationen und Pointen bestehen, ohne innere Nöthigung und Wahrheit), und den Inhalt doch etwas näher kennen zu lernen wünscht, findet im ersten Band der oben citirten Reichardtschen Bibliothek der Romane einen recht zweckmäßigen, eben hinlänglichen Auszug. — Wir unsers Theils begnügen uns, zur näheren Charakteristik der Fanny Wilkes, hier einige Stellen aus der Beurtheilung einzuschalten, welche dieselbe in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, Bd. VI. Stück 1, p. 50—53 erfahren hat und die wir selbst, bei genauer Prüfung des Buches, so wahr, so treffend, zugleich so ruhig und unparteiisch gefunden haben (sie hat, nach Angabe der von Hrn. Dr. Parthey veröffentlichten »Mitarbeiter an Fr. Nicolai's Allg. Deutscher Bibliothek«, den bekannten Märchendichter, Musäus in Weimar, auch selbst als Romanschreiber: Grandison der Zweite, Physiognomische Reisen &c. bekannt, zum Verfasser), daß wir ihr nichts mehr hinzuzufügen wüßten.

»Anstatt des ganz verbrauchten Motto auf dem Titel, hätten wir dem V. ein anders vorschlagen wollen, dieses nemlich:

— ex integra graeca integram
comoediam hodie sum acturus;

das würde zu dieser Nachahmung der englischen Romane vollkommen passend gewesen seyn. Der Verfasser hat sich nach Richardsonischen und Fieldingischen Geschmack gebildet, das ist lobenswürdig; aber darinne thut er der Sache zu viel, daß er ganze persönliche Charakter aus den englischen Romanen in den seinigen überträgt. Wer eine Parallele zwischen der Geschichte des Grandisons und dieser ziehen wollte, der würde die Personen leichtlich aus beyden zusammen paaren können. Die Hauptperson in der Geschichte ist ein Grandison, der aber

hier Handsom heißt, seine Henriette heißt Jenny, des Handsoms Schwester, Elisabeth ist Charlotte u. s. w. Der Verf. führt zwar seinen Helden durch eine andere Reihe von Begebenheiten hindurch, aber die Charakter sind doch in beyden vollkommen einerley. Das ist eine Ketzerey wenn man die Leute so umtauft. Die äusserliche Einrichtung ist vollkommen nach Fieldingischer Art; so sind die Kapitel überschrieben und so sind auch die Ausschweifungen die zu Anfang jedes Kapitels zur Einleitung dienen, sie lassen sich meistens wohl lesen, nur einige sind etwas langweilig. Die Verwickelung ist zu sehr gekünstelt und gehet bis zur Verwirrung: der V. ist zu sparsam mit den Personen, einige führen zwey bis drey Namen, dadurch wird er bey seinen Leserinnen, mit denen er sich in dem Buche so oft freundschaftlich bespricht, nicht viel Dank verdienen. — Nichts ist unerwarteter als die Entwickelung, aber sie hat ein gar zu seltsames Ansehen. Der Leser vermuthet eine Hochzeit, die Braut ist schon angeputzt vor den Traualtar geführt zu werden. Auf einmal bekommt die Sache ein anderes Ansehen und das ganze Gebäude, das der V. mühsam angeführet hat, zerfällt gleichsam durch einen einzigen Stoß, wie ein Haus von Karten. Die Fanny Wilkes, ein kleines Mädchen, von der das Buch überschrieben ist, hat nur eine Nebenrolle; der V. hat seine Leser dadurch täuschen wollen. So würde Richardson, wenn er gleiche Absicht gehabt hätte, die Geschichte des Grandisons etwan die Geschiche des weinenden Herrn Orme benennt haben. Wenn inzwischen der Leser durch einen Theil des Titels hintergangen wird, so gilt das nicht von dem andern. Das Buch unterscheidet sich von den gemeinen Romanen, auf eine vortheilhafte Art und verräth einen Verf. der nicht ohne Talente ist. Nur scheint er noch jung zu seyn, und die Welt und das menschliche Herz nicht genug zu kennen. Unter andern hat er auch die Grille

zu glauben, er könne gut Französisch schreiben, daher rükt er ganze Seiten in französischer Sprache ein, die ein Franzose steif finden wird, und ein Deutscher in einem deutschen Buche nicht suchen kann. Inzwischen verdient der Verf. alle Aufmunterung, wenn er mehrere Erfahrung wird erlanget haben, so kann er einmal ein guter Romanenschreiber werden. Unterdessen wird auch seine Schreibart etwas fester werden, bis izt witzelt er noch öfters wenn er scherzhaft seyn will. Zum empfindungsvollen und traurigen scheint er mehrere Talente zu haben, auch hier wird ihm mehrere Erfahrung lehren, daß die wahre Rührung bloß durch tragische Situationen in denen die Personen ihrem Charakter gemäß handeln, erreichet werde. Diese zu erfinden, zeugt vom Genie eines Schriftstellers, lange Reden und viel Weinen und Schluchzen zu erzählen, kostet nicht viel Kunst.

Da man in Deutschland nöthig hat, jeden auch schwachen Funken des Genies anzublasen, so wünschen wir, daß der Verf. durch obige Erinnerungen sich nicht abschrecken lasse, seine Kräfte in einem Felde noch ferner zu versuchen, welches zu bearbeiten, er nicht ganz ungeschikt zu seyn scheint.«

Andere Besprechungen siehe in den Göttingischen Anzeigen 1766, St. 46; Neue Bibl. d. schönen Wissens. Bd. II. St. 2, p. 355 u. s. w. vgl. Vorrede zur zweiten Auflage. Eine besonders ungünstige enthielt die Berliner Vossische, die damals wenn sie auch keine Lessinge mehr zu Mitarbeitern hatte, doch immer noch eine kritische Stimme von Einfluß war. Das entscheidendste Organ war natürlich noch immer die Nicolaische Bibliothek. —

Inzwischen wie viel die Herren Recensenten an dem Erstlingswerke auch noch auszusetzen hatten, dem Publikum selbst, das hier mit Vergnügen die Manier seiner Lieblingsschriftsteller nachgeahmt fand, bis zur Täuschung sogar, behagte es

desto besser, ja so gut, daß schon zwei Jahre darauf (1769) eine neue Auflage erschien, der noch 1781 eine dritte unveränderte (wogegen die zweite bedeutende Umarbeitungen erfahren hat) nachfolgen konnte. Auch wurde es ins Holländische übersetzt (1789), wie auch schon früher (1779) ein französischer Auszug erschienen war.

Was dagegen den jugendlichen Verfasser selbst betrifft, so scheint er die Ausstellungen der Kritik sich denn doch mehr zu Herzen genommen zu haben, als er sonst pflegte oder wenigstens, als er selbst merken zu lassen liebte. Denn auch dies gehört zu Hermes' Eigenthümlichkeiten und ist charakteristisch für den völlig rohen, völlig empirischen Standpunkt, den er als Dichter einnimmt, daß er überall eine gründliche Verachtung der Kritik an den Tag legt und die Recensenten, mit der Breite, die er liebt, durchweg nur als eigensinnige, grillige, kopfverdrehte Leute darstellt, die im Grunde selbst nicht wissen, was sie wollen, ja die nur ihre Lust daran finden, die Produkte Anderer mit hämischem Zahne zu zerfleischen. — Wiewohl Einiges davon auch auf den Geschmack der Zeit im Ganzen kommt. Die literarische, insbesondere die belletristische Kritik war noch etwas so Neues, so Ungewohntes in Deutschland, man war sich noch so wenig bewußt, wie Theorie und Praxis, Kritik und Production, als ergänzende Äußerungen einer und derselben geistigen Entwicklung, innerlichst zusammengehören, daß es im Gegentheil etwas völlig Hergebrachtes war, der stehende Witz gleichsam der damaligen Literatur, die Kritik zu verhöhnen und die Recensenten, als schwarzgallige, bärbeißige Federfuchser, nach Kräften lächerlich zu machen. —

Dennoch, wie gesagt, scheinen die Ausstellungen, die sie an der Fanny Wilkes gemacht hatten, für Hermes nicht verloren gewesen zu sein. Es war richtig, er sah es ein:

als bloßes Übungsstück, als bloßer Versuch, sich in die Form einzuarbeiten, mochte eine so crasse, so unmittelbare Nachahmung, wie die Fanny Wilkes, allenfalls gestattet gewesen sein; einem Erstlings-Schriftsteller, einem Anfänger mochte vergeben sein, sich sogar durch eine Täuschung (»so gut wie« u. s. w.) beim Publikum eingeführt zu haben. Das Gedränge war groß, damals wie jetzt; damals wie jetzt hatte das deutsche Publikum mehr Zutrauen zu fremden Schriftstellern, als zu seinen eigenen, las lieber Übersetzungen als Originale — es mochte ihm vergeben sein.

Nun aber galt es, die zweideutig erworbene Gunst des Publikums durch offene, selbständige That auch fernerhin zu behaupten; es galt, in die fremde Form, die er sich so glücklich angeeignet hatte, eigenen deutschen Inhalt zu füllen und nicht mehr einen englisirenden, sondern einen wahrhaft deutschen Familienroman herzustellen — einen Roman, spielend auf deutschem Boden, in deutschen Verhältnissen, voll deutscher Sitte, belebt von Figuren deutschen Blutes, deutscher Denkart!

Und hier nun muß ich den Leser ersuchen, sich jener kurzen und trocknen Skizze zu erinnern, welche ich oben von Hermes' äußeren Lebensumständen mitgetheilt habe. Vielleicht daß einzelne geringfügige Umstände dieses trivialen Lebensganges jetzt weniger einförmig, weniger trivial erscheinen, indem wir einsehen, daß dieselben in der That nothwendig waren und ein Wesentliches beigetragen haben, gerade Hermes zu dem zu machen, was er geworden ist: der Verfasser des ersten originalen deutschen Familienromans und somit also der Stifter einer Gattung, die noch bis in das laufende Jahrhundert hinein die Hauptnahrung unserer Lesewelt gebildet hat, ja die selbst in diesem Augenblicke noch nicht völlig ausgestorben ist.

Da fällt denn zuerst der Umstand ins Gewicht, daß Hermes gerade Theologe war. Wir wissen, daß der gesammten

Unterhaltungsliteratur, wie sie sich bis dahin bei uns entfaltet hatte, ein wesentlich und ursprünglich theologisches Element zu Grunde lag. Wobei auch wohl daran erinnert werden mag, daß fast alle Schriftsteller von Bedeutung, die bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns auftraten, die volksthümlichen, die eigentlichen Lieblingsdichter der Nation, ein Gellert, Klopstock ꝛc., alle ursprünglich von der Theologie ausgingen, wogegen die Poesie unter den Händen eines Hallers (des Arztes), eines Hagedorn (des Juristen) alsbald eine völlig verschiedene Richtung annahm: bis dann endlich Lessing, bewußter Weise mit der Theologie brechend und sich von vorn herein, mit klarer Einsicht, nur der Literatur, der Wissenschaft als solcher widmend, auch hierin den Grundstein eines neuen Zeitalters legte. — Und nun gar die theologische Breite, diese moralischen Betrachtungen, diese ganze pastorale, salbungsvolle Beredsamkeit, die der Familienroman bedurfte, so nothwendig, so unerläßlich, wie der Fisch das Wasser — wo hätte man sie hernehmen wollen, wem hätte sie zu Gebote gestanden, als allein einem theologisch Gebildeten?! — Wende man nicht ein, daß Richardson, der Schöpfer dieser ganzen Gattung, selbst nur ein armer Buchdruckergeselle gewesen: in dem englischen Leben lag, wie oben angedeutet, überhaupt theologisches, ja puritanisches Element genug, um auch jedem Laien ohne Weiteres eine gewisse geistliche Teinture zu geben.

Als ein zweiter nicht geringer Vortheil für Hermes zeigt sich sodann auch seine langjährige Hauslehrerschaft, indem sie ihm Gelegenheit verschafft hatte, das Innere des Familienlebens auf mannigfache Weise, in verschiedenartigen Verhältnissen, gründlich kennen zu lernen und sowohl in die Entwicklung jugendlicher, besonders auch weiblicher Gemüther, als überhaupt in die häuslichen Zustände der damaligen deutschen Welt belehrende und erschöpfende Blicke zu thun.

Drittens aber wurde sein Unternehmen auch durch die Landschaft begünstigt, in welcher Hermes, wenn nicht den größten, doch jedenfalls den wichtigsten, den folgenreichsten Theil seiner Jugend, ja seines Lebens, die eigentlichen Lehr- und Bildungsjahre zugebracht hatte, sowie durch die Zeit, in welche gerade dieser Aufenthalt gefallen war: die Provinz Preußen während des siebenjährigen Krieges. — Die Provinz Preußen zeichnete sich schon damals vor vielen anderen Gegenden Deutschlands durch die Kernhaftigkeit, die Selbständigkeit seiner Bewohner aus; es waren (ein argumentum ad hominem, aber gewiß ein unverächtliches) die Väter jener Männer, die zu Anfang unseres Jahrhunderts die preußische Monarchie vom Untergange zurückreißen, die Großväter derjenigen, die in unsern gegenwärtigen Tagen das gesammte Vaterland zu erhöhtem politischem Leben, zu Männlichkeit und Bürgersinn aufwecken sollten. Von fremden Elementen nicht bloß umgeben, sondern zum Theil selbst davon durchzogen, hatte sich der Gegensatz des deutschen Lebens hier um so kräftiger, um so nachhaltiger aus sich herausarbeiten müssen; deutsche Bildung, deutsche Sitte, deutsches Familienleben, tagtäglich von fremden Einflüssen bedroht, hatten, in inselartiger Abgeschiedenheit, um so tiefere Wurzeln schlagen, um so gesundere, stämmigere Zweige treiben müssen. Auch fehlten hier jene zahllosen kleinen Höfe, die in Süd- und Mitteldeutschland entnervend, entsittlichend auf das Bürgerthum einwirkten; selbst dem berliner Hofe war man eben fern genug, um sich von dem Glanze, der diese Stätten irdischer Hoheit zu umgeben pflegt, nicht blenden zu lassen. — Man erwäge ferner die Lage und Beschaffenheit des Landes. An den Küsten blühende Handelsstädte, ausgebreitete Seefahrt, ein wohlhabender, ja reicher Kaufmannsstand (denn man erinnere sich, daß Polen damals noch selbständig war und daß

noch keine kaiserlich russische Grenzsperre die Adern des preußischen Handels, des preußischen Wohlstandes unterbunden, wenn nicht gar zerschnitten hatte) — im Binnenlande dagegen Ackerbau, Landwirthschaft, kleines bürgerliches Gewerbe; dort ein buntes Gemisch von Nationen, Engländer, Franzosen, Russen, Schweden, den Blick erweiternd, eine bewegte und geistreiche Geselligkeit verbreitend — hier, im Binnenlande, wenig Verkehr, isolirte Lage und dadurch das häusliche Leben innerhalb der Familie um so inniger, um so tiefer ausgebildet . . . man erwäge dies Alles, sage ich: und man wird mir beistimmen, indem ich behaupte, daß, um deutsches Bürgerleben und Familiensitte zu studiren, es nirgend damals eine bessere Schule gab, als hier.

Und nun diese so eigenthümliche, so ächt deutsche Landschaft sah sich durch den siebenjährigen Krieg in eine Lage versetzt, die schlechthin als eine abenteuerliche bezeichnet werden muß. Man entsinnt sich, daß Ostpreußen, seit der Schlacht von Großjägerndorf (1757), also fast die ganze Dauer des siebenjährigen Krieges hindurch, sich bald ganz, bald theilweise in russischen Händen befand — als erobertes Gebiet? als russische Provinz? Niemand wußte es. Allerdings hatte ein russischer Gouverneur sich in Königsberg von Bürgerschaft und Behörden schwören lassen: aber wie das Kriegsglück wechselte oder auch nur wie die Intriguen am petersburger Hofe, die Launen einer Elisabeth, eines Peter des Dritten ꝛc. sich änderten, kamen die russischen Truppen und gingen, kehrten wieder und zogen ab, bekämpften und beschützten, bald feindlich, bald freundlich. Es war ein wunderlich gemischter Zustand, nicht rechter Friede und nicht rechter Krieg, militairische Gewaltthat dicht neben ungestörter bürgerlicher Ordnung, Kriegsscenen mitten in ruhigem Handel und Wandel, plündernde Kosaken zwischen fleißigen Bürgern — ein aben-

teuerlicher, barocker, ein Zustand (mit einem Worte), wie ein Romanschreiber ihn sich niemals besser wünschen konnte, ja der schon an sich selbst einem völligen Romane glich.

Es ist ein ziemlich allgemeines Schicksal nicht bloß der deutschen Politiker, sondern namentlich auch der deutschen Poeten, den Wald nicht zu sehen vor den Bäumen: ich meine, nach entlegenen und fremdartigen Stoffen zu greifen, statt, wie Altmeister Goethe räth, nur frisch hineinzugreifen ins Leben selbst — »und wo Du's packst, da ist's interessant.« Je seltener, wie gesagt, diese Unmittelbarkeit, und sogar nur das Auge dafür, bei unsern deutschen Dichtern ist, um so mehr Ehre macht es Hermes, die günstige Constellation dieser ostpreußischen Verhältnisse erkannt und seinen Roman mit sicherm Griff gerade in diese so überaus vortheilhafte Umgebung, nach Preußen, in die Zeit der russischen Occupation, versetzt zu haben. An der Ausführung läßt sich natürlich außerordentlich viel vermissen; der Gedanke selbst aber war ohne Widerspruch ein höchst glücklicher und hat, als solcher, auch zu der großen Verbreitung des Buches gewiß nicht wenig beigetragen.

Wenden wir uns jetzt zu diesem selbst. Es erschien zuerst im Jahre **1770** zu Leipzig unter dem Titel: Sophien's Reise von Memmel nach Sachsen. Der zweite Theil erschien noch in demselben Jahre, der dritte **1771**, der vierte und fünfte (und letzte der ersten Ausgabe) erst **1772**. Der Name des Verfassers war nicht genannt; im Gegentheil gab Hermes sich in Vorreden und Anmerkungen eine etwas outrite Mühe, die Vermuthung des Publikums irre zu leiten. — Die Form des Romans ist die Briefform: diejenige also, die nicht nur durch Richardson, so zu sagen, die mustergiltige, die Modeform des Romans geworden war, sondern die sich auch zur Schilderung von Gefühlen und in-

neren Zuständen überhaupt am Besten eignet: weshalb sie denn auch von diesem ganzen sentimentalen Zeitalter, von Gellert an, literarisch wie praktisch mit ungemeinem Fleiß cultivirt ward: bis endlich Goethe, in den Briefen des jungen Werther, auch dieser Richtung Abschluß und Vollendung gab. —

Nun endlich zum Inhalte unsers Buches.

Sophie ist die Tochter eines Herrn von Hohen**, den sie jedoch bereits in frühester Jugend verloren hat. Die Wittwe E. in Memel, wiewohl sie zwei eigene Kinder besitzt, eine Tochter, die an einen Major F. nach Sachsen hin verheirathet, und einen Sohn, Karl, der ganz und gar verschollen ist, hat Sophien an Kindesstatt zu sich genommen, und aufs Liebevollste für ihre Erziehung und Ausbildung gesorgt. Aber Sophie hat diese Liebe auch belohnt; sie ist ein vortreffliches Frauenzimmer geworden, sittsam, fleißig, dabei witzig und belesen. Nun lebt die Wittwe E. in Sorgen um gewisse wichtige Papiere, welche sie noch vor ihrem Tode ihrer Tochter, der Majorin in Sachsen, einzuhändigen wünscht. Aber sie selbst ist siebzig Jahre, die Straßen, in Folge des Kriegs, unsicher — wem soll sie die Besorgung dieser wichtigen Documente anvertrauen? Da fügt es das Glück, daß ein Bruder von Sophien, von dem sie jedoch seit ihrem vierten Jahre getrennt gewesen ist, nach Memel kommt, sie zu besuchen; er ist russischer Officier und reist zur Armee nach Schlesien. Diese Gelegenheit ergreift Sophie: sie will, im Schutz ihres Bruders, persönlich nach Sachsen reisen, die Tochter ihrer Wohlthäterin aufzusuchen und ihr die mehrerwähnten Schriften einzuhändigen. Die Reise geht vor sich: Mai 1761. Aber schon auf der ersten Station sieht der Bruder sich genöthigt, einen höheren Officier nach Warschau zu begleiten; er heißt die Schwester ihre Reise inzwischen

ruhig fortsetzen, in Königsberg werde er gewiß wieder mit ihr zusammentreffen.

So hätten wir Sophien denn nicht bloß auf dem Postwagen, sondern wir haben sie auch allein, ohne Schutz, allen Mühseligkeiten preisgegeben; die Abenteuer sind also eingeleitet.

Auch bleiben sie nicht lange aus. Unter der Reisegesellschaft, außer einem reisenden Pietisten, einem edelmüthigen Juden, einem windbeutelnden Franzosen und Anderen, die alle, mit ihrem Aussehen, Manieren, Gesprächen u. s. w. ausführlich und zum Theil nicht ohne Glück geschildert werden, befindet sich namentlich auch ein fremder, etwas geheimnißvoller Herr, anfangs unter dem Namen Herr Selten eingeführt, später als Herr Leff** erkannt. Derselbe erregt Sophien's Theilnahme in hohem Grade sowohl durch sein feines, vornehmes Benehmen, die Geschicklichkeit und Sicherheit mit der er die Unterhaltung zu lenken und einzelne interessante Fragen, über die Ehre, den Zweikampf ꝛc. Gesprächsweise abzuhandeln versteht — als ganz besonders durch den ritterlichen Muth, mit welchem er sie gegen die Zudringlichkeiten eines gewissen Majors schützt, eines Russen, an den ihr Bruder sie empfohlen hatte. In Insterburg müssen die Reisenden, wegen Mangels an Pferden, über Nacht liegen bleiben. Im Gasthof ist wenig Raum; dennoch ist Sophie so glücklich, ein eigenes Zimmer zu bekommen, das sie aus Vorsorge von außen verschließen läßt. In der Nacht erwacht sie . . .

Allein diese Scene, da sie die wichtigste des ganzen Buches, der Ursprung der ganzen romantischen Verwirrung ist, wird wohl am Besten mit Sophien's eignen Worten geschildert. Sie schreibt an ihre Mutter (I. 63 fgg.):

»Ich erwachte etwa zur Mitternacht aus einem angenehmen und sehr festen Schlaf, und sah, daß mein Nachtlicht

verloschen war. Sie wissen, daß ich die Schwachheit habe, im Finstern nicht schlafen zu können.«

»Ich besann mich, auf dem Tisch ein Feuerschlos gesehn zu haben. Ich stand also auf, und fand, indem ich das Papier an das Licht brachte, daß es nicht erloschen, sondern ordentlich abgeschneuzt war. Bedenken Sie, daß ich die Stube abgeschlossen hatte, und stellen Sie sich denn mein Schrecken vor!«

»Ich fuhr wie ein Bliz ins Bett, und hatte nicht das Herz ein Fenster, das offen stand, zuzuziehen. Nachdem ich mich lange unglaublich geängstet hatte, bestrafte ich meine Thorheit, und beredete mich, daß ich selbst, halb schlafend, das Licht ausgelöscht haben konte. Die Angst hatte mein Blut in die heftigste Wallung gesezt; iezt wolte ich schlafen, weil ich ruhiger war; und, da ich . . . wie Sie wissen, das Küle der Nacht nicht wol ertragen kan; so zog ich das Fenster an. Indem ich zurückkam und vor dem Tisch vorbei ging, sah ich, daß das Licht vorher schon viel weiter herabgebrant war, als in der kurzen Zeit meines Entkleidens möglich gewesen war. Zitternd von noch größrer Angst stieg ich also wieder in mein Bette — aber o Himmel! wie erstarrte ich, als ich auf demienigen Bette, das am untern Teil des meinigen stund, ganz deutlich einen Menschen im Schlafrock liegen sah.«

»Mich überfiel ein so heftiger Frost, daß meine Zäne laut zusammen schlugen. Ich betete, Gott sollte mich retten; aber ich konnte mein Gemüt nicht zur Ruhe bringen; denn ich bin nie einer Mannsperson so nahe gewesen Ich war gänzlich hülflos, und überdem (wie mein Durst mich sogleich erinnerte) eingeschlossen. Es ist unmöglich Ihnen zu sagen, was ich ausstand. Bald bemächtigte sich die Gewisheit des göttlichen Schutzes, mit der ich eingeschlafen war, meines

ganzen Herzens; ich hörte dann auf zu zittern. Bald glaubte ich, die Magd habe meine Ehre an irgend einen Bösewicht verkauft, weil dieser Mensch schlechterdings von ihr den Schlüssel bekommen haben muste. Bald glaubte ich, dieser Bösewicht könne sich schon am Tage hereingeschlichen haben. Und dann empörte sich meine ganze Natur in einem so entsetzlichen Grauen, daß ich nicht begreife, wie ich eine solche Zerrüttung habe überleben können.«

»Je mehr ich mich bemühete stille zu liegen, desto fürchterlicher ward alles. »Dies ist die Stille des Grabes!« das fiel mir auf einmal so wörtlich ein, als wenns mir wäre zugeruffen worden. O Gott, welche entsetzliche Angst empfand ich hier! Ich glaube, daß das Mark in meinen Knochen sich bewegte. Und was über alle Beschreibung geht, das ist, daß ich in dieser tiefen Stille keinen Odemzug dieses Menschen hörte. Neben einem Todten zu liegen — das ist freylich das sicherste, was sich für mich damals denken lies, aber mir war es schrecklicher als die Hölle.«

»In einer wahren Verzweiflung, und nachdem ich lange genug gehorcht hatte, ob ich nicht irgend eine Lebensbewegung hören würde, entschlos ich mich endlich, die möglichste Höhe der Angst, um der Qual los zu werden, auf einmal zu erfaren. Ich richtete mich in die Höhe, neigete mich über den Kopf dieses Menschen, hörte keinen Hauch — und ward wie vom Wetterstral gerührt, als er auf einmal träumend beide Arme über sich zusammen schlug.«

»Ich fiel leblos zurück. Ich hatte nicht das Vermögen zu schreien, nahm aber meine letzten Kräfte zusammen, die Decke fest über mich her zu ziehn. Hier glaubte ich ersticken zu müssen — bis ich mich unsinnig zu der allerverwegensten Unternehmung entschlos. O ich schäme mich, es Ihnen zu schreiben — ich entschlos mich, aus dem Fenster hinabzustei-

gen, weil ich auf keine andre Art der Gefahr entgehn konte. Zwar fülte ich schmerzlich die neue Gefar der ich mich aussetzte: aber Sie werden hernach sehen, daß mein Körper in einem erbärmlichen Zustande gewesen sein mus.«

»Sinnlos stand ich demnach auf, ging, (wie ich glaubte) leise an dasienige Fenster, das dem Licht am nächsten war, und öfnete es.«

»Hier sah ich, daß bey einer solchen Höhe das Hinaussteigen schlechterdings nicht möglich war. Ich blieb, wie versteinert, stehn. Die Furcht und ein kalter Nachtwind machten, wenigstens schien es mir so, daß mein Blut in allen Adern gerann, da ich überdem nur einen leichten Rock und die Schnürbrust anhatte, und am Halse leicht bedeckt, und an den Füßen ganz blos war.«

»Ich weinte, wandte mich mit starren Augen ins Zimmer, um die Gefar noch einmal anzusehn — und ach! der Wind hatte mein Licht ausgelescht! Schnell kehrte ich mich mit unaussprechlichem Grauen nach dem Fenster; iezt gänzlich ausser mir sezte ich schon einen Fus ins Fenster, als der Wind das Fenster mir gegen die Stirn warf. Dies betäubte mich so, daß ich sinnlos zurücksank. Was iezt noch geschah, weis ich nur dunkel. Ich flog mit starrer Zunge nach dem Bett; und fiel, da ich mein Bette verfehlte, ohne Empfindung auf den Herrn Selten hin — denn Herr Selten selbst wars, der mir diese unsägliche Angst gemacht hatte.«

Die Situation ist pikant, nicht wahr? Sie könnte im Eugene Sue stehen? Aber sie soll noch pikanter werden. — Da Sophie wieder zu sich kommt, findet sie Herrn Selten vor ihrem Bette sitzend. Er versichert, das Zimmer irrthümlich als das seine betrachtet, von ihrer Anwesenheit aber nicht das Mindeste bemerkt zu haben; er betheuert, die Ehrfurcht,

die er ihr bis dahin an den Tag gelegt, mit keinem Gedanken verletzt zu haben; er bittet sie, jedes Aufsehen zu vermeiden, wenn sie nur einigermaßen ihrer Umstände bewußt sei . . . (p. 73):

»Sobald Herr Selten die letzten Worte »wo Sie sich »nur einigermassen Ihrer Umstände bewust sind« ausgesprochen hatte, bemächtigte sich eine gänzliche Betäubung meines Gemüts. Ich sank aaf seine Schulter. — Ich weiß nicht, ob ich etwas sagen wolte, aber meine Zunge war gebunden. Das weis ich, daß ich mit aller Stärke meiner Arme seine Hände drückte.«

»Unmöglich kann ich Ihnen hier das Betragen dieses Mannes beschreiben. Er sah mich mit zärtlicher Verwirrung an. »Ich freue mich . . .« glauben Sie geliebteste . . . »aber . .« O Weib! wer bist du« (mit einem entsetzlichen Gesicht — und, indem er von seinem Stul aufsprang und mit grosser Gewalt seine Hände losriß, und mich aufs Bett zurückstieß) »Geh vermaledeite Larve!«

»Ach! ich kan die Feder nicht halten — mein Herz zerfliest in Reue und Anbetung! Nur noch wenige Worte.«

»Er ging scheu ans Fenster — und ich schwamm in Tränen in augenblicklicher Gefar zu ersticken. — Er hörte endlich mein Wimmern.«

»Sagen Sie mir wer sind Sie?«

»O mein Herr! eine unschuldige, aber iezt ihres Ver-»standes beraubte, eine unbegreiflich verlaßne Person . .«

»Ich rang die Hände, lag vor ihm auf den Knien und hob die Augen, die mir unerträglich schmerzten, zum Himmel empor.«

»O Heuchlerin, sagte er zitternd, du spottest Gott, und »wilst meine Sele verderben!« Er ging langsam nach der

Thür, Ich kroch zu ihm hin, faßte seinen Schlafrock und schrie: »Erbarmen Sie sich!« Mehr konte ich nicht sagen; ich fiel aufs Gesicht, ohne Hofnung gedemütigt.«

»Was soll ich?« sagte er mitleidig.

»Ach! aus Erbarmen meine Kleider . . und hierbleiben . .«

»Er reichte mir meine Kleider, und richtete mich auf. »Ach Gott, sagte er, wie er mich ansah, Sie sterben.« — »ach! Sie sterben!«

»Und mein Leben war nahe bei der fürchterlichen Scheidung! — Aber die Langmut Gottes . . o meine Mutter! was werde ich Ihnen mündlich sagen! »Ruhig!« sagte ich; »der barmherzige Gott, dem ich gedient habe, wird mir erst »vergeben, — und mich dann sterben lassen!«

»Er wandte sich mildeweinend von mir und stelte sich ins Fenster. Ich kleidete mich in mein Ueberkleid, schnell, wie im Erdbeben, und in meinen Ohren schallte unaufhörlich »die Sünde, wann sie vollendet ist, gebieret sie den Tod.« Nur Gott versteht, das, was in meiner zagenden Sele vorging. Ich hoffe Vergebung: aber ich kan nicht — o nein ich kan nicht wissentlich ihn beleidigt haben. Was war ich? — sein armes Geschöpf, von dem er seine Hand abzog! — Doch ist dies nicht eine Lästerung? — Wie? wird meine verscheuchte Sele, wird mein iämmerlich hingerisner Körper mir eine gültige Entschuldigung seyn können? Alle Kraft meiner Sele widersetzt sich dieser Hofnung! Ich bin ohn Entschuldigung! Ich kan nicht grausamer gemartert werden!«

»— Dieser Auftritt malt sich vor meinen Augen, und bleibt unverrückt stehen — und ist zu meinem Grauen immer vor mir!«

»Ich weis nicht, ob ich Ihnen den Ausgang werde erzälen können?«

»Mein Schmerz war stumm und tränenlos. Ich wünschte mir die Finsternis der tiefsten Nacht — und das war doch nur Schande vor Menschen!«

»Er machte eine Bewegung sich umzukehren, wie ich angekleidet war. Ich saß in einer Ecke des Zimmers, und sank auf meinen Schos. Ich glaubte in den Tod zu sinken.«

»Er ging einige mal das Zimmer auf und ab mit niedergeschlagenen Augen. »Darf ich Sie fragen, sagte er, in»dem er stehen blieb, ob Sie vor mir in diesem Zimmer »gewesen sind?«

»Ich wuste es nicht, und konte nicht sprechen.«

»Er seufzte, faßte meine Hand, und wiederholte seine Frage.«

»Ich wies mit dem Finger auf das Licht.«

»Er verstand mich. »Ich habe das nicht gewust,« sagte er mit einer bittenden Stimme.«

»Ich antwortete mit einer Verbeugung, denn was solte und konte ich ihm sagen?«

»Sie vergeben mir also!« sagte er.«

»Ich weinte.«

»Können Sie, fuhr er fort, iezt ohne Gefar allein »bleiben?«

»Hier bekam ich die Sprache wieder. »Wo gehen Sie »hin?« fragte ich ihn bange.«

»Ich will, antwortete er, die Masregeln nehmen, die »dieser unglückliche Vorfall für Ihre und meine Ehre nöthig macht.«

Diese Maßregeln bestehen denn nun darin, erstens, daß er Sophie bei den Wirthsleuten für seine Frau aus- — und zweitens, daß er ihr ein Schlafpulver eingiebt!! Dies Letztere jedoch, sehr antiromantisch, bloß, um Zeit zu gewinnen zu einer langen, ausführlichen Epistel an Sophie, in welcher er

sie um Verzeihung bittet wegen seines unziemlichen Verdachtes und ihr nebenher seine, wie man aus dem Bisherigen schließen kann, völlig Grandison'sche Grundsätze über den Umgang mit Frauenzimmern auseinanderzusetzen — nämlich erstens: »lieber alles zu wagen als mit einem schönen Frauenzimmer in einem so kritischen Zeitpunkt, als der Ihrige war, allein zu seyn; zweitens, daß ich entweder gar nicht oder doch wenigstens dann nicht, wann es noch möglich ist, daß man einige mir vortheilhafte Gesinnungen gegen mich fassen kan, ein Frauenzimmer küssen mus; drittens einem Frauenzimmer, hauptsächlich einer gereizten Person niemals etwas Schmeichelhaftes zu sagen« (p. 83, 84).

Endlich, in Begleitung einer zufällig dazu kommenden Predigersfrau, einer unbedenklichen Ehrenwache also, setzen auch Herr Selten und Sophie ihre Reise fort, nachdem die übrige Gesellschaft schon längst mit der Post vorangegangen. Auch hier giebt es wieder sehr angenehme Reisegespräche, die Sophie denn jedesmal in vollster Ausführlichkeit an ihre Pflegemutter berichtet, namentlich diesmal über die deutsche Literatur, speciell über Romanliteratur. — Da der Verfasser diese Gelegenheit benutzt hat, seine Theorie auseinanderzusetzen über das Wesen des Romans und wie ein wahrhaft guter Roman beschaffen sein müsse, das heißt also, die Theorie, aus welcher auch seine Sophie hervorgegangen ist, so wollen wir auch diese Stelle hier einrücken. Die Sprechenden sind zunächst Herr Selten und die Predigersfrau. Die letztere, die von der französischen Colonie ist, wirft ein:

»Aber Ihre Romane!«

»Nun? unsre Romane? Sie haben viel dran auszusetzen, »nicht wahr?«

Ich gesteh es. Sie haben noch kein Original. (Ja, wer hier hätte reden dürfen!)

»Ich tadle die Nachahmer ietzt sehr; aber vormals . .«

Sie haben recht: man muste der Nation einen Geschmack beybringen. Vorläufig aber mus ich Ihnen sagen, daß ich nur wenige und nur die guten gelesen habe.

»Ich habe auch nur wenige gelesen. Viele lesen müssen, »das wäre ein Strafgericht, obgleich in allen — es versteht »sich daß wir nur von den gesitteten reden — Züge zum »Bilde des Herzens zu finden sind, die man nur da samm»len kan: denn wenn Romane Gedichte sind, freie und in »den mehresten Theilen leichte Gedichte: so kans nicht fehlen »ein ieder mus das reine Feuer des Genie hie und da auf»blicken lassen. Sie haben mir, ehe ich hoffen durfte die »grosse Welt zu sehen, grosse Dienste gethan. Wir würden »von Frankreich und England wenig wissen, wenn man uns »nicht von da Romane schickte. Doch wir reden nur von den »unsrigen. Ich tadle ietzt die Nachahmer. Wir sind von die»ser Art der Arbeit des Genie ietzt schon so gut belehrt, daß »wir aus unserm Eigentum Werkstätte anlegen, und unsre »eigne Produkte zurichten könten. Aber nicht alle sind Nach»ahmer die es zu seyn scheinen. Ists nicht ganz erlaubt die »Seiten vorzustellen, die schon Andre aufgedeckt haben, nur »mus man ihnen einen andern Tag geben. Wenn denn doch »Aenlichkeiten bleiben, so hat man nicht eben nachgeahmt. »Ists zum Beispiel Nachahmung, wenn ich einen Zweikampf »einfüre. — Ja das hat Richardson schon gethan! — davon »ist nicht die Rede. Die Spanier hatten es längst vor dem »grossen Richardson gethan, und doch widerspricht (ausser ei»nigen hadernden Geistern) niemand dem »dies ist der schöpfe»rische Geist 2c.« es frägt sich nur ob Richardson weniger, »oder mehr, oder ob er dasselbe gesagt hat?«

»Ferner. Warum gefallen uns die englischen Romane »besser als die französischen — oder, ich will etwas zugeben:

»warum haben uns die Nachahmungen nach den Engländern »gefallen? Nicht wahr, in diesem Stück haben wir mit den »Engländern Einen Geist? Gut! das ist also unser Ge- »schmack, den mus ich haschen auf die Gefar ein Nachahmer »zu heissen. *)«

»Ich glaube also dem das Original nicht absprechen zu »können, der Karaktere schildert, die schon Andre gezeichnet »haben: denn ist die Natur nicht allenthalben dieselbe? Nur »fordre ich, daß er diese Karaktere durchaus in eine andre »Lage setzen mus, als die war, in der er sie fand. Ich »kan auch dem das Original nicht absprechen, der den Styl »nimt, der in Deutschland gefiel. Nur fordre ich, daß er »sich ihn eigen gemacht habe. Und überhaupt man geht hier »zu strenge, strenger dünkt mich, wie in Beurteilung andrer »Schriften. Wer mehr Original als Kopie — doch das ist »zuviel gesagt — als genommne Gelegenheit, hat, der dächte »ich müste aufgemuntert werden . .«

Aber was fordern Sie denn von dem Deutschen der einmal Original werden wird? (Hier horchte ich, denn Gellert lag mir sehr am Herzen.)

»Ich kan Ihnen in Wahrheit nicht bestimt antworten, »da die Beurteilungen der schwedischen Gräfin nicht mehr so »in allen Händen sind, daß man nachsehen könte, was die »Kunstrichter damals noch forderten. — Man wird scheu. Ich »würde zum Beispiel, um Original zu werden, einen Ver- »such machen, und dann auf das Urteil der Richter (aber »auch ieder Leser und iede Leserin wäre mein Richter) mög- »lichst acht haben. Und sehen Sie hier was ich versuchen »würde. Ich würde durch einen ganzen Roman das Interesse »teilen, so daß man ämsig lesen müste, um zu erfaren, an

*) *„Hac sit iter, manifesta rotae vestigia cernes."* OVID.

»wem denn das Herz am meisten Anteil nehmen soll; ich
»würde die Epochen unterbrechen; ich würde die Geschichte
»der Personen dem Ansehen nach einschieben, aber hernach
»zeigen, daß ich vorherwuste, ich würde keiner dieser Erzä-
»lungen entbehren können; ich würde den Leser in der Mei-
»nung lassen, die als Hauptperson angegebne Person könne
»das nicht seyn, wofür der Titel sie erklärt, und nur spät
»zeigen, daß eben sie die ganze Geschichte von Anfang bis zu
»Ende wenden konte: dazu würde ich ein Individuum wälen,
»das nur in so fern Hauptperson seyn kann — etwa einen
»ganz Fremden — oder ein Kind, und dies Kind müste ein
»Kind bleiben; ich würde bei aller Abwechselung der Bege-
»benheiten standhaft einem ernsthaftern Zweck folgen als andre,
»und zu dem Ende die tragischen Vorstellungen so häuffen,
»daß man sehen müste, die Begebenheiten sind mir nicht un-
»terwegs entgegen gelauffen; Ich würde zwar nicht mit dem
»abentheurlichen, aber wol mit dem wunderbaren einen Ver-
»such machen, um zu erfaren ob dieser Geschmack so allge-
»mein ist; ich würde auf die möglichstnatürliche Art die Er-
»wartung der Leser auf den entscheidenden Punkt führen —
»und sie dann schlechterdings täuschen und vielleicht nach eini-
»gen Jahren mich wieder mit ihnen auszusönen suchen, wenn
»etwa mein Herz sich in Absicht der Liebe anders belehren
»liesse, oder wenn die Deutschen durchaus etwas aus der
»Wochenstube hören wolten. Und dann wäre ich mir bewust,
»daß ich nicht auf betretnem Wege habe gehen wollen und
»daß ich nicht kopirt habe; dann wäre ich vielleicht so kühn
»dieses gütige Urteil und nur dieses zu erwarten; dann würde
»ich aber beleidigt werden, wenn man mir sagen wolte »ich
»sei bey meiner ersten gedruckten Schrift von dieser Art, Ori-
»ginal geworden.« Versicherte man mich aber, »ich könne
»es nie werden:« so . . nun, so würde ich mir die Freiheit

»nehmen, in aller Demut zu zweifeln, und meinem Schreib»pult — vielleicht einem Verleger mitzuteilen, was ich ge»dacht habe, als man die Lauge über mich her gos.« (Alles gut; aber was heißt die impertinente Einschaltung »wenn mein Herz in Absicht der Liebe sich anders belehren liesse?«)

Ich wolte eben fragen, was Sie denn mit dem Urteil der Kunstrichter machen würden?

»Nun ich würde es mit dem Urteil guter Leser zusam»men halten, und dann — ich kann mir nicht helfen — die »Mehrheit der Stimmen — und nur die entscheiden lassen. »Denn würde ich in einer zweiten Schrift dieienigen Fehler, »die nur die Kunstrichter gerügt haben, wieder begehen, da»mit sie wieder gerügt, und iezt von irgend einem bessern »Kopf als meiner, gänzlich vermieden würden — denn ich »werde nicht ruhig seyn, bis wir einen guten Roman haben, »damit endlich iene stinkende Blätter im Aretinschen Geschmack »aus den Buchläden und aus den Händen einiger Schönen »verschwinden müsten.«

Würden Sie aber von den Meistern nichts entlehnen?

»Und was?«

Nicht dem Richardson seine immer karakterisirende Style? nicht dem Fielding seinen Plan abborgen?

»Ei warum nicht den Wagenseil sein *Caprice?* dem »Quanz seinen gespitzten Hauch? dem Spalding das Runde »der Perioden? dem Winkelmann seine Laune? dem Graun »seinen Gram? dem Rammler seinen Gang der Ode? — »oder dem Löwen seine Mähnen?«

Doch wenigstens diese Muster nehmen?

»Nachahmen wollen Sie sagen.«

— Ei! warum schelten wir denn so? (denn ich konte mich hier nicht halten: oft möchte ich selbst Briefe der *Sévigné* erfinden, um nur noch einmal so etwas zu lesen.)

»Wir schelten so, weil Troßbuben unter den Schrift-
»stellern haben nachahmen wollen, und — »*Dieu nous soit en*
»*aide!* noch nachahmen.« (Ja dachte ich, woran soll aber
so ein armer Sünder wissen ob er ein Troßbube ist?)

Etwas aber würde ich ungescheut nachahmen — die Fiel-
dingschen Ueberschriften.

»Ich auch; denn die gefallen uns, wie allen Völkern —
»so, daß man sie Fieldingsche nennt, recht als wenn Er sie
»erfunden hätte:« (So hat er wenigstens viel Glück damit
gemacht, denn ich meines Teils habe ihn auch für den Er-
finder gehalten) »und ich würde ihrer vorzüglich bedürfen,
»weil wie ich gesagt habe, mein Roman sehr viel Ernsthaftes
»haben würde — die Rolle eines Lustigmachers, eines Zeitver-
»treibers wird mich nie aufs Theater leiten, und es ist über-
»haupt sehr schwer einen unschädlichen, und fast eben so schwer,
»einen bessernden Roman zu schreiben.«

Auch seine Einleitungskapitel werde ich nachahmen.

(Ich weis nicht warum Herr Selten hier zweideutig aus-
sah? Vielleicht kan nur Fielding selbst solche Kapitel machen?
Vielleicht schicken sie sich auch in einen Roman nicht, den auch
ernsthafte Personen lesen sollen? Ich dächte doch es käme auf
einen Versuch an.)

Aber noch eine Frage. Wissen Sie daß auch ihre besten
Romane nachahmend aussehen?

»Ja, denn wir wälen, ich weis nicht warum? fremde
»Länder zu unserm Schauplatz.«

Eben das will ich sagen. Engelland und Frankreich mus
seine Romane mit reizendem Interesse lesen, weil die Begeben-
heiten im Lande vorgehen. Hier dächte ich würde man in
Deutschland Original werden: man dürfte nur die Geschichte
in eine oder mehr bekante Provinzen verlegen, die Städte
und Personen nennen — den Herrn Western Herr Jäger, den

Milord Blak Herrn von Schwarz, die Mistreß Miller Jungfer Müllern, die Mademoiselle *de Beauchamp* das Fräulein von Schönfeld u. s. w.

»Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß das letzte gar »nicht angeht; dazu ist unsre Nation nicht frei genug. Und »was das erste betrifft . . ich weis nicht . . doch käme es »auf einen Versuch an; hätte der Verleger Bedenklichkeiten »einen Roman zu verlegen, wo der ungesittete Student in »Jena, der tapfre Officier in Berlin, oder der schöne Geist »in Wien, oder der grosse Spieler in Labes aufgeführt würde: »so könte man wegstreichen, und Genf anstatt Jena, Kopen»hagen anstatt Berlin, oder Paris anstatt Wien, und London anstatt Labes setzen« ꝛc. ꝛc.

So kommen die Reisenden, in guten Frieden, bis nach Wehlau, in der Nähe von Königsberg: als Herr Selten plötzlich von einem russisch sprechenden Bedienten (man beachte wohl, wie alles Romantische, Abenteuerliche hier regelmäßig als russisch auftritt; auch Herr Selten selbst ist einigermaßen russificirt: er spricht russisch, er trägt reiches russisches Pelzwerk, der Jude will ihn in Sibirien gesehen haben u. s. w.) auf geheimnißvolle Weise abberufen wird, Niemand weiß, wohin. Nach mehren Tagen ängstlichen Wartens, muß Sophie sich endlich entschließen, die Reise ohne ihren Ritter, nur von der Predigersfrau begleitet, fortzusetzen. Unterwegs hat sie noch Gelegenheit, Herrn Selden einen Gegendienst zu leisten, dadurch, daß sie den russischen Major, den Selden zu Anfang der Reise so mannhaft zurecht gewiesen und der ihm dafür hier einen Hinterhalt legt, auf eine falsche Fährte bringt und somit den — darf man sagen: Geliebten? errettet. — Kaum jedoch in Königsberg angekommen, muß auch die Predigerfrau sie verlassen und — arme Sophie! der erste Mensch, an den sie sich wendet, ihr eine Wohnung nachzuweisen, ist

ein Kuppler, der sie vor ein Bordell führt und sie ganz gewiß auch hineingeführt hätte, wo denn die Scene aus dem Gasthofe zu Insterburg vermuthlich ein bedenkliches Seitenstück gefunden haben würde — hätte nicht das gute Glück gerade in demselben Augenblick Herrn Puf van Vlieten herbeigeführt: Pfuf van Vlieten, Schiffskapitain aus Königsberg, Besitzer einiger Tonnen Goldes, die gröbste, plumpste, aber auch die ehrlichste, die großmüthigste Haut, welche die Erde trägt. In der That ist dieser Puf, mit einigen unbedeutendern Figuren, wie der Jude ꝛc., die vollendetste Gestalt des ganzen Buches und wirklich eine lebendige, eine Gestalt wahrhaft von Fleisch und Blut. Gleich sein erstes Auftreten ist höchst ergötzlich: er hat Sophien, nachdem er sie aus den Händen des Ruffian befreit, an den Strom geführt, wo sein Schiff liegt; die Dame, an welche Sophie ursprünglich adressirt war, heißt Debeau. Herr Puf van Vlieten flucht (I., 175):

»Pots dausend, Madame *Debeau!* Du, Schlingel, »*Cornelis*, wo wohnt die?«

»Ein Schiffsiunge so schmutzig ostindianisch, wie man es von einem Schifsiungen fodern kann, kam hier hervor, und gestand die sehr glaubliche Sache, »daß er es nicht wisse.«

»Nun ich werde Sie bey die Madame *van Berg* brin»gen lassen, das ist meine Schwester; Sie klingt wol nicht so »französisch als die Madam *Du Veau*, aber sie ist eine Frau »wie ein *David!* Sie wird Ihnen ein Stübgen geben, und »morgen werden Sie ia denn sehen. Du, *Cornelis*, bring »das Frauensmensch hin, und ich würde gleich kommen, und »hörst du?«

Was war zu thun? Ich ging; der Junge pfiff vor mir her, und bald darauf kam der Schiffer vermutlich durch einen nähern Weg neben mir. Er zupfte mich beim Arm, winkte mir, und schlug den Knaben auf den Mund. »Da,

»ist ein Stöpsel auf die Pfeiffe; must du Flachsrekel dich in »Gegenwart einer Dame so aufführen?« —

»Gut dachte ich, iezt ist doch das Frauensmensch zur Dame geworden.«

»Wir wollten gleich in das Haus seiner Schwester gehn, als aus einer Quergasse derselbe Mensch der mich geführt hatte, herauskam, aber so gleich umkehrte.«

»Hier, schrie mein Schiffer, hier, pst, holla, Herr Bunt-»rok, wo wohnt Madame *de Veau?* Merkt er nicht wieder »ein Jüngfergen? Lekt er sich nicht das Maul? Hat er auch »nicht mit dem Wagenmeister gesprochen?«

»Der Mensch kehrte sich um und kam mit halb trotzigen halb furchtsamen Gesicht zu uns.«

»Ach sagte der Schiffer, indem er auf mich wies, gelt »Junker, das wäre ein gefunden Fressen gewesen?«

»Kerl,« sagte der Mensch, und hob den Stock auf.«

»Kind, Kind!« antwortete der Schiffer in einem tieffen Ton, und winkte ihm seitwärts — und der Mensch ging.«

In dem Hause der »Madame van Berg« nun findet nicht nur Sophie die gastlichste Aufnahme, sondern auch der Roman selbst bekommt hier Gelegenheit, sich (daß ich so sage) auszuruhen, es sich bequem zu machen in Episoden und Abschweifungen, wie der Verfasser sie gern hat und wie der einmal beliebte Faden einer Reise sie auch allerdings begünstigt. — Frau van Berg hat zwei Töchter, Julchen, die Sanfte, Sittliche, und Koschgen (d. i. Konkordia), »ein zweideutiges aber auch schönes Mädchen.« Julchen hat ein zärtliches Verhältniß mit einem Herrn Schulz, einem armen Studenten, der im Hause einer Frau *räthin Informator ist — einer Frau von großem Reichthum, aber noch größerer Rohheit der Sitten, die dem Verfasser erwünschte Veranlassung giebt, den bornirten Geldstolz, die Eitelkeit auf äußere Verhältnisse, die

»femme comme il y en a beaucoup« in ihrer ganzen widerwärtigen Plattheit zu schildern. (I. 189. 246 ꝛc.)

Nur leider allzutreu zu schildern: denn er selbst wird darüber unaussprechlich platt und widerwärtig. Es ist Wahrheit in der Schilderung, ja, und selbst noch heutzutage ist das Geschlecht dieser * räthin nicht ausgestorben. Aber was Hermes nur allzuhäufig begegnet und was überhaupt für unsern gesammten Familienroman charakteristisch ist: in dem Bestreben recht natürlich zu sein, wird er gemein; er weiß das Maß nicht zu finden, das Maß der Schönheit; seine Wahrheit hört auf, künstlerisch zu sein, sie ergötzt nicht mehr, sie genirt. Oder was meint der geneigte Leser zu nachstehender Schilderung (p. 189): »Die Frau, bey der wir speisten« (das ist eben die Frau * räthin) »ist bläulicht-weis, braunes Haar. Augen die noch unter dem Braun sind. Violette Lippen. Platte Wangen, die, ob sie gleich noch jung ist, herabhängen wollen. Ein starker Odem. Eine Sprache — im Ton »Holt Fische!« Ein Busen der der Natur unter den Händen verunglückt ist, und der zur Warnung derer, die auf das Herz schliessen können, das hier wont, aufgedeckt da liegt. Hände wie der Neid, gelb und hager. Dicke Finger, voll Warzen. Grosse Schritte« ꝛc.

Die bescheidene und zurückhaltende Art jedoch, mit welcher Herr Schulz die Brutalitäten dieser Frau erträgt, gefällt Sophien; sie billigt Julchens Neigung, ja sie macht, da Frau van Berg von dieser Liebschaft durchaus nichts wissen will und jeden Verkehr untersagt hat, die Mittelsperson zwischen den beiden Liebenden, besorgt ihre Briefe, unterstützt ihre Zusammenkünfte — kurz, sie steigt willig von der Rolle einer Hauptperson zu der minder glänzenden einer Vertrauten herab.

Aber nicht ungestraft. Während Herr Puf van Vlieten,

bezaubert durch Sophiens Schönheit, ihr vergebens Hand und Herz anbietet, erblickt Herr Schulz (der inzwischen mit einem Mal aus einem armen Studenten ein reicher Mann und Hofrath, damit aber auch aus einem sittsamen, bescheidenen Jüngling ein verruchter Spieler und Wüstling, ein Lovelace aus einem Grandison geworden ist — Umwandlungen, welche die Leser unsers Hermes sich müssen gefallen lassen, ohne weiter nach Warum und Wie zu fragen)... Herr Schulz, sage ich, erblickt in dem freundschaftlichen Entgegenkommen der schönen Sophie eine Art eigener Liebeserklärung; er bricht das Verhältniß mit Julchen jählings ab, stellt Sophien nach; Julchen wird todtkrank, ihre Mutter wüthet, Verwirrung und Jammer überall!

Aber, wird der Leser fragen, warum sagt Sophie denn einem so reichen, so wackern Manne, wie Herrn Puf, nicht zu und endet dadurch die ganze Geschichte? — Allein erstlich soll die Geschichte noch nicht geendet werden — Pamela hat sechs, Grandison acht Bände: wie könnte Sophien's Reise mit zweien zu Ende gehen?! Sodann aber hat Sophie auch die Entdeckung gemacht, daß ihr geheimnißvoller Reisegefährte, Herr Selten, den sie jetzt endlich unter seinem wahren Namen Leff** kennen lernt, von frühern Zeiten her ein genauer Freund des van Berg'schen Hauses; Julchen weiß ihr Vieles von ihm zu erzählen, und zwar lauter Schönes, Edles, Rühmliches; ihr Interesse für ihn erwacht mit neuer Heftigkeit, sie hofft mehr als jemals, er werde wieder von sich hören lassen . . . .

Also, meint der Leser, liebt Sophie Herrn Leff**? Das eigentlich auch nicht; sondern dies, um eine Stelle hier vorauszunehmen, die der Verfasser selbst zwar erst im letzten Bande angebracht hat, und auch hier sichtlich erst ex post, um die Willkür seiner Geschichte wenigstens nachträglich zu

beschönigen und eine Art von Princip, von Einheit hineinzubringen — dies ist die eigentliche Tendenz, die eigentliche Grundlage des ganzen Buches (V, 442): Sophie und ihr, wie der Leser bald erfahren wird, unglückliches Schicksal soll dazu dienen, »nach dem ganzen Maß unsrer Kenntniß und Erfahrung die Sprödigkeit und alles, was unter diesen weiten Titel gehört so verhasst zu machen, als einige gutgesinnte Sittenlehrer die Frechheit verhasst gemacht haben.« Mit andern Worten also: Sophie soll das Bild einer Kokette sein, einer Kokette, die vielleicht selbst nicht einmal weiß, daß sie es ist, die aber doch durch irgend ein je ne sais quoi ihres Wesens der Welt Veranlassung giebt, sie dafür zu halten. —

Und wirklich knüpft sie zu derselben Zeit, da die Angelegenheit mit Less**, Puff und Schulz noch im besten Gange — oder richtiger, in der besten Verwirrung ist, ein neues, viertes Verhältniß an, wenn auch ein sehr ehrbares, sehr unsträfliches. Sie lernt einen Prediger der Nachbarschaft kennen, Herrn Gros in Haberstroh. Das ist das Seitenstück zu Herrn Less**: wie dieser der vollendete Kavalier, der Mann von Welt, wie er sein soll, so Herr Gros das Ideal eines Geistlichen. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Behaglichkeit, welchen satten, vollen Farben der Theologe Hermes dieses theologische Kabinetsstück ausmalt; daß er damit bei seinen Zeitgenossen den lebhaftesten Anklang fand, wenigstens bei einem großen Theil derselben, daß namentlich Lavater und also auch der ganze große Lavater'sche Schweif, der ganze damalige »parfümirte Pietismus«, an diesem Christusbild von Pastor seine innigste Freude hatte, wird man sich aus der früher mitgetheilten Stelle der Physiognomik entsinnen.

Nur einen dummen Streich freilich hat auch dieser Aus-

bund priesterlicher wie menschlicher Vollkommenheit gemacht — einen dummen, wenn auch allerdings einen außerordentlich edlen und zartsinnigen! Ein adeliges Fräulein hat sich in den bürgerlichen Pastor verliebt; sie will sterben, da er, in richtigem bürgerlichen Respect, aus Furcht vor einer Mißheirath, die angetragene hochadlige Hand nicht anzunehmen wagt. Das rührt sein priesterliches Herz denn doch; obschon voraussehend, welch Elend, trotz aller Cautelen, die er trifft, aus dieser Ehe für ihn erwachsen wird, willigt er endlich dennoch in die Heirath. Die Geschichte dieser Ehe nun, der Hochmuth der adligen Pastorsfrau, ihre plötzliche Bekehrung auf dem Todbette, ihr wunderliches Testament, Groß' wunderlichere Entsagung, sowie überhaupt die ferneren Schicksale dieses Heiligen von Haberstroh füllen einen großen, ja den größten Theil des Buches; Alles, was der Verfasser über Adel und Bürgerthum, über Mesalliancen, über Priesterthum, Kirchenverfassung ꝛc. auf dem Herzen hat, wird hier in breitesten Strömen ausgeschüttet. Dabei sind die Schilderungen größtentheils wieder von unerträglicher Plattheit; namentlich die gnädige Frau Pastorin ist ein würdiges Seitenstück der oben erwähnten Frau *räthin.

Nun aber wird man sich wundern, woher Sophie nur die Zeit nimmt, alle diese und noch unzählige andere Bekanntschaften, die dem Verfasser alle zu ebenso vielen Episoden und Nebenfiguren verhelfen, zu machen; die wichtigen Documente der Pflegemutter, die Zusammenkunft mit der Majorin in Sachsen — was, potz Tausend, thut sie so lange in Königsberg?

Ganz einfach: sie wartet auf ihren Bruder. Zwar der geneigte Leser, aus der eigenen Correspondenz dieses Bruders an den russischen General Tscherney, weiß bereits, daß es gar nicht wirklich Sophiens Bruder, daß es ein abscheulicher

Spitzbube ist, der seinen Namen Traiter (traitre: Verräther) mit Recht führt. Der russische General hat Sophie in Memel zufällig gesehen; ein arger Wollüstling, wie er ist, hat er Traiter, seinem Untergebenen und Spießgesellen, den Auftrag ertheilt, das Mädchen, durch List oder Gewalt, in seine Hände zu liefern. Unvorhergesehene Umstände haben Traiter bis jetzt gehindert, diesen verruchten Plan zur Ausführung zu bringen. Jetzt, unter der Maske des Bruders, schreibt er Sophieen, sie solle sofort nach Danzig aufbrechen; dort werde sie ihn finden. In Danzig also oder auf dem Wege dahin soll der Schlag geschehen.

Sophie, nichts ahnend, bricht nach Danzig auf. Der Tag ihrer Abreise von Königsberg wird durch neue, entsetzliche Ereignisse in der van Berg'schen Familie bezeichnet. Daß Julchen, vor Gram um den ungetreuen Schulz, todtkrank geworden ist, wissen wir bereits. Aber auch Koschgen, die zweite Tochter, hat ihre Avantüren. Sie ist mit einem Bekannten van Blietens, Herrn Malgré, einem jungen Kaufmann, verlobt. Da plötzlich entdeckt sich, daß sie — schwanger ist, von einem Italiener, einem Sprachlehrer, der einige Zeit im van Berg'schen Hause verkehrt und sich seitdem aus dem Staube gemacht hat. Malgré, dem es nur um eine fette Mitgift zu thun ist, drückt ein Auge zu: zehntausend Thaler, die Herr Puf, der Mann des Wohlthuns, zulegt, versöhnen ihn; während Julchen im Sterben liegt, wird Koschgen getraut, allen italienischen Sprachlehrern zum Trotz.

Unter diesem Wirrwarr reist Sophie ab, von Niemand begleitet, als einem höchst zweideutigen Kammermädchen, zu dem sich bald ein noch zweideutigerer Bruder desselben hinzufindet. Unterwegs, durch Zufall, öffnet Sophie eine Brieftasche, die sie noch von Leß** in Händen hat; sie findet einen Brief darin von seiner Schrift. Leider ist er in eng-

lischer Sprache abgefaßt und Sophie versteht kein Englisch; sie selbst kann ihn also nicht lesen. Aber der Leser ist besser daran, er bekommt ihn vom Verfasser übersetzt — und siehe da, das Geheimniß des Herrn Less** scheint mit einem Male gelöst: er ist von der Kaiserin von Rußland, »der einzigen unter den gekrönten Häuptern, die die Vorteile der Gewissensfreiheit ihrem Lande, und durch diese soviel tausend fromme Einwoner ihm schenckt« (II, 426 — — und dies wurde geschrieben, geschrieben von einem deutschen Autor, zu einer Zeit, da Friedrich der Große noch auf dem Throne saß?! Aber freilich Friedrich dem Großen war die deutsche Literatur höchst gleichgiltig, während Katharina sich sehr geschmeichelt fühlte und es mit Ringen, Dosen und Jahrgeldern sehr gnädig vermerkte, wenn ein Schriftsteller ihr Weihrauch spendete: weshalb denn auch nicht bloß französische Sophisten, ein Voltaire, Diderot u. s. w. ihr den Hof machten, sondern auch deutsche Poeten, ein Wieland u. s. w., wendeten sich, pensionslüstern, der Sonne des Nordens zu: vgl. z. B. den Merk'schen Briefwechsel, I, 170. 175. und sonst. — Nebenher bemerkt, hat sich der gute Hermes, in seiner romantischen Russomanie, auch noch einen derben Anachronismus zu Schulden kommen lassen: die Revolution, durch welche Katharina II. zur Regierung kam, fand bekanntermaßen erst im Juli 1762 Statt; die Bewunderung ihrer Regierungsmaßregeln also im Munde des Herrn Less** kommt im August 1761 ein wenig zu — früh).

Doch nehmen wir den abgerissenen Satz wieder auf. Der Leser erfährt aus jenem englischen Zettelchen, daß Herr Less** ein hoher Beamter in kaiserlich russischen Diensten, eine Art Einwanderungs- und Colonisationschef ist; er erfährt ferner, daß Sophie von Herrn Less** aufs Zärtlichste geliebt wird, ja daß er entschlossen ist, ihr seine Hand zu

reichen und nur mit Sehnsucht auf die Zeit wartet, die ihn zu ihr zurückführen soll. — Mit dieser Entdeckung, die nur leider, wie gesagt, für Sophie selbst verloren geht, schließt der zweite Band; mehr als drei Monate sind verflossen und noch ist die Reisende nicht weiter, als erst auf dem Wege nach Danzig — wie viel Bände werden nöthig sein, sie wirklich bis nach Sachsen zu bringen?!

Allein wer weiß denn auch, ob dies überhaupt in der Absicht des Verfassers liegt? Ja, wer weiß nur, ob er den Roman überhaupt vollenden will? ob er ihn nicht liegen lassen wird, als Torso, zum großen Gram aller theilnehmenden Leserinnen, den bösen Kritikern aber, die sich so wenig um sein Buch kümmern, zum Possen?

Wenigstens gleich zu Anfang des dritten Bandes droht er damit. Es sei zwar niemals sein Plan gewesen, einen Roman, ein Kunstwerk nach ästhetischen Regeln zu schreiben: sondern dies allein habe ihm die Feder in die Hand gegeben, »Tugend und Wahrheit im höchsten Schmuck zu zeigen;« er werde sie daher auch niederlegen, wo ihm dies Ziel hinlänglich erreicht scheine oder wo die Kraft ihm versage, unbekümmert, ob der Roman als solcher, die Fabel des Buchs, zu Ende oder nicht ꝛc. Siehe Band III. p. 52—56, wie auch die Vorrede, ganz besonders aber nachfolgende Stelle, mit der er den Vorwurf allzugehäufter Episoden zurückzuweisen sucht und die für das künstlerische Bewußtsein des Verfassers (richtiger: für den gänzlichen Mangel dieses Bewußtseins) allerdings höchst bezeichnend ist (p. 101—103):

»Wenn mein Buch betitelt wäre: »Geschichte« der »Sophie: so würde mir der Zwang der Regel alle Episoden »verbieten. Aber von diesem Zwange spricht mich mein Titel »los, indem ich eine »Reise« verspreche. Was unter den »Briefen die ich habe, zu Einem meiner Zwecke brauchbar

»ist, das heisst: was Wahrheiten enthält die mir gemeinnützig »scheinen, oder die das betreffen, was ich in der Stille am »Publiko bemerkt, und lange auf dem Herzen gehabt hatte, »das werde ich einrüken. Und soviel ich iezt absehn kan: »so wird in der Folge manches aufhören Episode zu seyn; »doch habe ich mich nirgend anheischig gemacht, »Sophien »wirklich nach Sachsen zu bringen.« Man lieset eine »Reise nach Sachsen; damit sei man zufrieden, so wie man »Reisen nach der Gegend eines nähern Durchgangs nach »America, las. — Ich werde genau da aufhören wo ent- »weder Muhsse, oder Laune, oder (frei heraus) »mein Talent, mich verlässt. Sollte ich Sophien mit- »ten im Haufen verlassen müssen, vielleicht mit diesem dritten »Bande; denn die unterstrichene Zeile ist dreifachwichtig: so »wird sich vielleicht ein jüngerer Begleiter finden, der ihr, »weit artiger als ich, die Hand reiche; nur das müsse er »beobachten: Sophie mus so von ihm gefürt werden, daß »jedes junge Frauenzimmer eben diesen Weg getrost »betreten, und da wo Scheidewege sind, einen sichern Weg- »weiser antreffen könne.«

Das hört sich nun recht tugendhaft an, sogar recht vornehm und selbstgewiß. Im Grunde aber, was ist es weiter, als die Besorgniß des Verfassers, aus diesem Labyrinth von Episoden, Abschweifungen und Nebenfiguren selbst nicht wieder herausfinden zu können? als das Bewußtsein, vor lauter Digressionen den eigentlichen Faden der Geschichte verloren und sich in ein Unternehmen verwickelt zu haben, so weitschichtig, so widerspruchsvoll, daß er selbst sich nicht getraut, es zu Ende zu führen?

Und Grund zu dieser Befürchtung hat er, das ist gewiß. Gleich dieser dritte Band besteht fast ganz und gar nur aus Episoden. Die Geschichte der Sophie selbst rückt

kaum einen Schritt weiter vor. Zwar kommt die schöne Reisende glücklich in Danzig an; auch der General Tschernei findet sich ein — auch er metamorphisirt: denn er benimmt sich ganz artig gegen Sophien, will sie nicht mehr zu seiner Maitresse, sondern allen Ernstes zu seiner Gemahlin machen, nämlich wenn er sie erst in Händen hat. Einstweilen bleibt sie ganz gemächlich vier Wochen in Danzig, in Gesellschaft einer Sängerin Fanello, die gleichfalls eine Freundin des Herrn Leff** ist und die der Verfasser benutzt, theils Berichte über Sophien abstatten zu lassen, theils und hauptsächlich allerhand Betrachtungen über geselliges Leben in Danzig und Königsberg, über Musik, über Katholicismus und Protestantismus — kurzum: Betrachtungen an den Mann zu bringen de rebus omnibus et quibusdam aliis. Nebenher geht die Mesalliance von Haberstroh ihren Gang weiter; auch Herr Puf verfehlt nicht, ab und zu aufzuwarten. Ebenso ist Julchen keineswegs, wie es am Schluß des zweiten Bandes schien, gestorben: vielmehr sie ist genesen und hat in der Person eines Herrn von Poufaly, der sich mit dem Bösewicht Schulz duellirt, einen neuen Anbeter gefunden. Auch Koschgen's Geschichte wird wieder aufgenommen. Ihr Mann, Herr Malgré, ist auf einmal ein vortrefflicher, ein Ehrenmann geworden von reinstem Wasser — warum? Vermuthlich, damit das Bild eines nichtswürdigen Weibes, das uns in Koschgen aufgestellt wird, desto greller wirkt. Auch hier wieder, mit jenem eigenthümlichen Hang zum Platten, Ordinairen, schwelgt der Verfasser ordentlich in den brutalsten, ekelhaftesten Scenen; macht es ihm Freude, die »Tugend zu schmücken,« so scheint er doch fast noch ein größeres Vergnügen daran zu haben, das Laster recht grell, recht dick aufzutragen, wahrscheinlich weil er glaubt, daß es so desto besser seine pädagogische Wirkung thue. Oder wie sonst will der Leser sich Stellen er-

klären, wie z. B. folgendes Fragment einer Ehestandsscene zwischen Koschgen und ihrem Manne? ein Fragment obenein, das der Rolle des Herrn Malgré entnommen ist: und man weiß bereits, daß auch Herr Malgré seit einiger Zeit ein sehr ordentlicher, sittsamer Mann geworden ist! — Die beiden Eheleute haben Gesellschaft bei sich, man spielt Billard, Koschgen wird boshaft; da läßt der ordentliche, der sittsame Mann, der Märtyrer des Ehefriedens sich folgendermaßen vernehmen:

»Herr Malgré verlor hier die Geduld. Er legte ihr »das queue an die Schulter, und sagte: Liebes Koschgen, »hätte ich kein Vaterherz: so würde ich dich iezt so züchtigen, »ich würde dich (hier drückte er das queue so auf ihre »Schulter, daß sie taumelte, und mein Mann ihm in den »Arm fallen muste) ich würde dich, stammlete er fort, so »derb abprügeln; ich würde dir die Zähne die du da zeigst, »so rein aus dem unverschämten Maul schlagen, daß du er»faren würdest, warum du meinen Namen trägst; ich würde »so unbarmherzig . . .«

»Mein Mann unterbrach ihn: o still, still, sagte er; »solche Worte verderben eine Ehe unwiderbringlich.«

Und nicht bloß eine Ehe, mein' ich: sondern auch eine jede Dichtung verderben sie. — Endlich macht Koschgen sogar einen Versuch, ihren Mann zu vergiften. Darüber ertappt, wird sie eingesperrt; vor Wuth stirbt sie — und so wäre der Verfasser einer Sorge ledig.

Allein er kann ihrer nie genug haben, scheint es. Alle bisherigen Episoden, unter denen sogar, der Abwechselung wegen, auch einmal eine vollständige förmliche Predigt: ob Tanz und Spiel einem guten Christen erlaubt sei oder nicht!! (III. 255—264) waren ihm noch nicht genügend, er muß noch eine neue Geschichte anknüpfen, die Geschichte einer zu-

friedenen, glücklichen, einer Musterehe, damit die vielen unglücklichen, die wir bisher kennen gelernt haben, doch nicht ohne Gegenbild bleiben. Zu dem Ende also muß eine plötzlich auftauchende Freundin Sophien's, Henriette in Memel, einen Herrn Jakob L. in Elbing heirathen; Herr Jakob L. in Elbing muß wiederum ein Ausbund von Tugend und Rechtschaffenheit sein, das Ideal eines Geschäftsmannes, wie Herr Leff**, des Weltmanns, Herr Groß zu Haberstroh des Predigers — und all diese Vortrefflichkeiten und all dies Glück muß Henriette, die dadurch auf einmal zu einer Hauptperson wird, Niemand weiß, mit welchem Recht, in ausführlichen Briefen an Sophien berichten. Auch dabei wieder begegnen höchst seltsame Geschichten; das Bestreben des Verfassers, Alles recht genau, recht gründlich zu beschreiben, und sein eigner kleinlich spießbürgerlicher Sinn bringen die wunderlichsten Verirrungen hervor. Z. B. so viel Helden in deutschen und fremden Romanen auch geschildert sind, so zweifle ich, ob jemals ein Dichter sein Ideal eines Mannes folgendermaßen dargestellt hat:

»Aber Fiekgen (schreibt Henriette von ihrem Geliebten: III. 165 fgg.), dies ist ein sonderbarer Mann! Nur etwas zu sagen: Er geht um 10 Uhr schlafen und steht noch vor 3 Uhr wieder auf. Des Abends isst er nichts als um 7 Uhr eine kleine Semmel mit Butter und dazu trinkt er Thee, aber nur höchstens zwo Schalen. Mittags isst er um 11 Uhr und sehr wenig, und trinkt nichts als Wasser. In seinem Zimmer wo er sehr gern allein ist, schiesst er um die Luft zu reinigen, täglich Pulver ab, und pflanzt allenthalben Blumentöpfe, die immer da stehn wo ich hintrete immer umfallen, und doch nie weggenommen werden weil sie da stehn um die trokne Sommerluft feucht zu machen. Alle Tage reitet er eine Stunde, und das so unausgesezt, daß ich glaube

er würde es auch zur Zeit der Sündfluth gethan haben. Den Thee trinkt er früh ohne Zuker, und Kaffe nie. Er speiset immer mit mir und der Gesellschaft, aber fast nie kostet er unsre Gerichte sondern isst die einfachsten Speisen, mehrenteils Gartenfrüchte, und trinkt nie andern als leichten französischen rothen Wein, wenn ich Burgunder ausnehme von dem er — järlich — zwei Gläser trinkt. Die Fenster im Schlafzimmer dürfen des Nachts nie offen seyn, und dies Zimmer ist das grösseste im Hause — und was noch lustiger ist; alle Nächte, und auch selbst iezt, vielleicht weil wir, er mag mirs nicht übel nehmen, die Hundstage haben, auch iezt mus im Schlafzimmer Kaminfeuer brennen. Des Abends sieht er kein Buch an, sondern geht im Zimmer umher, und sein Johann mus ihm in allen Sprachen vorlesen. Bis 6 Uhr früh bleibt er im Garten; denn mus alles, ich auch wenn Sie es nicht ungleich deuten wollen, in einen grossen Sal kommen, wo er auf einem vortreflichen Positiv ein Lied spielt; wir singen leise und schön wie die Herrnhuter, und dann liest ein Geistlicher der mit ihm gereiset ist, heut und morgen aus dem neuen Testament, übermorgen aus den Propheten und dann aus den Geschichtbüchern des alten Testaments. Abends wird um 8 Uhr ein einzelner Psalm gelesen, und ein Vers gesungen zu dem er einen grossen Flügel spielt. (Ich vergas Ihnen zu sagen, daß in jedem Zimmer ein Klavier steht, und im grossen, das heisst Schlafzimmer ein Fortepiano durch das er mich oft wieder einschläfert, wenn ich bei seinem Aufstehn wach geworden bin.) Sontags giebt er Concert von 4 bis 6 Uhr. Nachher wird das was in der wöchentlichen Bibellesung dunkel war, kurz, und ich versichere Sie, unvergleichlich erklärt; dagegen fällt die Stunde um 8 Uhr weg, wo ich alsdann gewönlich Schach mit ihm spiele: denn der Sontag sagt er ist in aller Absicht ein Tag

der Erholung. Seine Geschäfte besorgt er von 4 bis 6 Uhr früh im Garten; und nach dem Thee von 8 bis gegen 11 Uhr zu hause. Um 12 Uhr geht er für eine Vierdtelstunde auf die Börse« u. s. w.

Wahrlich, es gehört eine eigenthümliche Kinderzeit der Literatur dazu, um solche Bücher möglich zu machen!

Erst gegen den Schluß des Bandes tritt Sophie selbst wieder mehr in den Vorgrund. Sie reist, in Begleitung der Sängerin Fanello und des vermeintlichen Bruders, von Danzig ab; sowie sie die Grenze von Pommern betreten hat, soll sie dem General zugeführt werden. Aber die Fanello wird krank und will nach Danzig zurück; Sophie wünscht sie zu begleiten; Traiter jedoch, aus Wuth, seinen Anschlag aufs Neue vereitelt zu sehen, die brüderliche Maske vergessend, »schlägt sie mit seinem Rohr so lange und so heftig, bis sie niederstürzt.« In Folge dieser Mißhandlung wird Sophie krank und Traiter, wohl oder übel, muß in die Rückkehr nach Danzig willigen.

Aber hier endlich erreicht ihn die Rache! Ein Verbrechen »einer hohen Person,« in das er anderweitig verwickelt gewesen, ist an den Tag gekommen; wie Traiter in Danzig einfährt, wird er verhaftet, seine ganze Gesellschaft mit ihm, auch Sophie. Im Verlauf der Untersuchung entdeckt sich, daß Traiter und jener Sprachlehrer, welcher Koschgen verführt hat, eine und dieselbe Person; es entdeckt sich aber auch Sophien's völlige Unschuld. Sie wird demnach freigelassen, Traiter dagegen zum Transport nach Sibirien verurtheilt.

Gerade in diesem Augenblick kommt Herr Leff** in Danzig an: mit dieser Nachricht schließt der dritte Band.

Im vierten ist wiederum von Sophie nur wenig die Rede. Wie man sich denken kann, hat Leff** bei seiner

Ankunft in Danzig nichts Eiligeres zu thun, als in Sophien's Arme zu stürzen! Diese aber, in einer jener Capricen, an die uns der Verfasser schon gewöhnt hat, weigert sich, ihn zu sprechen. Inzwischen hat der General, der seine verruchten Pläne noch keineswegs vergessen, statt des verurtheilten Traiter's ein Frauenzimmer zu seinem Agenten gemacht, Barbara Pasch, in der That ein weiblicher Traiter! Die weiß die Sache denn auch gleich besser einzufädeln: Sophie wird in eine Falle gelockt, gefangen genommen und an die Küste geschleppt, um demnächst zu Schiff zum General gebracht zu werden. Wie sie nun bald hierhin, bald dahin geschleppt wird, bald entspringt, bald wieder eingeholt wird und wie Herr Puf van Vlieten sich vergebens zu Roß setzt, sie zu befreien — dies ist Alles, und in Wahrheit herzlich wenig, was wir in dem ganzen Bande von Sophie noch erfahren. — Den größten Raum nehmen die schon früher erzählten Begebenheiten zu Haberstroh ein, sowie die weiteren Schicksale Julchens, welche, statt des unwürdigen Herrn Schulz, einen neuen Bewerber in Herrn von Poufaly gefunden hat. Aber auch Poufaly, bis dahin der Edelmuth selbst, schlägt um und wird ein Gaudieb; die arme Julie weiß nicht, wohin mit ihrem Herzen — oder vielmehr, sie weiß es wohl, nur sie mag's nicht sagen: zum Pastor in Haberstroh, der mittlerweile glücklich Wittwer geworden ist. — Im Übrigen wimmelt es auch in diesem Bande von moralischen, theologischen und sonstigen Digressionen. Besonders beachtenswerth ist die Anekdote von dem Prediger, der es gewagt hatte, einen Roman zu schreiben: IV, 78—84; die Beziehung liegt auf der Hand. Auch das Gemälde des Kriegselends, an dem Beispiel eines von den Russen geplünderten Dorfes in Pommern, ist nicht ohne Interesse, wegen der warmen und lebhaften Schilderung: ebendas. 308.

Im fünften und letzten Bande endlich fühlt der Verfasser denn doch die Nothwendigkeit, die schlaffen Fäden etwas knapper zusammenzunehmen. Wie schwer ihm das fällt und wenig es überhaupt seine Sache ist, einen Plan abzuschließen, merkt man auf jeder Seite; der ganze Band ist mit sichtlichem Unbehagen geschrieben, und daher auch der schwächste geworden von allen. — Herr Puf ist wirklich so glücklich, Sophie zu befreien; er bringt sie nach Königsberg zurück; allein da er nicht aufhört, sie mit Anträgen zu bestürmen, während ihr Herz doch einzig Herrn Leff** gehört, so sucht sie ihm möglichst aus dem Wege zu gehen.

Und das soll ihr bald nur zu gut gelingen. Jene Majorin in Sachsen, die Tochter der Witwe in »Memmel«, die eigentlich die Veranlassung gegeben zu dieser ganzen abenteuerlichen Reise, hat sich, wie der Leser schon im vierten Bande erfahren, mittlerweile selbst nach Preußen aufgemacht. Sie ist die Dritte im Bunde zu Koschgen und der Frau *räthin: eine Furie, die Taback schnupft, »daß es raschelt,« flucht und schwört und nach Gelegenheit ihren eignen Mann, den Major, »an die Ohren schlägt, daß er taumelt« (p. 53, 61). In Königsberg trifft sie mit Sophie zusammen. Sie beschuldigt dieselbe, ihre Mutter, die Witwe E. bestohlen und betrogen zu haben. Auch die van Berg'sche Familie, verdrießlich, daß sie den würdigen Puf so lange genasführt hat, zieht sie von ihr zurück; Sophie wird, auf Veranstalten der Majorin, aufs Neue arretirt und ist »alle Augenblik in Gefar zerkrazt oder gemaulschellt zu werden« (p. 61).

Doch damit noch nicht genug! Sophie ist einmal bestimmt, unaufhörlich aus der Scylla in die Charybdis zu fallen. Herr Hofrath Schulz lebt ja auch noch; wie könnte solch ein interessanter Mann, der zu Anfang des Buches solche bedeutende Rolle gespielt hat, jetzt zum Schluß ganz außer Thä-

tigkeit bleiben? — Gut, er wird in Thätigkeit gesetzt; noch immer von Liebe zu Sophie entbrannt, stiftet er ein Complott, sie aus der Haft der Majorin zu befreien, natürlich zu seinem eigenen Nießbrauch. Und sicher wäre der Anschlag auch geglückt, wäre nicht im entscheidenden Moment der Pastor von Haberstroh (um doch auch seinen Antheil am Schluß der Geschichte zu haben) dazu gekommen: er rettet Sophie, die nun, nicht wahr? nach so vielen Prüfungen doch endlich ihren Herrn Leff** erhalten wird?

Geduld! wir wollen sehen! Erst eilt der Verfasser, die übrigen Personen seines Romans unter die Haube zu bringen. Herr Pastor Gros, von dem sich auf einmal entdeckt, daß er der verloren geglaubte Sohn der Witwe E., der Bruder also der Frau Majorin ist! läßt sich Julchens Hand und Mitgift gefallen; für Herrn Puf van Vlieten, der nachgerade überdrüssig ist, immer nur den schmachtenden Liebhaber zu spielen, findet sich eine Madame Richter aus Hamburg; Herr Malgré endlich, der doch auch nicht Zeitlebens Witwer bleiben kann, begnügt sich mit einer Jungfer Nitka, Julchens Putzmacherin . . . .

Aber Sophie? fragt der Leser, die Heldin der Geschichte? der Mittelpunkt, der nominelle wenigstens, all dieser Verwicklungen?

Nun wohl: haben wir nicht oben die Grundsätze des Verfassers gelesen, wie ein guter Roman beschaffen sein müsse, nämlich, daß Alles immer ganz anders ausgehen müsse, als der Leser es erwartet? Es ist billig, daß dies Princip gerade bei der Hauptperson am Schärfsten befolgt wird. Auch Sophie, zum Schluß des Buches, schlägt um; sie wird falsch, stolz, spröde; Herr Leff** selbst zieht sich von ihr zurück — mit einem Worte: Sophie, von Allen geflohen (sogar die Witwe E. zieht ihre Hand von ihr ab), bleibt

alte Jungfer; der Roman schließt damit, daß sie sich der glücklichen Henriette zur Kinderwärterin anbietet und daß es zu guter letzt dem Scharfsinn der Leser zu enträthseln bleibt, ob, wie es den Anschein gewinnt, Herr Less** nicht am Ende gar — Sophiens Bruder! jener Bruder, den sie seit dem vierten Jahre nicht gesehen und unter dessen Maske der Spitzbube Traiter ihr so verderblich geworden ist. —

So wenigstens in der ursprünglichen Abfassung. In der zweiten Auflage, die bereis 1776 begonnen werden mußte, ist, mit vielem Andern, auch der Schluß verändert: wie denn überhaupt aus den fünf Bänden der ersten Auflage hier sechs geworden sind. Hier bekommt Sophie zuletzt allerdings noch einen Mann: aber es ist ein alter gebrechlicher Schulmeister — da war sie früher wohl gar noch besser bedacht?!

Auch im Übrigen, wie gesagt, sind in dieser neuen Auflage eine Masse neuer Scenen und Personen angebracht; Tendenz und Haltung des Ganzen dagegen ist unverändert geblieben. Weshalb wir denn auch keinen Grund finden, uns des Näheren auf jene einzulassen. Die Werke des Genie's wird es allerdings interessant sein, Schritt für Schritt in ihrer Entwicklung zu verfolgen; an Bücher dagegen, wie Sophien's Reise, deren Werth hauptsächlich in der einmaligen ersten Wirkung besteht, wäre es thöricht und sogar falsch, eine Aufmerksamkeit dieser Art zu verschwenden.

Und nun diese erste Wirkung, beim Erscheinen des Buches selbst, wie war sie?

Fragen wir lieber, wie konnte, wie mußte sie sein. — Die Gebrechen des Romans liegen auf der Hand; sie kommen alle, der Hauptsache nach, darin zusammen, daß Hermes das eigentliche künstlerische Gefühl, das Gefühl der Schönheit, mit Einem Worte: das ästhetische Bewußtsein mangelt. Die beiden Grundstoffe der Unterhaltungsliteratur,

das lehrhafte, moralisirende und das abenteuerliche, phantastische Element, liegen bei ihm unvermittelt, nebeneinander; es fehlt das künstlerische, das wahrhaft poetische Feuer, der Blitz des Genius, des schaffenden, der sie beide in einander verschmolzen und aus ihnen, als den versöhnten, überwundenen Elementen der Zeit, eine neue, eine Schöpfung der Schönheit und der Kunst heraufgeführt hätte. Daher auf der einen Seite diese unerträglichen moralischen Digressionen, diese Abhandlungen und Predigten — auf der andern diese tolle Sucht, Abenteuer auf Abenteuer, Verwicklung auf Verwicklung, Geschichte auf Geschichte zu häufen; daher namentlich auch der seltsame Begriff, den er sich vom Wesen des Romantisch-Abenteuerlichen gebildet hat: nämlich als ob es darin bestände, aus einem Charakter, einer Situation allemal gerade das Gegentheil werden zu lassen von dem, was der Leser erwartet hat. Auch hier ist es offenbar der Theolog, der den Romanschreiber in den Nacken schlägt: er giebt der weltlichen Neugier nach, ein wenig, sehr viel sogar — aber indem er dem glücklich angelegten Abenteuer urplötzlich durch eine ganz unvermuthete, ganz unerwünschte Katastrophe die Spitze abbricht, straft er die Neugier des Lesers gleichsam an sich selbst und stellt die Würde des Schriftstellers, des Moralisirenden, Belehrenden, wieder her.

Dazu endlich gesellt sich noch eine Eigenschaft, deren wir bisher kaum noch Erwähnung gethan, die aber, als ein eigentliches Modeelement, eine Lieblingsrichtung der Zeit, gewiß nicht wenig beigetragen hat, Hermes, auf einige Jahre wenigstens, zum Mode- und Lieblingsschriftsteller des Publikums zu machen: das ist seine Empfindsamkeit.

Es ist wahr, man begreift für den ersten Augenblick nicht, wie dieser Mann mit seiner pommerschen Bedächtigkeit, seiner ostpreußisch nüchternen Verstandesbildung — man be-

greift nicht, sage ich, wie er, Wolfischer Philosoph, Theolog, Dogmatiker, dazu kommt, sentimental zu werden.

Allein so erinnere man sich, daß zu der Zeit, da die Sophie entstand, das heißt also zu Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre, die Empfindsamkeit in Deutschland bereits in vollem Flore stand; man erinnere sich, daß die Kleist, die Klopstock, die Wieland (in seiner ersten seraphischen Periode) bereits gesungen hatten und daß schon auch die Hölty, die Miller, die Genossen des Göttinger Dichterbundes, ihre Leiern stimmten; man erinnere sich ferner, daß gerade diejenige Literatur, welche Hermes sich zum Muster genommen hatte, die englische, auch die kanonischen Bücher der Empfindsamkeit geliefert hatte: Youngs Nachtgedanken, die von Hermes gleichfalls geliebt und bewundert wurden (z. B. I. 3); man erwäge endlich, daß nicht einmal den größten, den stärksten Geistern vergönnt ist, sich den Bewegungen ihrer Zeit, selbst nicht der widerspruchsvollsten, zu entziehen, um wie viel weniger solchen secundären Talenten, wie Hermes?! . . . und man wird, hoffe ich, diesen scheinbaren Widerspruch genügend begreifen; man wird es begreifen, wie derselbe Hermes, der sich übrigens so nüchtern, so pedantisch zeigt, an anderen Stellen auch wieder schwärmen kann für Morgenröthe und Blüthenduft und Lerchenwirbel und den ganzen übrigen Apparat der damaligen Empfindsamkeit, soweit sogar, daß er, mit ächt romantischer Vornehmheit, alle diejenigen, welche diese sentimentalen Entzückungen nicht zu theilen verstehen, als »feiste Seelen« brandmarkt (I. 107; vgl. ebendas. 21, 357 u. fgg.)

Und endlich man wird auch begreifen, wie dieser Mann, von dieser prosaischen Weltanschauung, daß man schwören möchte, er habe (wie nebenher bemerkt, die Mehrzahl unserer Romandichter, Jean Paul an der Spitze) niemals einen Vers gemacht — wie dieser Erzprosaikus dennoch im Stande ist,

seinen Roman durch eine Menge höchst empfindsamer, höchst rührender Liederchen zu illustriren — Liederchen, die zum großen Theil Gesellschafts= (um nicht zu sagen Volks=) lieder jener Zeit wurden und als solche dem Roman selbst nicht nur zahlreiche Freunde verschafft, sondern ihn auch zum Theil überdauert haben und von denen wir, da die Charakteristik unseres Romans ohne sie höchst unvollständig wäre, daher auch unter dem Text einige Proben geben wollen. *)

---

*) Z. B. folgendes an den Mond, III. 232:

Ich seh durch Tränenbäche
dich, Mond, du Bild der Ruh.
Auf diese Meeresfläche
blikt niemand hin, als du!
In dieser ernsten Stille
sei dir, du Gott der Nacht
der tiefsten Wehmuth Fülle
zum Opfer dargebracht.

Oft tanzt' ich, frei vom Kummer
in deinem schöne Licht!
oft winkte mir zum Schlummer
dein lächelndes Gesicht.
Und jezt hass ich die Freude,
und flieh voll Angst die Ruh:
und du siehst meinem Leide
vielleicht mit Mittleid zu!

Von Menschen ausgestossen
komm ich, verscheucht, zu dir:
sieh Tränen! o sie flossen
noch nie so hell als hier!
nie glükt es meinem Herzen
still wie die Nacht zu seyn;
nie brach die Macht der Schmerzen
so tief zur Sele ein!

Du Zeuge meiner Qualen
kanst du vorüber gehn?
Ach! las in deinen Stralen
mich eine Rettung sehn!

Fassen wir nun dies Alles zusammen; erwägen wir, daß der Hermes'sche Roman durchschnittlich Alles enthielt: Moral,

---

O Mond! wenn auf dem Meere
das oft dein Blik durchlief
ein Freund, ein Retter wäre:
so zeig ihn doch mein Schif.

Ferner ans Klavier, ebendas. p. 38:

Sei mir gegrüßt mein schmeichelndes Klavier!
Was keine Sprache richtig nennt,
die Krankheit tief in mir
die nie mein Mund bekennt
die klag ich dir!

Dich o Klavier erfand ein Menschenfreund
ein Mann der traurig war, wie ich,
Er hat, wie ich, geweint!
Voll Kummer schuf er dich
für sich und mich.

Und Heil sei ihm, Vertrauter meiner Brust
Heil sei dem Mann der dich erfand!
Hat ihn, der Schmerz und Lust
an deine Saiten band
kein Stein genand?

An die Einsamkeit, ebendas. p. 179:

Sei du mein Trost verschwiegne Traurigkeit!
Ich flieh zu dir mit soviel Wunden!
Nie klag ich Glücklichen mein Leid —
So schweigt ein Kranker bei Gesunden.

O Einsamkeit! wie sanft erquikst du mich
wenn mein Kräfte früh ermatten!
Mit heisser Sehnsucht such ich dich —
So sucht ein Wandrer, matt, den Schatten.

Hier weine ich. Wie schmähend ist der Blick
mit dem ich oft bedauert werde!
Jezt, Tränen, hält euch nichts zurück —
So senkt die Nacht Thau auf die Erde.

O daß dein Reiz geliebte Einsamkeit
mir oft das Bild des Grabes brächte!
So lokt des Abends Dunkelheit
zur tieffen Ruhe schöner Nächte!

Abenteuer, ja selbst Sentimentalität, was das Publikum damals interessirte, erhöht noch und verschönert durch den Reiz eines bestimmten vaterländischen Locals und einheimisch deutscher Sitten, daß dagegen dasjenige, was ihm fehlte, die ästhetische Bildung, das Schönheitsgefühl, damals in der That erst in wenigen, unendlich wenigen Köpfen, einem Lessing, einem Herder aufgegangen war, während die große Masse der Lesewelt noch kein Gefühl, ich möchte sagen, noch kein Organ dafür besaß, und mithin auch seinen Mangel nicht empfinden konnte; bringen wir ferner in Anschlag die große Naivetät, die Genügsamkeit des damaligen Publikums, sowie den Mangel an Unterhaltungsschriften: — so werden wir aufhören, uns über den Erfolg zu wundern, den ein, nach unserm Geschmack so triviales, so langweiliges, so unlesbares Buch bei seinen Zeitgenossen in der That gefunden hat. — Sophien's Reise wurde nicht nur, zahlreicher Nachdrücke ungeachtet, in wenigen Jahren dreimal aufgelegt; sie wurde nicht nur ins Holländische, Französische, Dänische übersetzt; es erschienen nicht nur von fremder Hand Fortsetzungen, Ergänzungen und Anhänge (darunter auch eine Komödie in fünf Aufzügen: Puf van Vlieten, Leipzig 1780; die nähern Angaben siehe bei Jördens a. a. O.): sondern auch der ganze Strom der Unterhaltungsliteratur, der ganze Eifer der Nachahmer, die ganze Betriebsamkeit der Noth- und Brotdichter wandte sich, von diesem Beispiel angeregt, fortan dem Familienromane zu.

Und wie hätte das Publikum, wie hätten die Nachahmer es anders machen sollen, da ja die Wissenschaft selbst, die gelehrte Kritik der Journale den Roman als einen vortreffli-

---

Wie beliebt diese Lieder waren, mag man unter Anderm daraus schließen, daß eine eigene Sammlung davon erschien, mit Compositionen des beliebten Musikers Hiller: Leipz. 1779; Jördens II. 399.

chen anerkannte? Der Recensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, der schon früher genannte Musäus (s. Allg. deutsche Bibl. XV. 1. p. 12—23, XVII. 1. 242—244, XXII. 2. 356—365, XXXIII. 1. 26—35) hat zwar im Einzelnen Manches auszusetzen: der Plan ist ihm zu weitschweifig, zu willkürlich, die Charakteristik zu widersprechend, vor Allem zu roh (vgl. die Stelle über die vielen Prügel, die der Verf. austheilen läßt: XVII. 1. 242) u. s. w. Von dem eigentlichen Grundfehler des Buches aber, dem Mangel an Schönheitssinn und ästhetischer Bildung, hat auch er nicht das Mindeste gemerkt. — Ebenso der Wieland'sche Merkur (s. Jahrgang 1773, Aprilheft, p. 76—86; 1776, Aprilheft p. 98 fgg.) der zwar bei einer gewissen Fraction neu aufstrebender genialer Köpfe bereits als »Saumerkur« gescholten werden mochte (Goethe an Merck, I. 137), der dagegen im großen Publikum noch immer als eine Autorität ersten Ranges galt, fällt, nach allerhand kleineren und größeren Ausstellungen, dennoch das Endurtheil, daß (am erstcitirten Orte, p. 86) »unter unsern Romanschreibern, die die Popularität zum Endzweck gehabt hatten, der Verfasser an Kenntniß der Welt und Bearbeitung deutscher Sitten der erste ist; und auch die übrigen Vollkommenheiten, in welchen er minder glänzt, wird er vielleicht noch einst erreichen.« — Freilich hatte (wie gleichfalls aus dem Merckschen Briefwechsel zu ersehen: I. 86, 90) Wieland selbst den Verfasser in hohen Schutz genommen; er weist den Recensenten der zweiten Ausgabe, der kein anderer ist als Merck, ausdrücklich an, »viel Gutes von dem armen Mann zu sagen und seine göttliche Ägide über ihm walten zu lassen.« Hinterdrein, wie er das Buch wirklich gelesen, hätte er gern revocirt. Doch scheint Merck seine Recension bereits geschrieben zu haben; denn sie ist, verhältnißmäßig, noch immer milde genug. — Vgl. die eben erschienenen »Briefe aus

dem Freundeskreise von Goethe ꝛc. von Dr. Karl Wagner, p. 311. —

War es ein Wunder, daß, von solchem Beifall des Publikums, solchem Lobe der Kritik ermuntert, der Verfasser der Sophie sich wirklich für einen berufenen Dichter hielt und der Lesewelt noch eine ganze Reihe von Romanen lieferte? ein Wunder, daß er, so vielfach nachgeahmt, auch sich selbst nachzuahmen anfing und in zahlreichen, schwachen und immer schwächern Wiederholungen seine eigene Manier breit trat? — Für die Literaturgeschichte freilich, zumal für unsere gegenwärtige Betrachtung, sind diese Romane ohne allen Werth. Höchstens das Buch »Für Töchter edler Herkunft« (in drei Bänden, 1787) würde, als ein Unicum unserer Literatur, eine Erwähnung verdienen, wenn es nicht mißlich wäre, von diesem Buche überhaupt nur zu sprechen und dabei doch anständig zu bleiben: so tief hat sich die dogmatisirende Muse des Verfassers hier in den Koth verirrt, natürlich bloß der Abschreckung und des warnenden Beispiels wegen. Weshalb wir denn hier auch von seinem (geradezu unglaublichen) Inhalt nichts weiter verrathen wollen, als was Schiller in den Xenien derb, aber richtig ausgesprochen hat *):

»Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.«

---

*) Siehe Hofmeisters Nachlese, III. 109. Nr. 13. Auch noch zwei andere Xenien beziehen sich auf Hermes, Nr. 14 und 25; a. a. O. 109 u. 125:

Der Kunstritt.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Pfarrer Cizklenius.

Still doch von Deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

Das erste, wie man sieht, geht gleichfalls auf die „Töchter edler Herkunft," das andere verspottet die breite, pedantisch-kokette Manier des Verfassers

Wen übrigens die Titel dieser späteren Romane interessiren, der findet sie bei Jördens a. a. O. und noch vollständiger in der Engelmann'schen Bibliothek der schönen Wissenschaften, 156 fg.

Wie aber kam es nun, woher geschah es, daß diese späteren Romane so wenig Beifall mehr fanden? — Die Antwort ist zum Theil schon im Obigen gegeben: weil Hermes in ihnen Nachahmer seiner selbst geworden war und weil das Publikum sich lieber neuen, frischeren Kräften zuwandte. Die Hauptsache aber war, weil jenes Schönheitsgefühl, das bis dahin das Eigenthum wenig bevorzugter, vornämlich theoretischer Geister gewesen, inzwischen auch seinen praktischen, seinen thatsächlichen Ausdruck gefunden hatte: Goethe, der in Götz und Werther zwei Funken in die Literatur geworfen, an denen sofort auch die Unterhaltungsliteratur ihr ewig bedürftiges Lämpchen anzufrischen suchte. Auf die Sophie folgt der Siegwart; der historische, der Ritterroman läuft dem Familienroman den Vorrang ab; die Spieß, Cramer, Schlenkert bringen Hermes und Consorten in Vergessenheit: bis, gegen Ausgang des Jahrhunderts, in Verbindung mit den politischen Ereignissen der Zeit, auch hiegegen wieder eine Reaction erfolgt, durch welche die Familiendichtung aufs

im Allgemeinen; alle drei, nach Hoffmeisters ausdrücklicher und, wie man weiß, authentischer Angabe, haben Schiller selbst zum Verfasser. — Dagegen, wenn Hoffmeister p. 109 die Bemerkung macht, daß „wie ich aus guter Quelle weiß, Schiller diesen letztern Roman (Sophien's Reise) in arbeitsfreien Stunden, um sich zu beruhigen, gerne las:" so wird dies „gerne" ohne Zweifel sehr cum grano salis zu verstehen sein. Naturen, von so ungeheurer Anspannung, wie Schiller's, brauchen auch ebenso gewaltige Abspannungen; wenn er diese bei Sophien's Reise gesucht und gefunden hat, so beweist das nichts weiter, als was wir ohnedies schon wissen: nämlich daß Sophien's Reise, wie der ganze Hermes, für den ästhetisch gebildeten Geschmack unermeßlich langweilig ist. Trauriger Ruhm eines Buchs, von einem großen Genius als Schlafpulver gebraucht zu sein!

Neue an die Reihe gebracht wird, freilich auch sie inzwischen in veränderter, erweiterter Gestalt: als Iffland-Kotzebue'sches Rührspiel, als Lafontaine'scher Roman.

Davon bei einer andern Gelegenheit.

Miscellen und Notizen.

I.

Über Daniel Morhof und seinen Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie.

Von Richard Treitschke.

In einer Zeit, wie die unsere, in welcher die Literatur und die Ästhetik noch immer eine so bedeutende Rolle spielen, wird es, hoffe ich, nicht ohne Interesse sein, an einen Mann zu erinnern, an welchen sich die ersten Anfänge unserer literarisch ästhetischen Kritik anknüpfen. Morhof, unbedingt anerkannt als der erste Begründer einer allgemeinen Literargeschichte, hat auch schon ein Buch über die Geschichte der deutschen Sprache und Poesie geschrieben — ein Buch, welches eben den Grundstein unserer literarisch ästhetischen Kritik bildet, und das um so mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, je unbilliger (ich sage nicht unrichtiger) der neueste und ausgezeichnetste Geschichtschreiber unserer Literatur dasselbe beurtheilt hat.

Vorerst jedoch dürfte ein Blick auf das Leben und das ganze literarische Wirken des Verfassers dienlich sein.

Daniel Georg Morhof war geboren zu Wismar in Meklenburg den 6. Februar 1639. Sein Vater war Jurist und Notar. Die Bildung des Knaben war sehr sorgfältig; er hatte, erst vierzehnjährig, schon bedeutende Fortschritte gemacht. Als auffällig ist zu bezeichnen, daß er frühzeitig Carion's Chronikon (Allgem. Weltgeschichte) las und viel musikalischen Unterricht genoß. Im sechszehnten Jahre besuchte er das große Pädagogium zu Stettin, wo der bekannte Polyhistor Mikrälius Rektor war. Dieses Pädagogium bezweckte eine unmittelbare Vorbereitung zur Universität; encyklopädische Anleitungen zu den Facultätswissenschaften wurden hier ertheilt. Hier trieb Morhof Mancherlei und Verschiedenes durcheinander; namentlich aber Hebräisch und Juris-

prudenz. Sein Wissenstrieb war stark; dazu kam eine unruhige Einbildungskraft. Am meisten schloß er sich in Stettin an den Humanisten Schäv an, der zugleich Doctor medicinae und Kenner der Philosophie der Zeit, der cartesianischen, war. Durch diesen ward er zur Poesie angeregt; er machte deutsche und lateinische Verse, letztere vorzüglich dem Statius nachgeahmt. — Im Jahre 1657 bezog er die Universität Rostock. Er legte sich hier eine Zeitlang auf die Rechte; doch blieb ihm immer der Hang zur Polymathie. Da sich in Rostock Andreas Tscherning, der zierliche Schüler Opitzens, als Professor der Poesie befand, erwachte auch sein poetischer Trieb wiederum stark. Auch lebte dort Joh. Wilhelm Lauremberg, jener witzige Satiriker in plattdeutscher Sprache, für welchen er immer eine Vorliebe behalten hat. Sonst schrieb er auf dieser Universität eine lateinische Disputation, die sehr charakteristisch für ihn ist: De jure morborum. Er wollte, als ein recht Vielseitiger, Recht und Medicin in einer Schrift umfassen. — Im Jahre 1660 empfahl ihn ein komisches lateinisches Gedicht auf einen Storch dem Herzoge Gustav Adolph von Meklenburg dermaßen, daß ihm die vacante Professur der Poesie übertragen ward. Aber das Polyhistorleben und Weben setzte er dabei fort. Alsbald macht er eine Reise nach Holland und wird Doctor juris zu Franeker. Öffentlich las er gewöhnlich über Claudiens Raub der Proserpine; privatim hielt er juristische Vorträge; im übrigen schrieb er fortwährend die verschiedenartigsten Bücher. — Im J. 1665 ward er vom Herzog Christian Albrecht von Holstein als professor eloquentiae et poëseos an die von ihm neugegründete Universität Kiel berufen. 1670 macht er während der Hundstagsferien eine Reise nach Holland und England. Dort kommt er in die Bekanntschaft der ihrer Zeit berühmtesten Philologen Grävius und Gronov: jener ein geschmackvoller und kritischer Reformator der Philologie, ein Gegner des zeitherigen todten Alterthumskrams und Wiederhersteller des lebendigen Worts; dieser der allergelehrtesten Antiquare einer. In London hält ihn lange die großbritannische Gesellschaft der Wissenschaften fest, die allerdings, als erste gründliche und ernste Forscherin der Natur, zu den allerschönsten Blüthen jener Zeit gehört. Er lernt den Naturforscher und Vervollkommner der Luftpumpe, Robert Boyle, kennen. Er macht hier das Experiment, das er eben in Holland von einem Weinhändler gesehen, Trinkgläser durch den Klang der Stimme zu zerbrechen. Ich führe an, daß er auf dieser Reise zweimal in Lebensgefahr kam; einmal durch Schiffbruch, so daß man ihn schon todt glaubte, und das andere Mal — von einem Bücherballen getroffen, der von einer Winde herabfiel. Er

war aber auch eine kränkliche und durch Arbeiten geschwächte Gelehrtennatur. **1671** verheirathete er sich und zeugte mehre Kinder. Allein schon **1691** hatte er sich zu Tode gearbeitet; das Bad zu Pyrmont konnte den zerstörten Unterleib nicht wieder herstellen. — Seinem akademischen Amte lag er pflichtgetreu ob. Er befolgte bei seinen Vorlesungen drei Hauptgrundsätze: 1) das allgemein Nutzbare besonders hervorzuheben, 2) die neuesten Forschungen zu berücksichtigen, und 3) eingeschlichene Irrthümer nach Kräften zu berichtigen; so drückt er sich selbst darüber einmal in einem Programme aus. — Bemerkenswerth ist wohl noch, daß er ein und ein halbes Jahr für den Vortrag der Universalgeschichte nöthig hielt. — Er war, wie gesagt, ein ungeheurer Arbeiter. Überall und aller Orten arbeitete er, bei Tische und auf der Reise. Sein Gedächtniß war außerordentlich stark; er verließ sich auf dasselbe auch mitunter etwas zu sehr. Ein großer Redner war er nicht; aus dem Stegreife zu sprechen, vermochte er gar nicht. Sein Charakter war bescheiden; sein Naturell etwas trocken. Er war wenig gesprächig, vorzüglich Fremden gegenüber; mit seinen vertrautesten Freunden jedoch bisweilen sehr heiter.

Seine Schriften sind ungemein zahlreich. Es sind meistens nur kurze Abhandlungen, die sich über die verschiedenartigsten Fächer verbreiten. »Er war ein haupterudirter Mann und Hauptphilologus, der den ganzen Kreis der gelehrten Welt durchlaufen, und derowegen nirgends sich lange verweilen wollen,« bemerkt ein Zeitgenosse über ihn. Doch verbindet sichtlich alle Schriften sammt und sonders ein gewisses gemeinsames Element, ein culturgeschichtliches. Auch die Naturgeschichte zog ihn an; doch auch hier wieder besonders die geschichtliche Entwicklung der Wissenschaft. Hierbei zeigte sich eine eigenthümliche Neigung: nämlich die Vorliebe für adeptische und chemische Schriften. Daran glaubte der sonst so kritische Mann gern, und die wunderlichen und mystischen Schriftsteller dieser Gattung, namentlich die Alchymisten, beschäftigten ihn viel. Mich dünkt, es war eine Art von poetischer Stimmung. — Allein am allermeisten interessirte ihn doch Geschichte und Entwicklung der Sprachen. Ich erwähne unter Anderm sein wirklich geistreiches Buch über die Patavinität des Livius. Er verstand viele Sprachen, vor allem germanische, und war des Englischen sehr gut kundig: damals noch eine seltene Kenntniß. Damit verband er eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft mit den betreffenden Literaturen. Am eifrigsten jedoch bemühte er sich für seine deutsche Muttersprache. Diese pries er mit patriotischer Begeisterung als eine Ursprache, und suchte sie als solche unermüdlich in einer Menge größerer und kleinerer Abhandlungen

wissenschaftlich zu begründen. Auch nach seinem Tode fand man noch mehre angefangene, zum Theil nur skizzirte Schriften über deutsche Sprache und Literargeschichte, als: Tract. de Germanorum in rem literariam meritis. — Diss. de linguarum Graecae et Latinae novitate (worin er das größere Alter der deutschen Sprache vor der griechischen und lateinischen erweisen wollte). — Origines Teutonicae. — Ars poëtica Germanorum. — Specimen philologiae Teutonicae. — Verschiedene deutsch zu schreibende philologische Abhandlungen über deutsche Sprache. — Das Bedeutendste dieses Inhalts ist eben die weiter unten von uns zu besprechende Schrift. — Das größte Aufsehen unter allen Morhof'schen Schriften erregte aber seiner Zeit der Polyhistor, obwohl ein unvollendetes Werk. Das ist denn allerdings auch ein höchst wichtiges Buch und selbst für unsere Zeit noch nicht ohne Bedeutung. Es enthält eine weitumfassende und grundgelehrte allgemeine Literargeschichte, die erste, die in Deutschland erschienen ist. Die ersten Bände dieses Werkes erhielten damals einen außerordentlichen Beifall in den weitesten Kreisen der gelehrten Welt. Die kritischen Journale Deutschlands, ja Europas konnten nicht fertig werden mit Besprechung und Wiederbesprechung desselben. Mit höchster Freude ward es begrüßt; denn ein längst gehegter Wunsch, ein Zeitbedürfniß schien erfüllt. Es machte Epoche, etwa wie in unseren Tagen Gervinus' Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Hören wir einen bedeutenden Zeitgenossen. »Ich muß bekennen,« sagt Thomasius (in seinen: Ernst- und scherzhaften Gesprächen, August 1688), »daß mich des Herrn Morhofs sein Polyhistor unvergleichlich affizirt hat, daß ich bei dessen Lesung öfters geseufzet und beklaget habe, daß nicht jede von unsern Academieen zum wenigsten einen Morhof hat. Gott lasse diesen gelehrten Mann so lange leben, bis er die höchst löbliche und nützliche Arbeit vollendet hat. Vielleicht wird dadurch die Bahn gebahnt, durch welche die Pedanterey und Unwissenheit, die sich bisher unter der Larve einer ansehnlichen und gravitätischen Gelehrtigkeit in die Academieen eingeschlichen und das directorium geführt, ihren Abzug hinwieder zu nehmen gezwungen wird. Ich habe nur den tausendsten Theil oder so zu sagen die kleinsten atomos von dem, was gut und gelehrt in diesem Polyhistor ist, angemerkt. Es ist keine Seite, ja fast keine Zeile nicht im ganzen ersten Buche, daraus nicht eine verwundersame Gelehrtheit dieses Mannes hervorleuchtete. Wenn sein Polyhistor fertig ist, dann dürfen wir den Franzosen mit ihrem Baillet die Spitze bieten u. s. w.« — Ernst Tentzel sagt in seinen Monatsgesprächen (Januar 1689, pag. 4): »Ich habe solches Buch schon mehr als einmal durchgelesen, und

gefällt mir je länger, je mehr.« — »So oft ich den Polyhistor ansehe, so oft lerne ich etwas mehr daraus.« — »Dies Buch ist von solcher Importanz, daß man unter tausenden nicht eines finden würde, das demselben gleich käme« u. s. w. — — Man machte dem Buche allerdings auch den Vorwurf, daß es oft zu eilig geschrieben. Thomasius und Tentzel selbst weisen ihm mancherlei Unrichtigkeiten und Versehen nach. Morhof gesteht dies selber ein und entschuldigt sich deshalb mit seinen vielen Geschäften, mit häuslichem Kummer und Krankheit; oft, sagt er, habe er das Manuscript, ohne es wieder durchlesen zu können, dem Drucke übergeben müssen. Er erklärt aber auch: »es sei seine Absicht nicht gewesen, einen ganz genauen bibliographischen Katalog zu liefern (was andere Werke genug leisteten), sondern vielmehr, den Studirenden eine unterrichtende Übersicht über die große Masse zu geben.« In der That ist wohl auch die Übersichtlichkeit ein bedeutender Vorzug seines Buchs. Dahin strebte überhaupt seine Natur und verwandt damit ist der von ihm zuerst ausgehende Gedanke der Gründung einer ausführlichen gelehrten Zeitung für Deutschland. (Polyh. I. c. XVI. p. 180.) Es ist meines Erachtens das Hauptlob dieses Mannes, daß er ungeachtet seiner zahllosen Kenntnisse in jener Zeit wirklich kein Pedant war. »Einen trefflichen Dichter und guten Philosophen« nennt ihn Leibnitz. (Moller in d. Vorr. z. Ausg. d. Polyhist. p. 22.)

Ehe wir nun das Eingangs genannte merkwürdigste seiner Bücher, das uns hier besonders interessirt, in genauern Augenschein nehmen, müssen wir kurz an den damaligen Stand der schöngeistigen und poetischen Literatur und an Morhofs Stellung zu derselben erinnern. Gervinus erzählt treffend und ansprechend, wie, nachdem der Schlesier Opitz, ein wenig poetischer, doch in sprachlichen Dingen sinniger Kopf, zu Anfang dieses Jahrhunderts eine ganz neue, den Holländern entlehnte metrische Form geschaffen, zunächst der Sachse Flemming einen wahrhaft poetischen Inhalt mit dieser Form bekleidet, welchem sich Dach und mehre dichterische, wenn auch einseitige Geister angereiht; worauf denn um die Mitte des Jahrhunderts Männer wie Zesen und die Nürnberger Dichter, Harsdörfer und Birken u. A., meist nicht unpoetische Naturen, die noch etwas steife Sprache Opitzens zu schmeidigen, den dichterischen Ausdruck zu erhöhen und die Verse mit Hilfe italienischer Muster musikalischer zu machen sich bestrebt, woraus freilich viel leerer Klang entstanden; wie aber fast gleichzeitig abermals einige talentbegabte Schlesier und Mitteldeutsche und unter ihnen Andreas Gryphius, wohl neben Flemming der bedeutendste Dichter jener Zeit, mit größeren und bedeutenderen poeti-

schen Werken hervorgetreten und zugleich aus der Kraft ihres reichern Gehaltes heraus phantasievoller die Sprache ausgestattet, welche jedoch sehr bald aus Mangel eines festen philosophischen Geschmacksprinzipes mit Lohnstein in Schwulst ausgeartet; und endlich wird uns dann erzählt, wie um das Ende des Jahrhunderts gegen die eben erwähnte Ausartung eine Reaction durch Christian Weise (1642—1708) und mehre Norddeutsche sich hervorgethan, welche dem Naturellen und Wirklichen in einer Weise sich hingegeben, die recht bald in platte Prosa umgeschlagen. In die Zeit der Blüthe des Natürlichkeitsprinzips nun fällt das literarische Leben Morhofs. Schon begann wiederum eine neue Richtung sich zu entwickeln, welche eine gerechte Mitte zwischen jenen Extremen suchte und dazu die classischen französischen Muster empfahl, eine zur Ausbildung der deutschen Poesie vielleicht nothwendige Richtung, doch gewiß auch eine bedenkliche, weil sie allen volksthümlichen Sinn zu untergraben drohte. Jedoch diese Partei, deren Hauptleiter der Kritiker Neukirch (1665—1729), war für jetzt nur noch erst in ihren Anfängen vorhanden. Über jenen auffälligen Wechsel der poetischen Stimmungen, jenes unsichere Schwanken der ganzen deutschen Nationalliteratur kann man sich nicht wundern, wenn man die so gewaltig aufregende Zeit des dreißigjährigen Krieges bedenkt, welche ebenso die raschen Übergänge von Überspanntheit zur Erschlaffung, von idealer Begeisterung zur häßlichsten Rohheit, als den Mangel an ruhig philosophischem Durchdenken der poetischen Aufgabe erklärlich macht. — Doch jetzt war wieder Friede in Deutschland. Da schien sich denn auch Zeit zu finden zu einem entscheidenden Sichauskämpfen der literarischen Parteien. Aber das ging doch nicht so rasch, als es möglich gewesen wäre; denn bald ward Deutschland von außen her abermals vom Kriege heimgesucht, und zwar, was die Sache erst recht böse machte, durch Einbrechen französischer Schaaren. Unser Ziel war (das fühlte Jeder mehr oder minder) ein festes ästhetisches Prinzip; jeder Theilnehmende, mehr oder minder bewußt, strebte darauf zu. Doch dazu mußten die Franzosen erst in jedem Sinne geschlagen sein. Erst Lessing besiegte sie völlig und erreichte damit auch jenes Ziel, in der Mitte des folgenden Jahrhunderts.

Morhof gehört nun zu den Ersten, die einen entschiedenen Drang zu einem sichern Urtheil über die deutsche Literatur in sich fühlten. Er suchte es durch historische Betrachtung der Literatur. Wenn er denn nun auch sein Ziel nicht erreichte, was eben damals nicht möglich war, so gelangte er doch zu einem unparteilichen Standpunkte, was damals viel war, und hinterließ übrigens seinen nächsten Nachkommen ein förderliches historisches Material. Seiner

ästhetischen Überzeugung nach stand er allerdings Chr. Weise am nächsten. Aber die Natürlichkeitstheorie, welche in Gedicht und Theorie bei den spätern Weisianern den angedeuteten ausartenden Gang nahm, findet sich bei Morhof noch in reinerer Gestalt. Ja, Morhofs Theorie ist sogar noch etwas Besseres, als die Weise'sche. Diese letztere erregte seine ganze Theilnahme; er verstand sie indeß auf seine besondere Art. Er hatte sein System überdies aus Weise's Werken abstrahirt, noch ehe dieser selbst seine Theorie in den »kuriosen Gedanken« zusammengestellt hatte. In einer Stelle »des Unterrichts« tritt er geradezu Weise hinsichtlich übertriebener Natürlichkeitsgrundsätze entgegen. Auch Morhof's eigene poetische Versuche beweisen seine in etwas abweichende poetische Überzeugung. Ein anonymer Kritiker, der offenbar Weisianer ist, bemerkt bei Beurtheilung der Morhof'schen Gedichte: »Die Freiheit, deren er sich bei der Construction und anderweit bedient, ist bei einem Manne von solcher Autorität mehr zu verwundern, als nachzuahmen. Er pfleget auch dergleichen nicht leichtlich zu gebrauchen, es wäre denn, daß eine artige meditation hinfallen müßte, wo man der Sprache nicht eine kleine Gewalt anthun wollte.« (Unvorgreifliche Gedanken von teutschen Epigrammatis. Leipz. 1608. S. 60 und 61.) Mit einem Worte: Morhof hatte noch mehr eigentlichen Kunstsinn als Weise. Das läßt sich auch daraus erkennen, daß ihm Flemming, der von Manchem damals bereits vergessen zu werden anfing, alle andern deutschen Dichter weit zu überragen scheint. Auch ähneln seine Gedichte den Flemming'schen: sie sind, wie Gervinus richtig bemerkt, heiter und humoristisch. Er selbst urtheilte sehr anspruchslos über sie. — Ein besonders anzumerkender Vorzug seiner Theorie ist die von ihm zuerst aufgestellte richtige und strenge Scheidung der Poesie nach den drei Urformen der Lyrik, des Epos und des Drama. — Ein Epos hält er mit Weise und mehren seiner Zeitgenossen für die gegenwärtige Zeit nicht für möglich; »denn, sagt er, wem ist eben gelegen, seine ganze Lebenszeit an solche Bemühung zu verwenden, dessen keine Belohnung zu hoffen, darvon auch wenige recht urtheilen können« (S. 619). — Wenn Gervinus zu dieser Stelle bemerkt: »Unter diese Wenigen würde er selbst nicht einmal gehören; denn es ist auffallend genug, daß unter den vielen Mustern alter und neuer Poeten, die er anführt, immer gerade die besten, Homer, Ariost, Shakespeare, Calderon, meist nicht einmal mit einem Worte erwähnt sind,« — so bekenne ich, daß mir in diesem Urtheile etwas Unbilliges zu liegen scheint. Vorerst darf man wohl sagen, daß ihn seine Zeit nur eben das sein ließ, was er war. Daß er nicht ausgebildeter als Kritiker war und daß

damals ein größeres künstlerisch vollendetes Gedicht, wie das Epos sein will, nicht entstehen konnte — Beides hatte sein Hinderniß eben in der Zeit. Aber wie man es doch wohl nicht wagen kann, die Möglichkeit des Geborenwerdens poetischer Genies durchaus abzuleugnen, eben so wenig wird man behaupten können, daß Morhof glücklichere Verhältnisse nicht zu einem ausgezeichneten Kritiker gemacht hätten. Ja noch viel weniger darf man dies letztere, da unbestreitbar das, was er geschrieben, ihn als einen Mann bekundet, dessen trefflichen Anlagen nur die Ausbildung fehlte. Wenn er daher den Virgil (den er übrigens sehr einsichtsvoll auffaßt) dem Homer vorzieht und diesen nur wenig erwähnt, so muß man sich erinnern, daß damals überhaupt Niemand das Verständniß Homer's hatte, daß es selbst den Geschicktesten nicht erschlossen war. Geschah dies überhaupt eher, und war dies früher möglich, als in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem die dazu nöthigen Vorbereitungsarbeiten vollendet waren? — Daß er aber den Shakespear nur dem Namen nach aufführt und sagt, »er habe von ihm, wie von mehren andern englischen Dichtern nichts gesehen,« wer wird sich darüber verwundern, da es ja bekannt ist, daß ihn damals außerhalb Englands fast Niemand kannte? — Der Calderon scheint ihm gleichfalls zufällig nicht zugänglich gewesen zu sein. Daß er übrigens die spanische Literatur gekannt, und daß ihn namentlich an der Anerkennung des spanischen Drama's nicht etwa steife französische Regeln gehindert, werde ich sogleich unten zeigen. — Was aber endlich Gervinus mit dem Ariost meint, verstehe ich nicht recht; denn Morhof erwähnt ihn nicht nur, sondern lobt ihn sogar sehr, und was er an ihm tadelt (Mangel an Einheit), ist doch am Ende gar nicht ohne Grund.

Wir kommen nun zu dem Buche selbst, das uns zugleich jene Zustände noch mehr erläutern wird. Der ganze Titel ist: Daniel Georg Mohrhofens Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen, sammt dessen Teutschen Gedichten. Kiel 1682. (2. Aufl. Lübeck und Leipzig 1718). Es ward von den Zeitgenossen mit großem Beifall aufgenommen. Das ist denn sehr erklärlich; denn Poetiken und »Poetische Trichter« hatte man genug, aber noch keine Spur von Geschichte der deutschen Poesie. Die Acta Eruditorum sagen: es sei praestanti ingenio magna eruditionis rariorisque doctrinae copia; auch nennen sie es »ein goldenes Buch« (Liber aureolus), Wagenseil: »ein preiswürdiges Buch« u. s. w. — Es zerfällt in drei Theile.

I. Theil. **Von der Teutschen Sprache.** 1. Cap. Von der Vortrefflichkeit und dem Alterthum der teut-

schen Sprache. Mit Betrachtung derselben an und für sich, sagt er, glaube er beginnen zu müssen; und um so mehr, da es jetzt leider gar zu viele Deutsche gebe, die ihre eigene Muttersprache andern nachsetzten und sie als grob und ungeschickt verachteten. Zuerst von ihrem Alterthume, der nicht der geringste Theil ihrer Vortrefflichkeit sei. Nun stellt er die Hypothese auf, daß sie wohl nur jünger, als die scythische und celtische, und eine Schwester der hebräischen sei. Dies sucht er sehr gelehrt mit allerlei Citaten zu belegen. 2. Cap. Daß die teutsche Sprache älter als die griechische und lateinische. Das gehe zwar aus dem vorhergehenden schon hervor; aber ferner sei zu beachten, daß Philosophie wie Sprache von den Barbaren auf die Griechen gekommen; das bezeugten die Griechen selbst, namentlich Plato (im Kratylus). Das Römische sei aus dem Griechischen entstanden. Die Namen der ältesten Völker und Städte seien celtischer oder gallischer Abkunft; Altdeutsch aber und Gallisch wenig unterschieden [widerspricht freilich den neueren Forschungen]; die Namen der Städte und Flüsse geben die beste Nachricht von den Sprachen. Nachricht von den germanischen Völkern in der Krim, deutsche Wörter in den meisten Sprachen der Welt; sogar in den amerikanischen. (Alles mit erstaunlicher Gelehrsamkeit belegt). 3. Cap. Über den nähern Zusammenhang der teutschen mit der griech. u. lat. Sprache. Je älter die Völker, desto mehr den deutschen ähnlich u. s. w. 4. Cap. (Von mehrern Gründen der Herleitung.) a) Je einfältiger und gröber eine Sprache sei, desto älter und ungemischter sei sie; so die alte oskische und tuskische Sprache, aus der zunächst die lateinische entstanden. 5. Cap. (Fortsetzung.) b) Vielsylbige Wörter müßten von einsylbigen hergeleitet werden. Wenn man die Endungen der griech. und lat. Wörter hinwegnähme, so ständen die nackten deutschen Wörter da. Dies sähe selbst Dufresne ein, wenn er es gleich aus Mangel genauerer Kenntniß des Germanischen nicht nachweisen könne. 6. Cap. (Forts.) c) Die Veränderung der Buchstaben, Vokale und Consonanten sei wohl zu beachten. »Die allzugroße Gleichheit der Wörter sei viel verdächtiger, als wenn einiger Unterschied in den Wörtern sei, es wäre denn, daß eine Gleichheit der Bedeutung da sei, welches die erste und beste Art der Etymologie.« Mehre Beispiele werden als Belege gegeben. »Vokale werden am meisten geändert nach der Gleichheit und nach der natürlichen Neigung des Landes.« (Nachgewiesen aus der französischen, italienischen und spanischen Sprache.) [Die beispielsweise gegebene Etymologieen sind gewiß mitunter sehr richtig, wie z. B. Schleim,

Lehm, limus]. 7. Cap. (Forts.) d) die Gleichheit der deutschen mit der griechischen und lateinischen Sprache lasse sich wohl am leichtesten an den Benennungen nachweisen die vom Menschen und dessen Theilen genommen. [Hier bringt er gewiß viel Wahres, z. B. γύνη, angels. cwen, und sonst in versch. germ. Spr.: Quind, Kun, Konr. Im Angels. Cynne (genus, generatio), Cennan (parere). Im Neuhochd. Kind; dazu d. Griech. u. Lat. gigno, geno, γείνομαι, γεννάω u. s. w. — vgl. Jak. Grimms deutsche Rechtsalterthümer S. 230].

II. Theil. **Von der teutschen Poeterei, Ursprung und Fortgang.** 1. Cap. Von den Aufnahmen der reimenden Poeterei bei fremden Völkern, und zwar erstlich von der Poeterei der Franzosen. Die ausländischen Nationen sollen als Einleitung dienen für die deutsche Poesie. — Die Franzosen jedenfalls eine »sinnreiche Nation.« Sie haben frühzeitig die Poesie ausgeübt. Nachricht von den Troubadours und ihr großes Lob. »Die Italiener haben den Provençalen viel Erfindungen abgesehen.« Schilderung der poetischen Spiele und der cours d'amour. (Claude Fauchet und Jean Notredame werden citirt). — Clement Marrot. »Seine Epigramme haben vor allen andern den Preis; die nach ihm geschrieben, haben sich seiner Erfindungen wohl zu Nutze gemacht.« Ronsard. »Er ist von den vornehmsten gelehrten Leuten einem Phönix gleich gehalten worden.« Du Bartas, Verf. eines Epos von der Weltschöpfung [von Morhof's deutschen Zeitgenossen sehr hoch gehalten], »ist einem Historico als einem Poeten mehr ähnlich.« Malherbe, »hat die größte Lieblichkeit und Kunst zusammen verbunden.« Molière hat »die Regeln des Aristoteles weit überschritten. Er ist aber dennoch glücklich gewesen, und hat seine verwegene Sinnlichkeit sich bei Allen beliebt gemacht, ob er gleich wider die Comödiengesetze die vornehmsten Leute des Hofes und des Landes auf den Schauplatz gebracht und mit ihnen seinen Scherz getrieben. Sein Misanthrope ist wohl eines der besten Spiele, die er je gemacht.« — In der Tragödie hat man den Corneille und Andere gehabt, welche das Ihre wohl gethan; »aber es ist nicht die Kraft der Wörter und der Ausbildungen, welche bei den Griechen ist.« Urtheil von den Franzosen im Allgemeinen: »man findet insgemein Lebhaftigkeit und Sinnlichkeit in Worten und Gedanken. Sie sind geschwind und weitschweifend, ungeduldig zu langem Nachsinnen, überflüssig in der Rede, welche natürliche Eigenschaft sie zu hohen tiefsinnigen Werken ungeschickt macht.« (Dazu der Rapin angeführt). 2. Cap. Von der Italiener Poeterei. »Dante ist voll

von alten Wörtern, unter welchen doch ein tiefsinniges Wesen steckt.« — »Ariosto ist groß und hoch von Geiste, seine Ausbildung ist verwunderlich; seine Beschreibungen sind Meisterstücke; aber das Systema des Werkes an ihm selbst, hat nicht die Vollkommenheit, die es haben soll — er vertieft sich allzusehr in seinen episodiis und erfüllt Alles mit weitschweifenden Romaneinfällen.« — »Tasso übertrifft den Ariosto weit in seinem erlösten Jerusalem, einem rechten Meisterstücke, womit die Italiener allen andern Nationen Trotz bieten können.« [Der feine anmuthige Hauch der Ariostischen Poesie ging allerdings dem Kritiker verloren, wie wohl fast allen Leuten damals in Deutschland, das im Vergleich zu Italien noch unmündig war; daher seine Bevorzugung des Tasso. Dennoch hat er im Tadel des Ariost Recht.] 3. Cap. Von der Spanier Poeterei. Die Spanier haben viel Fähigkeit zur Poesie. Allein »die spanischen poëmata sind mit romänischen Schwärmereien angefüllt.« — »Die artigste Satyre, die jemals gemacht werden kann, ist des Cervantes (Secretarii bei dem Duc d'Alba), welche Don Quixote genannt wird; wodurch er den romänischen Geist der spanischen Landart so durchgezogen, daß nichts zierlicher kann gedacht werden.« — Lope de Vega. »Er hat sich an keine Regeln der Kunst gebunden, sondern die Feder laufen lassen, wohin sie die Gedanken geführt. Bei ihm machte die unitas actionis, probabilitas und anderer Dinge keine große Sorge. Dieses fand sich gar selber und die Gabe seiner sinnreichen Einfälle machte Alles angenehm.« [Es gab zu Morhof's Zeit noch Viele, die sich durch den französisch verstandenen Aristoteles die Augen nicht hatten blenden lassen.] 4. Cap. Von der Engländer Poeterei. »Wir ehren diese sinnreiche Nation und halten sie hoch und werth, wünschen aber, daß zu aller ihrer Vollkommenheit noch diese hinzukomme, die Bescheidenheit, von ihnen selbst und von andern Völkern zu urtheien.« [M. ärgert sich ganz besonders über einen englischen Schriftsteller, der neben dem Englischen alle übrigen Sprachen verachtete. Da nennt er denn die englische »eine Bastardteutsche, auch durch Vermischung und weibische pronuntiatio sogar verdorben, daß sie schier nichts Männliches an sich hat; was aber Gutes an ihr ist, einzig und allein der teutschen, die ihre Mutter ist, zuschreiben muß. — In der Poesie hat sie dies eigne, daß ihr viel ziemlich verkrochen und dunkel sowohl in der Zusammensetzung der Wörter, als in dem Verstande selbst sind. Denn gleich wie sie mehr mit verschlossenem Munde sprechen, als andere Völker, so ist ihre Rede auch geartet. Sie belieben die Tiefsinnigkeit und in

ihren Versen haben sie fast allezeit metaphysische und weitausschweifende conceptus, worauf keine andere Nation leichtlich denken sollte, und welche der Sache selbst allzuweit entlegen.] — Von den dramatischen Poeten Shakespeare, Beaumont und Fletcher hat M. »nichts gesehen.« Aber Ben Johnson hat gar viel geschrieben, »welcher meines Erachtens kein geringes Lob verdient. Er ist in griech. u. lat. Autoribus wohl beschlagen gewesen. Die Ausbildungen sind kräftig und lebhaft.« 5. Cap. Von der Niederländer Poeterei. [Sehr genaue Gesch. d. niederl. Poesie, die ich hier übergehe.] »Die Poeterei der Niederländer ist von der teutschen nicht unterschieden, ja sie ist selbst teutsch, und die Wörter dieser Sprache haben mehr von dem alten Teutschen, als irgend eine andere. Die hochteutsche ist gegen sie ein gar neuer dialectus.« — 6. Cap. Von der teutschen Poeterei und zwar von der ersten Zeit. [Die deutsche Poesie ist d. Verf. uralt. Die Stelle bei Tacitus vom barritus wird angeführt, wie es ja noch jetzt fast von allen deutschen Literatoren geschieht. Rudbeck, der behauptet, jene Gesänge seien schwedisch gewesen, wird widerlegt. M. bedauert wehmüthig den Untergang jener ältesten Lieder. Aber die Teutschen seien mit daran schuld. »Es ist traun unverantwortlich,« sagt er, »daß man dergleichen Alterthümer so im Finstern stecken läßt, und sie nicht zur Ehre der teutschen Nation hervorgegeben werden,« (vieles sei noch in Bibliotheken versteckt, meint er.) »Wäre bei uns ein solcher Fleiß, solche Dinge hervorzusuchen, der jetzo bei den Schweden ist, welches an ihnen zu loben, die fast alle Winkel ihres Landes durchsuchen, um etwas von ihren Antiquitäten zu finden, wir würden auch das Unsrige zeigen können. Man findet hergegen bei den unsrigen wohl so unartige Leute, die die alten Schriften lieber die Motten und Mäuse verzehren lassen, als daß sie Jemand ihre Archive und Bibliotheken durchsehen lassen.«] — 7. Cap. Von der andern Zeit der teutschen Poeterei. Karls d. Gr. Bemühungen. Willram's Paraphrase. »Derselbe gehört wohl nicht unter die teutschen Poeten, aber er ist werth, daß wir ihn hier berühren. Es ist ein schönes Denkmal der alten Sprache und kann man einen sonderlichen Verstand darinne merken.« Ottfried. »Unter diesen so groben Kittel der Sprache ist ein guter Geist verborgen.« Die schwäbischen Minnesinger. [Sie waren damals nur in wenigen Bruchstücken vorhanden, die Manessische Sammlung noch lange nicht gefunden.] »Wer weiß, wo sie itzo stecken? und ob nicht schon der meiste Theil von ihnen umkommen.« Er billigt das Urtheil des ebenso freisinnigen als deutschgesinnten Taubmann über die alten schwäbischen Dichter: »Haec profecto talia sunt, prae

quibus genuinus aliquis Germanus Graecos Latinosque poëtas fastidiat,« und verweist es seinen Landsleuten, »daß sie nicht bei solcher Art zu poetisiren geblieben, sondern sich je mehr und mehr verschlimmert.« — Vom Windsbeck sagt er, »das Gedicht sei so herrlich, daß auch die jetzige Zeit nichts daran zu verbessern finde. Ich muß gestehen, daß es mir eine große Ergötzung sei, diese alten Schriften, und insonderheit des Windsbecks zu lesen, darinnen wahrlich eine große Weisheit steckt und fast kein Wort vergebens gesetzt ist.« — Im Heldenbuche seien mehre alte Lieder. »Die Sprache giebt es, daß sie sogar alt nicht sind, glaube aber, sie sind von etlichen Klüglingen in eine andere Form gegossen, wie andern Werken auch geschehen ist.« — Von den Meistersängern führt er Bruchstücke an. Er erkennt, »daß sie an Güte abgenommen.« — Theuerdank. »Die Erfindung ist nicht ungeschickt, wiewohl an den Versen nichts Künstliches.« — Reinecke Fuchs. M. ist im Unklaren über den Verf. »Ein überaus sinnreiches Buch, worinnen unter einer Fabel der Lauf der Welt und alle höfischen Sitten und Streiche so artig abgebildet werden, daß von keinem alten Poeten solches besser hätte vorgestellt werden können. Es mögen billig alle Niedersachsen dieses Buch als eine Frucht eines wohlgeschliffenen Verstandes werth und in Ehren halten. Wer die niedersächsische Sprache verstehet und davon urtheilen kann, siehet wohl aus der Fügung der ganzen Rede, daß es einheimischer und nicht fremder Abkunft sei.« — Von Hans Sachs, »er sei nicht ohne Geist.« [Wir können hier den ganzen Inhalt des Capitels nicht ausziehen; es ist sehr inhaltsreich und mit großer Liebe geschrieben. Es verbreitet sich über das Leben der mittelalterlichen Dichter ausführlich; beschreibt die Einrichtung der Meistersängerschulen, und führt viele altdeutsche gedruckte und ungedruckte Lieder, namentlich Volkslieder an; erwähnt außerdem noch den Freidank, Hugo von Trymberg, Peter von Dresden, Sebastian Brand, Geiler von Kaisersberg u. A. fast immer mit treffenden kurzen Urtheilen.] — 8. Cap. Von der nordischen Poeterei. In diesem Cap. macht M. eine Episode, welche er für nothwendig hält. »Es sei zuzugeben, daß die nordische Poesie wenigstens eben so alt sei, als unsere Deutsche.« Die beiden Edden werden mit Aufmerksamkeit behandelt, auch der Alliteration gedacht. Sodann geht er über auf finnische Dichtkunst und führt ein artiges Bärenlied in der Übersetzung an. Endlich kommt er zu lappländischer Poesie, die er bewundert. »Wenn ich diese Einfälle betrachte, so sind sie wahrlich nicht ohne Geist, wie denn das eine recht sinnreich ist.« [Er führt

verdeutscht ein lappisches Liebeslied an, das allerdings allerliebst ist.] Darauf fährt er fort, man kann sagen auf Herder'sche Weise angeregt: »Nun sehe mir Einer diesen Lappländer, wie artig er die Bewegungsfiguren zu gebrauchen weiß, sein Verlangen darzustellen, was er für zierliche Gleichnisse und Bildungen in diesen Liedern habe. Dies Alles klingt in der Muttersprache noch besser, weil darinnen figurae dictionis, appositiones, anadiploses vorkommen, die sich im Teutschen nicht wohl schicken, welche aber dem Hirtenliede sehr wohl anstehen und eine ziemliche Einfalt vorstellen. Dieses Lied kann sicherlich der Meistersänger Kunst beschämen.« (Das bringt d. Verf. zum Schluß noch auf den Gedanken, ein interessantes peruanisches Liedchen in lateinischer Übersetzung aus Garcilasso de la Vega abdrucken zu lassen.) — 9. Cap. Von der dritten Zeit der teutschen Poeterei. Opitz wird mit Achtung gewürdigt, doch auch seine Vorgänger, wie Danisius, werden genannt. Darauf aber heißt es: »Ich gebe ihm (dem Kritiker Buchner) Beifall, daß Opitz zu seiner Zeit der vortrefflichste Poete gewesen, vermeine aber, daß die teutsche Tichtkunst in Herr Flemmingen noch höher gestiegen. Denn in Wahrheit es denkt ein unvergleichlicher Geist in ihm, der mehr auf sich selbst, als auf fremde Nachahmung beruht. Wir haben an ihm denjenigen, den wir den Franzosen und Italienern entgegensetzen können, und wo einer bequem gewesen, ein vollständiges Epicum poëma wie Tassus und Ariostus hervorzugeben: so hätte es dieser vor allen andern seinen Landsleuten vollführen können. Die elocutio ist am gebührenden Orte herrlich und heldenmüthig; in den Oden lieblich und sinnreich; die Ausbildung kräftig; die Erfindung angenehm und besonders, und ist diesen allen eine sonderliche aus der Sache selbst fließende, nicht weit geholete und mit harten metaphoris verblümte Scharfsinnigkeit vermischt. Ja, es mag mit Ehren von ihm gesagt werden, was er selbst in seiner Grabschrift setzt, daß ihm kein Landsmann gleich gesungen. Ich kann mich aber nicht genug verwundern, daß man so wenig Werks von ihm gemacht und seine Tugenden nicht in höherem Werthe gehalten. Hr. Schottel hat ihn sehr kaltsinnig gelobt, wenn er ihm keinen andern Lobspruch als eines guten lustigen Poeten beilegt. Hr. Hoffmann lobt nichts anders an ihm, als daß er ein feines Sonett geschrieben. Welches, ob es zwar wahr ist, denn er hierinnen unvergleichlich gewesen, so war doch ein weit mehreres an ihm zu loben. Wir sind dem seeligen Hrn. Olearius sehr verpflichtet, der uns die herrlichen Schriften dieses Mannes erhalten und der gelehrten Welt mitgetheilt« u. s. w. [Ich habe dies so durchdachte und seinen Gegen-

stand so durchdringende Urtheil vollständig mitgetheilt, weil wohl nichts besser Morhof's kritische Fähigkeit sowie seine Stellung zur Literatur der Zeit charakterisiren kann.] Andreas Tscherning, »dessen Frühling und Vortrab des Sommers viel schöne Gedichte hat, welche Hr. Opitzens seinen auf alle Weise und Wege können gleich geschätzt werden.« [Man sieht, Opitz genügt ihm wegen der Dürftigkeit seiner Erfindung nicht. In der That hat auch Tscherning, der wenige Gedichte geschrieben, außer einer wohlklingenden Form, mehr Phantasie als Opitz.] »Rist darf auch nicht vergessen werden, welcher eine fließende Art Lieder zu schreiben gehabt.« [Die Weise, wie hier Rist beurtheilt wird, erscheint wohl halbweg billigend, doch nicht eben sehr warm. Rist hatte wirklich eine fließende Art, d. h. er war gewandt und rüstig. Aber wahrscheinlich war er in Hamburg, wo er lebte und erst 1667 starb, bei Vielen noch in zu gutem Andenken, als daß sich M. hätte bestimmter ausdrücken wollen.] »Dach hat auch sehr gute Oden geschrieben.« »Röling (Dach's Nachfolger in Königsberg), mein lieber Freund ist in seinen geistlichen Liedern voll tiefsinniger Einfälle und führen eine Flemmingsche Art bei sich, als die er jederzeit beliebet hat.« [Dach sprach ihn vielleicht weniger an, weil er oft zu sehr voll von Todesgedanken ist, wie Gervinus so richtig bemerkt hat. Für Röling stimmte ihn wohl nicht blos sein freundschaftliches Verhältniß, sondern auch die gleichartige Bildung. Gervinus Urtheil über diesen Dichter lautet ganz ähnlich.] »Herr Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau hat eine sinn- und spruchreiche Schreibart nach Art der italienischen im Teutschen geführt. Seine Heldenbriefe nach Art des Ovidii geschrieben, sind sehr zierlich und mit metaphorischen Redensarten nach der italienischen Weise durch und durch gewürzt.« [Dieses Anerkenntniß kann er dem bereits 1669 verstorbenen Dichter nicht versagen; und wirklich dünkt auch wohl uns dieses Lob nicht zu viel. Nur dürfte aus M's. Worten hervorgehen, daß er den damals noch allgemein hochgepriesenen Mann nicht etwa Flemmingen gleich gestellt hätte. Er sagt nicht von ihm, wie von Flemming, daß er mehr auf sich selbst, als auf fremder Nachahmung beruhe. Er legt vielmehr zweimal den Nachdruck auf dessen italienische Art, die er so gut getroffen.] Von Caspar von Lohenstein bemerkt er nur, daß er es sammt Andreas Gryphius »im Trauerspiele zur höchsten Vollkommenheit gebracht, daß wir den Ausländern nichts darin nachzugeben hätten;« und fügt noch hinzu, daß Lohenstein »sehr spruch- und sinnreich in seiner Schreibart sei und eine sonderliche Art habe, sehr kurz dieselbe zu fassen sowohl in Trauerspielen als in Oden.« [Hierzu merke ich blos an, daß

Lohenstein, † 1683, noch lebte, als M. dies schrieb. Von den Trauerspielen ist unten weiter die Rede.] »Harsdörfer, Birken, Klei haben viel Dinge sowohl in gebundener, als loser Rede geschrieben, denen es nicht an Geist, Erfindung, sinnreicher Ausbildung fehlt. Aber es ist doch etwas Fremdes dabei, das in den Ohren der Schlesier und Meißner nicht wohl klinget. Sie gebrauchen gewisse Freiheiten in Versetzungen und Beschneidungen der Wörter, Fügungen der Rede, im numero u. s. w. »Herr Christian Weisens teutsche Gedichte, die vor etlichen Jahren hervorgekommen, mögen billig unter die besten Geburten dieser Zeit gerechnet werden. In der scherzhaften Art ist er unvergleichlich, wie solches seine überflüssigen Gedanken und andere satyrische Schriften darthun.« [Hier kann ich nicht umhin, die allgemeine Bemerkung einzuschalten, daß M. vorzugsweise Sinn für Auffassung des Heitern und Komischen besitzt. Seine Vorliebe für Fiemming, seine Urtheile über Don Quixote und Reinecke Fuchs, und nun hier wieder über Weises komische Sachen, die entschieden den übrigen dieses Schriftstellers vorangehen, beweisen dies hinlänglich.] Hieran schließt M. die Besprechung einer satyrischen Schrift wider die elenden Dichterlinge und Versemacher, welche damals erschien und viel Aufsehen machte: Hartmann Reinholds (Riemers) Reime dich oder ich fresse dich; oder, Schelten und scheltenswürdige Thorheit böotischer Poeten in Teutschland zu sonderbarem Nutzen und Ehren vorgestellet. »Eine gar sinnreiche satyrische Schrift wider dergleichen unzeitige Reimer, — so artig abgemalet, daß nichts darüber ist.« [Auch Gervinus findet diese Satyre treffend und witzig.] Hierauf folgt die Bemerkung, daß sich auch oft bei gemeinen ungelehrten Leuten die Gabe der Poesie finde; man möge nur an den Trompeter Gabriel Voigtländer denken; daß es hingegen auch künstlerisch gebildete Poeten gebe, die sehr unartig seien, unter welche z. B. Zacharias Lundt zu rechnen. — Übergang zu der Poesie der Frauen. Hier zeichnet er vorzüglich die Sibylla Schwarz aus, ein zartes junges Mädchen, die bereits in ihrem siebzehnten Jahre starb; ein durchaus liebenswürdiges Gemüth, nach ihren Gedichten zu urtheilen. M. theilt mehre sehr ansprechende Strophen mit [vergl. über sie: Franz Horn im Frauentaschenbuche von 1818].

III. Theil. **Von der teutschen Poeterei an ihr selbst.** 1. Cap. Von der Kunstrichtigkeit der teutschen Sprache und deren Fähigkeit zur Poeterei. Entschiedener Polemik gegen diejenigen, welche die deutsche Sprache barbarisch nennen. Conrings warmes Lob derselben. Die Arbeiten deutscher Gramma-

tiker. Zu Morhof's Zeiten lebte Schottel, dessen »Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache« (1663. 4) der schönste Ausdruck deutschen Selbstgefühls und der Begeistrung von dem Werthe der Muttersprache, übrigens für ihre Zeit trefflich ist (Jakob Grimm sagt davon, es habe etwas Anziehendes und Poetisches und leiste mit löblicher Vaterlandsliebe und unverkennbarem Fleiße so viel, als bei unzulangenden historischem Studium möglich gewesen. Deutsche Gramm. 1. Ausg. S. LXXIV.) Auch M. urtheilt, »daß Schottels Werk billig allen andern vorzuziehen. — — »Ich vermeine, daß eine Sprache, die durch die Natur und Kunst zugleich zur Vollkommenheit gebracht, wie unsere teutsche ist, billig vor allen andern werth zu halten sei.« — 2. Cap. Von der Orthographia der teutschen Sprache. — Das E im Plural bei den Wörtern auf el und er sei zu tadeln. — Von den Dialekten. Er nimmt sechs Hauptdialekte an: den meißischen, rheinischen, schwäbischen, sächsischen, schweizerischen, bairischen. 3. Cap. Von der Etymologia d. t. Sprache. »Daß die Wortforschung recht von statten gehe, sollte billig ein vollständiges Wörterbuch geschrieben werden.« »Aber noch zur Zeit ist nichts Vollkommnes zum Vorschein gekommen.« (M. hat gründliche Begriffe von solchen Lexicis; denn Heinschens großes Werk: Thes. ling. et sap. Germ. 1616 genügt ihm nicht, weil er zu wenig »von den uralten Wörtern« habe). — Die Puristen nennt M. abergläubisch und verlacht sie. 4. Cap. Von der Syntaxi d. t. Spr. Ähnlichkeit der deutschen Syntax mit der griechischen. — »Einige gehen so weit, daß sie nicht zugeben wolln, daß man (in Versen) im geringsten die Construkzion ändere, die in prosa gebräuchlich, und vermeinen, daß man alsdann die höchste Zierlichkeit im teutschen carmine erhalten.« (Harsdörfer und Klai versetzen zwar oft die Worte recht sehr) aber ich vermeine nicht, daß die von Weisen angeführten Verse: »Der Himmel mag stürmen, mag hitzen und blitzen, Wann unter dem Schirme der Liebe wir sitzen«, so gar zu tadeln. — So sei auch nicht etwa fehlerhaft: »ich werde gehen ein.« Schon die Griechen und Römer unterschieden ein genus orationis *πεφυκὸς* und *πεπλασμένον*. Man solle es nur versuchen und in einer Flemmingschen Ode die Reimworte mit andern ersetzen, es würde noch immer eine ganz verschiedene Redeweise zurückbleiben. (Hier haben wir denn eine der oben bezeichneten Stellen, worin er Weisen's übertriebener Natürlichkeitstheorie entgegentritt). 5. Cap. Von der Prosodia d. t. Spr. M. schätzt die Quantität der Sylben schon sehr nach der Bedeutung der Worte ab. — Deutsche Hexameter betr. »Wir lassen zwar einem Jeden seine über-

flüssigen Gedanken; ich halte aber, daß es eine vergebliche Arbeit sei, eine Sprache wider ihrer Eigenschaft ein solches Gebäude zu zwingen.« 6. Cap. Von dem Numero poëtico. Virgil sei hierin unser allerbestes Muster, bei welchem die Wörter alle an der rechten Stelle stehen; kein römischer Dichter komme ihm im Rhythmus gleich; Claudian wurde zwar von Einigen pro numerosissimo gehalten, doch er habe ein »durchgehends gleichsam tanzhaftiges Wörtermaß, welches vor ein Heldengedicht nicht ernsthaftig genug sei und in Vielfältigkeit der Dinge, die vorgestellt würden, sich nicht schicke. Tasso habe auch zu Anfang des vierten Buchs die Lieblichkeit d. ital. Spr. mit harten Consonanten versetzt.« — Von M. feinem kritischem Beobachtungsgeiste scheint mir Folgendes zu zeugen. »Man hat auch im Teutschen eine Übereinstimmung der commatum und membrorum, welche einen großen Unterschied in der elocutione poëtica macht. Man lese Herrn Opitzens und Herrn Flemmings carmina und halte sie gegeneinander, man wird eine große Ungleichheit dieses rhythmi halber finden. Denn bei dem Flemming ein concitatior numerus sich findet als bei dem Opitz. Eben diese consonantia, die ex collocatione verborum metrica in einem Verse kommen, können auch in die strophis der Ode dargethan werden. Denn es ist auch hier sowohl eine generalis consonantia strophorum, als eine particularis versuum.« 7. Cap. Von den Reimen, ob sie nothwendig sind in der gemeinen Poesie. Einige hätten gesagt, Reime wären zum Einschläfern; Andere im Gegentheil, ungereimte wären zum Einschlafen. Im Englischen habe nun Milton die reimlose Poesie versucht — »im Teutschen hat noch Niemand es zu versuchen begehrt, ist auch eine unnöthige Arbeit. Meines Erachtens, wenn Einer die ungereimten Verse höher als die andern halten wollte, wäre es eben Jemand einer Strohfiebel vor einer wohlgestimmten Geige den Vorzug gäbe.« (Hier sieht man, wie der rechte Sinn für das Wesen der antiken Schönheit damals noch fehlte). 8. Cap. Vertheidigung der Reime. »Der Reim umschränkt die weitausschweifenden Gedanken. — Was ist die Kunst anderes als eine Nachahmung der Natur? Eben diese hat in der griech. u. latein. Sprache die kurzen und langen Sylben veranlaßt, wie sie uns der Reim gegeben, und wer will hierinnen urtheilen, welches unter diese beiden ihr würdigstes Geschenk sei. Es ist eine große Verwegenheit, den allgemeinen Trieb, den wir bei Italienern, Spaniern, Franzosen, Teutschen, Morgenländern und allen Völkern merken, als eine nichtswürdige und thörichte Sache zu verlachen. Man

pflegt es vor eine Richtschnur des Rechtes zu halten, wenn alle Völker darüber einstimmen; deßhalben das so bekannte jus gentium allen bürgerlichen Rechten vorgezogen wird. Warum sollen wir in Dingen, die zur Kunst und Wissenschaft gehören, nicht ein Gleiches behaupten können? Es hat überdem ein jegliches Saeculum seinen sonderlichen Genium, der sich wie in allen Dingen, also auch in Wissenschaften und Künsten hervorthut, welchem Niemand mit seinem eignen Witze zu widerstreben vermag.« (Wer sollte ihm nun hier wieder nicht ganz beistimmen? Hier hat er einen Gegenstand vor sich, in dem er ganz zu Hause sein kann: und da ist er es auch). 9. Cap. Von dem Ursprunge der Reime. Sehr gelehrte Untersuchung, doch gesteht er, daß kein rechtes Resultat zu erlangen. Die versus politici des römischen Volkes seien ohne Zweifel von Einfluß — aber im Grunde wohl »die Natur die Lehrmeisterin« gewesen. 10. Cap. Von einigen Beschaffenheiten der Reime. »Die Vermischung der weiblichen und männlichen Reime ist am allerlieblichsten; die μονοτονία ist allezeit verdrießlich.« — »In traurigen Dingen schließen die weiblichen besser; die männlichen sind heftig.« 11. Cap. Von der Generibus carminum. — Daktylen hätten sich schon bei den alten Deutschen gefunden; z. B. beim Ulrich von Lichtenstein (Beispiele); Buchner hätte sie also nicht zuerst erfunden. — Gereimte antike Metren seien eine Bereicherung der Sprache; er fordert dazu auf, es noch mehr zu üben. — 12. Cap. Von den unterschiedenen Arten der Reimschlüsse. »Es hat Niemand in teutscher Sprache ein so schönes Sonett geschrieben, als Flemming, als welches traun keine geringe Kunst ist.« — 13. Cap. Von den Erfindungen. »Es ist die höchste Staffel eines Verstandes zu der Vollkommenheit dieser Kunst zu gelangen.« — »Harsdörfer macht unter der gemeinen und der poetischen Rede einen Unterschied, wie unter Tanzen und Gehen.« Es müssen die Wörter und phrases in gebundener wie in ungebundener Rede auch ihre Reinlichkeit und Deutlichkeit haben — »danmehero die viel gemachten dithyrambischen Composita, welche Einige sehr häufen und in ihnen eine sonderliche Zierlichkeit suchen, schwülstige epitheta und periphrases gänzlich zu meiden.« — »Es sind etliche, welche es für eine sonderliche Zierlichkeit halten, ja wohl gar unter die Lehrsätze bringen, daß man die Stimme der Thiere mit gleichlautenden erdichteten Wörtern ausdrücken soll, welches in allen carminibus nicht zu billigen. (Beispiele aus Birken und Klai). — »Was die teutsche Sprache anlanget, so ist sie zwar bequem genug alle metaphora auszudrücken, nur in diesem

reichet sie nicht zu, daß sie die metaphorischen epitheta so nicht geben kann, wie die Griechen, Lateiner und die heutigen Italiäner. Die teutschen adjectiva sind so gar unbündig, daß sie nicht wohl in die üblichen Reimgebäuden stattfinden« — — »wird also besser sein, man suche in teutscher Sprache die Scharfsinnigkeiten nicht so sehr in methaphorischen Beschreibungen, als in Neben- und Gegensätzen ganzer ennutiationum, wie Flemming und Andere thun.« — »Die fremden Wörter müssen auch gemieden werden, worunter doch nicht zu verstehen die schon längst in teutscher Sprache das Bürgerrecht gewonnen, als Fenster, Kloster u. s. w. Lateinische und französische Wörter haben in einem ernsthaften carmine und in einer abgemessenen Rede keinen Platz. In Discoursen (welches Wort auch durch kein teutsches recht ausgedruckt werden kann) in Briefen, in politischen Schriften wird man gezwungen dieselben zu gebrauchen, denn es kann bisweilen viel nachdenklicher dadurch gegeben werden.« — (Von Travestien). — »Die Italiäner haben uns diese Zierlichkeit, die die Häßlichkeit zur Mutter hat, zu ihrer ewigen Schande erstlich auf die Bahn gebracht, und haben hernach einige in Frankreich an dieser Mißgeburt Gefallen gehabt. — Wir wollen uns hier mit dergleichen unfläthigem Wesen nicht aufhalten. Erfreue mich darüber, daß kein Teutscher solches bishere nachgemacht.« (M. war hierin ein ernster Deutscher, wie Schiller!) — 14. Cap. Von den Heldengedichten. Er sagt, das Heldengedicht sei das schwerste und erfordere den reichsten Verstand; man müsse auch seine ganze Lebenszeit darauf verwenden. Virgil, ein Mann von unvergleichlichem Urtheil und hohem Geiste, sei hierin der beste Meister. Sodann vertheidigt er den Virgil gegen den allerdings thörichten Tadel, daß er nachgeahmt — »die Erfindung steckt nicht sowohl im Argumente, als in der Austheilung und Ausführung des Werks.« — »Im Teutschen hätte Herr Flemming ein poëma epicum am besten ausführen können. Denn er bei der hohen Redensart auch den numerus dieses carminis sonderlich zu mischen weiß, dessen eine schöne Probe in dem Lobe des Soldaten zu Roß und zu Fuß bei ihm zu sehen ist.« — »Es ist eine andere Art der Gedichte, aber in ungebundener Rede, welche dennoch mit gutem Fuge Heldengedichte genannt werden können; denn sie sind von dem andern nicht unterschieden, als blos an dem metro.« (Er meint natürlich die Romance. Die Franzosen, sagt er, hätten sie aufgebracht, doch die Octavia und der Herkuliskus, welche neulich erschienen, geben den ausländischen nichts nach.) — 15. Cap. Von den Oden. Die Oden müssen vor Allen auf die Musik gerichtet sein. Weises Gedichte werden be-

lobt. »Die Preußischen Lieder, insonderheit des Simon Dachs sind sehr gut, insonderheit auf die Musik gerichtet.« — Belebende Figuren seien nothwendig, wie man vornehmlich aus Flemming sehen könne. (Viele Beispiele). — Eine Hauptsache seien die Ruhepunkte am Ende der Strophen, und mit Recht sage **Dante**: **»In esse stà e si rinchiude tutto l'artificio della canzone.«** — »Trochäische Oden schicken sich am besten, da man ein Verlangen vorstellt in sittlichen und Liebessachen; jambische in Scherz- und Scheltgedichten. — **16.** Cap. Von den Schauspielen, Hirten- und Strafgedichten. Dieses Capitel beginnt gleich mit der bedenklichen Phrase: »Schauspiele sind nicht gänzlich zu verwerfen.« Weiterhin heißt es nur: Andreas Gryphius und C. von Lohenstein seien vortrefflich, von welchen in teutscher Sprache das Muster zu nehmen; denn an alten Schauspielen, wie Jakob Ayrers sei wenig zu thun, obgleich bisweilen die Einfälle nicht zu verachten, »welche in **prosa** gesetzet seien, gehörten eben hierher nicht, weil sie mehr **actus oratorii**, als **poëtici.**« Hierauf beschreibt er ziemlich weitläuftig die Pantomimen und Ballets, die damals sehr üblich waren. (Man würde sich gewiß sehr verwundern müssen, das nicht selten geistreiche Urtheil M. bei diesem Punkte wie völlig erblindet zu sehen, wenn man nicht bedächte, daß einmal die ästhetische Bildung zur Beurtheilung größerer Dichtungsformen durchaus noch nicht erstarkt war. So mit dem Epos. Beim Drama kam aber noch ein größeres Hinderniß dazu. Nicht einmal die Alten nämlich konnten dazu verhelfen. Denn der oft groß genannte Skaliger, dem Seneca's rhetorische und frostige Trauerspiele hoch über allen griechischen standen, hatte dieser geschmacklosen Anschauung eine allgemeine Geltung verschafft. Daher erklärt es sich denn auch, daß M. die bombastischen Tragödien Lohensteins, eines Dichters, der ihm sonst gewiß nicht durchaus gefiel, vortrefflich findet. Er mußte **nolens volens**; Seneca war ja doch einmal das tragische Ideal). — Das Hirtengedicht kann sein »**trochaicum**, welches sich zur Unterredung am besten schickt, auch wohl ein alexandrinisches. — Man kann sie auch in Oden vorstellen, wie bei Opitz die bekannte Ode ist: Corydon, der ging betrübet.« — Strafgedichte. Lauremberg hat **4** solcher Strafreden in niedersächs. Mundart geschrieben, »deren Artlichkeit nicht zu beschreiben ist. Ich schätze sie, was den Charakter und die Erfindung anlangt, den alten gleich und wird derjenige, der die Eigenschaft dieser Sprache versteht, sie mit großer Lust und Ergötzlichkeit lesen. Einige haben sie in die hochteutsche Sprache übersetzen wollen, aber die Zierlichkeit derselben ganz verderbt.«

(Noch heute hält Jedermann diese Satyren für köstlich. M. ist denn hier wieder heimisch und in seinem Elemente). — Weisens prosaische satyrische Schriften. »Solche Arbeiten können nicht als von tiefsinnigen oder weitsehenden ingenius ersonnen werden.« (Über diese Äußerung haben wir allerdings nicht die Dreistigkeit Gervinus zu widersprechen, der sie unerhört findet). — 17. Cap. Von dem **Epigrammatibus.** »Logaus Epigramme fehlet an Scharfsinnigkeit nichts, nur ist der **numerus** bisweilen etwas hart.« —

II.

Französische Studien.

Von Adolph Laun.

Chénier's Gefangene.

André Chénier ist merkwürdig nicht nur als ein ausgezeichneter Dichter, in welchem die Romantiker gewissermaßen ihren Vorkämpfer zu erkennen haben, sondern auch als eine äußerst poetische Gestalt, deren ungewöhnliche und ächt tragische Schicksale sich vortrefflich zur dramatischen Behandlung eignen würden. Seine Geburt zu Constantinopel (er war der Sohn einer schönen Griechin), sein Heimweh nach dem alten Hellas, für das er gleich unserm unglücklichen Hölderlin schwärmte, und dessen Geist er tiefer und reiner, als irgend ein anderer Franzose, und mit bewundernswerther Kunst in seinem widerspenstigen Idiom dargestellt hat, sein in Wanderungen und poetischen Studien dahinfließendes Jugendleben, seine begeisterte Theilnahme am Ausbruch der weltumwälzenden Ideen, sein Zurückbeben vor den losgebundenen dämonischen Mächten, sein Streben, sich im allgemeinen Strudel selbständig und rein zu erhalten, sein gefahrvolles, entschiedenes Auftreten für den König, dessen letzte Berufung ans Volk er verfaßte, sein momentan getrübtes Verhältniß zum Bruder Joseph Marie, seine freundschaftlichen Beziehungen zu den edleren Zeitgenossen, sein Kerkerleben, sein früher Tod (er starb, die Hand an die Stirn legend, auf der Guillotine mit den Worten: cependant j'avais quelque chose là): das Alles ist Poesie der Wirklichkeit, die nur des sondernden Tactes und der Gruppirung bedarf, um sich als Roman oder Tragödie vorzustellen.

Jener Schimmer von Poesie und antiker Schönheit, jener

Adel und jene Reinheit, die seinen Gedichten einen so hohen Reiz verleihen, sind auch über sein Leben ausgegossen; sie begleiten ihn bis ins Gefängniß St. Lazare, auf dessen öder Mauer ihm die schönste und letzte Blüthe seines Lebens, die Liebe zu Fräulein von Coigny erblüht. Diese reizende, später als Herzogin von Fleury wegen ihres Geistes und ihrer Liebenswürdigkeit bewunderte junge Dame sah an seiner Seite dem Henkertode entgegen. Chénier schildert uns in zwei aus dem Kerker datirten, kurz vor seinem Tode geschriebenen Elegieen den Eindruck, den ihr Schicksal und ihre Schönheit auf ihn gemacht. Ich versuche unten, eine derselben: **la jeune captive**, möglichst form- und sinngetreu wiederzugeben. Dies, so viel ich weiß, in Deutschland, wo Frankreichs wuchernde Effectliteratur immermehr die edleren Blüthen der französischen Poesie verdrängt, noch nicht durch Übertragung bekannt gewordene Gedicht wird in seiner Heimath noch immer als ein Muster seiner Gattung hingestellt; alle jungen, poetisch gestimmten Französinnen wissen es auswendig, und der Aristarch der französischen Kritiker, G. Planche, sagt von ihm: »Ich glaube kaum, daß unsere Sprache ein Gedicht von gleich rührender Melancholie und gleich anmuthiger Keuschheit besitzt.«

Uns Deutschen kann es besonders dadurch interessant sein, daß es uns zeigt, wie selbst ein französischer Dichter, trotz der hemmenden Sprache, gleich Hölderlin, Göthe und Platen, modernen Geist und moderne Empfindung mit antiker Form zu vermählen weiß. Dahin ging überhaupt Chenier's Bestreben:

»Allumons nos flambeaux à leurs feux poetiques,
Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques,«

sagt er in seinem Lehrgedicht: **l'Invention.** Man darf ihn daher nur mit großer Beschränkung als den Vater der romantischen Schule ansehen: er war ein Neuerer, aber ein äußerst besonnener, stets in den Grenzen der Vernunft und eines geläuterten Geschmackes bleibender. Seine literarische Bedeutung in Frankreich scheint mir eben deshalb in diesem Augenblicke eine sehr große zu sein: denn die neue, wieder dem Classicismus sich zuneigende Reaction in Poesie und Sprache kehrt etwa zu dem Punkte zurück, wo Chénier stand, und von wo aus die Romantiker ihre abenteuerlichen Entdeckungsreisen unternahmen.

Jene Elegie, die uns, zugleich mit der anderen **A Mlle. de Coigny** überschriebenen, in ein poetisch verschleiertes Verhältniß blicken läßt, begeisterte schon vor einem Jahre einen jungen belgischen Dichter, Eduard Wacken, zu einer von poetischem Geiste durchhauchten, schön versificirten Tragödie, die auf dem brüsseler Theater mit großem Beifall aufgenommen worden ist, und die

ihren Verfasser, wäre er in Paris als geborener Franzose aufgetreten, vielleicht neben Ponsard, mit dessen Manier sie viel Ähnliches hat, gestellt hätte. — Durch obige Bemerkungen wünschte ich das mit Eugène Sue, Alexander Dumas und andern weltbezwingenden Alexandern nur zu sehr beschäftigte Publikum auf die immer mehr in Vergessenheit gerathenden wirklichen Dichter Frankreichs und besonders auf den liebenswürdigen Chénier zurückzulenken, und zugleich die Mittheilung des hier folgenden Gedichtes zu motiviren.

Die junge Gefangene.

Im Gefängniß Lazare.

»Es reift der Ähre Keim, eh' ihn die Sichel knicket,
Die Rebe trinkt den Thau, den ihr Aurora schicket,
Bevor des Herbstes Kelter droht:
Auch ich, so schön wie sie, in meiner Jugend Tagen,
Beut gleich der Augenblick nur Kummer mir und Plagen,
Auch ich, ich fürchte noch den Tod!

Der Stoa Schüler mag ihm kalt entgegen gehen,
Ich wein', ich hoffe noch, und vor des Nordens Wehen
Beugt und erhebet sich mein Haupt.
Ach! bittre Tage giebt's, doch süße auch im Leben,
Wo ist der Honig, dem nicht Galle beigegeben,
Das Meer, das nie der Sturm durchschnaubt?

Noch blühn im Busen mir der Täuschung holde Träume,
Vergebens drohen rings des Kerkers enge Räume,
Mich hebt der Hoffnung Flügelschlag.
So schwingt die Nachtigall, des Voglers Schling' entronnen,
Nur froher sich empor und singt in höh'ren Wonnen,
Im Himmelsfeld der Freiheit Tag.

Mich ruft der Tod? mich, der nach sorglos stillem Schlummer
Ein stiller Morgen winkt, ein Leben frei von Kummer,
Mich, die kein böser Traum erschreckt?
Mich, deren heitrer Gruß in dieses Kerkers Mauern
Auf jenen Stirnen selbst, die ohne Hoffnung trauern,
Der Freude flücht'gen Strahl erweckt?

Der schönen Reise Ziel liegt in noch fernen Räumen,
Kaum brach ich auf, kaum hab' ich von den Ulmenbäumen
Des Wegs die ersten noch erreicht;
Und an des Lebens spät begrüßtem Feiermahle
Hab' ich erst kurze Zeit der Freuden volle Schaale
Der durst'gen Lippe dargereicht.

Mir blüht der Frühling noch, ich will die Erndte sehen,
Ich will der Sonne gleich durch alle Zeichen gehen,
    Vollenden meiner Jahre Kreis;
Gleich jener Blume, die, des Gartens Zierde, strahlet,
Will ich, von erster Gluth Auroras kaum bemalet,
    Durchblühn des Tages heitres Gleis.

Du kannst noch warten, Tod: o weiche von mir, weiche,
Geh hin und tröste sie, die Schmach und Angst und bleiche
    Verzweiflung zu verzehren droht!
Mich locket Pales noch in grüne Waldasyle,
Mir winken Liebeskuß und holder Musen Spiele,
    Drum weiche von mir, weich', o Tod!« —

So regten leise mir in öder Kerkermauer
Der Mitgefang'nen Stimm' und ihre sanfte Trauer
    Die Leier zu harmon'schem Klang,
Doch sucht' ich mich vom Joch des Kummers zu entringen
Und kunstvoll ins Gesetz der Verse zu verschlingen
    Was ihrer holden Lipp' entsprang.

Und dieses Klagelied, der Zeuge trüber Tage,
Erweckt dereinst vielleicht verwandter Geister Frage
    Nach ihr, die dieses Lied mir gab.
Von Anmuth war ihr Mund, war ihre Stirn umgeben,
Und alle werden, die an ihrer Seite leben,
    Gleich ihr sich fürchten vor dem Grab. —

Schlußwort.

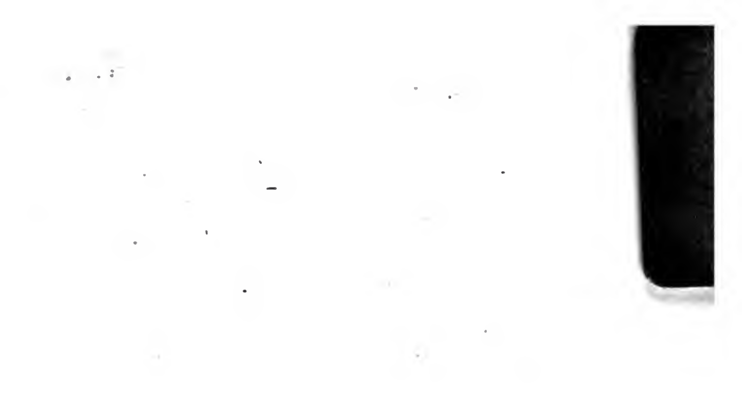
Mit dem vorliegenden Jahrgange sieht der Herausgeber sich veranlaßt, das »Literarhistorische Taschenbuch«, fürs Erste wenigstens, zu schließen. Persönliche Verhältnisse haben ihn in den letzten Jahren zu vielfachem und raschem Wechsel des Aufenthaltes genöthigt; auch für die nächste Zeit sieht er darin noch keiner Änderung entgegen. Wohl aber fürchtet er, der Redaction des »Literarhistorischen Taschenbuchs« unter diesen Umständen nicht mehr denjenigen Fleiß und die Sorgfalt widmen zu können, welche er ihm schuldig ist. Auch fühlt er die Nothwendigkeit, Alles, was ihm an Zeit und Mitteln für Arbeiten dieser Art zu Gebote steht, vorzugsweise der Vollendung seiner »Geschichte des deutschen Journalismus« zu widmen, von der er nun endlich zur Ostermesse k. J. dem Publikum den zweiten Band übergeben zu können hofft; der dritte und letzte Band soll dann auch nicht allzulange auf sich warten lassen. — Ob späterhin und alsdann in welcher Form eine Erneuerung des »Literarhistorischen Taschenbuchs« statt finden wird, davon zu seiner Zeit. Einstweilen schließt der Herausgeber, indem er sowohl dem Publikum, wie ganz besonders den Herren Mitarbeitern, die ihn bisher so freundlich unterstützt haben, für die erwiesene Theilnahme seinen herzlichsten Dank ausspricht.

Hamburg, October 1847.

R. E. Prutz.

w

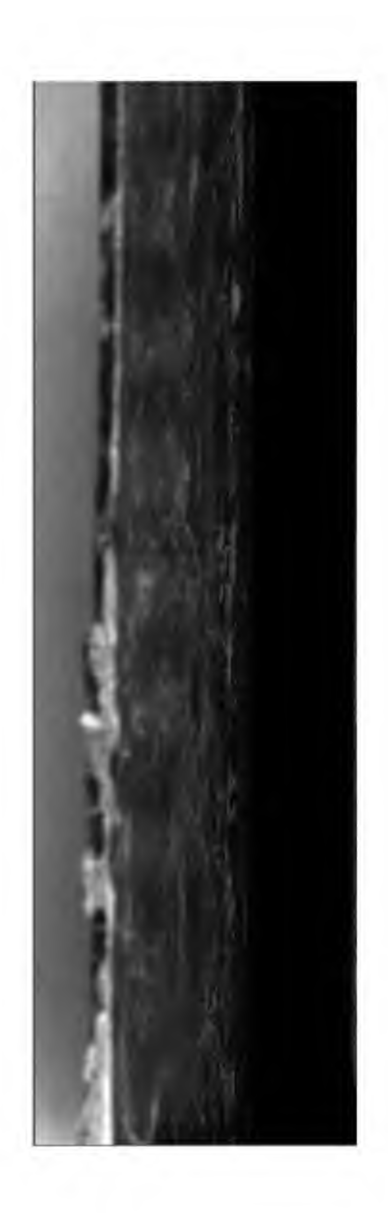
Druck von C. F. Kius in Hannover.

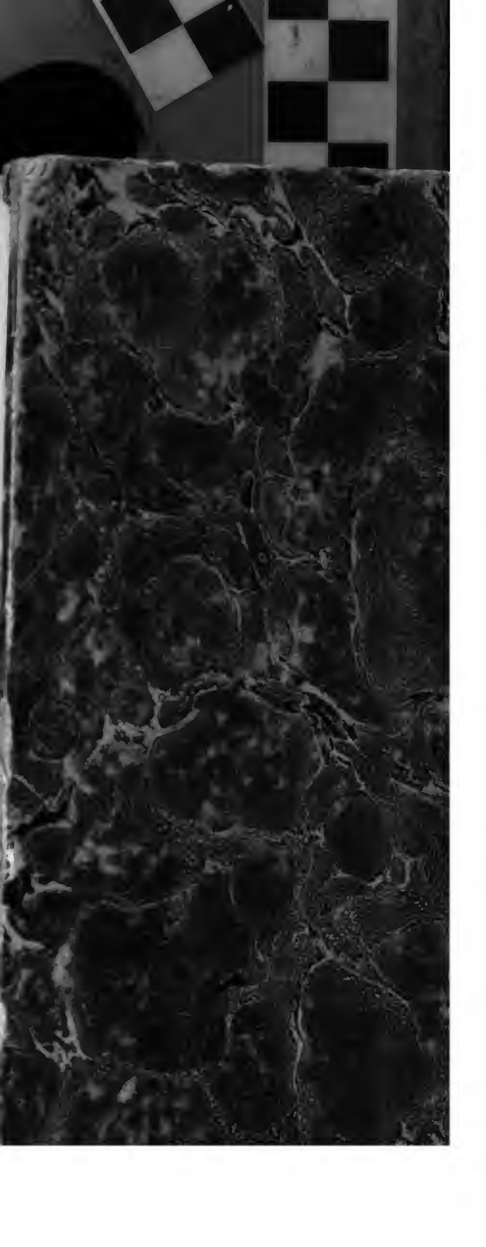















Google